BRITANNIA. ERZÄHLUNGEN AUS DER ENGLISCHEN GESCHICHTE. MIT...

Theodor DIELITZ, Theodor HOSEMANN



BRITANNIA





Alfred der Grofse.

BRITANNIA

Erzählungen aus der englischen Geschichte

von

THEODOR DIELITZ

Director d. Königstädtischen Realschule in Berlin.



Mit 8 illuminirten Bildern v. Th. Hosemann.

BERLIN

Winckelmann & Söhne



Britannia.



Erzählungen aus der englischen Geschichte

von

Th. Dielitz.





Vorwort.

Die Theilnahme, welche die unter den Titeln „Hellas und Rom", „das Mittelalter" und „die Helden der Neuzeit" von mir bearbeiteten historischen Gemälde aus der allgemeinen Weltgeschichte bei der lesenden Jugend gefunden, hat mich zu dem Versuch veranlaßt, auch die Geschichte einzelner Völker in ähnlicher Weise zu behandeln. Ich habe mit der Geschichte Englands den Anfang gemacht, weil diese mehr als irgend eine andere an anziehenden Einzelheiten reich ist. Wie in den oben genannten Werkchen habe ich auch in dem vorliegenden aus dem reichen Stoffe, den die Quellen-Schriftsteller darboten, nur dasjenige ausgewählt, was für die reifere Jugend verständlich und dabei geeignet erschien, den Geist durch die Anschauung großartiger Lebensverhältnisse zu bereichern, das Gemüth für das Edle und Wahre zu erwärmen,

ihm Verachtung des Schlechten und Gemeinen einzuflößen, und zugleich den Glauben an eine göttliche Weltregierung zu befestigen. Auf diese Weise darf ich hoffen, daß das Buch neben der Unterhaltung, die es zunächst bezweckt, auch einigen Nutzen gewähren und den Geschichts-Unterricht, den die Schule nur in allgemeinen Umrissen ertheilen kann, beleben und erweitern wird.

Berlin, im August 1855.

Th. D.

Inhalt.

Seite

I. Die alten Briten 1
II. Die Angelsachsen 5
1. Die Heptarchie 5
2. Egbert 10
3. Alfred der Große 12
4. Athelstan 17
5. Die sechs Knaben-Könige 19
6. Der Dänenmord 25
7. Kanut der Große 29
8. Edward der Bekenner 31
9. Macbeth, König von Schottland 35
III. Die normännischen Könige 43
1. Wilhelm der Eroberer 43
a. Wilhelms Rüstungen 43
b. Graf Tostig 45
c. Die Schlacht bei Hastings 47
d. Wilhelms Ende 51
2. Wilhelm II. 56
3. Heinrich I. 59
IV. Das Haus Anjou oder Plantagenet 66
1. Heinrich II. 66
a. Heinrichs Thronbesteigung 66
b. Thomas Becket 67
2. Richard Löwenherz 74
a. Richards Kreuzzug 74
b. Richards Gefangenschaft 77
c. Richards Tod 80

Seite

3. Johann ohne Land 82
4. Heinrich III. 87
5. Eduard I. 93
a. Eduards Kreuzzug 93
b. Die Eroberung von Wales 96
c. Der Krieg mit Frankreich 99
d. Der schottische Thronstreit 101
e. Wilhelm Wallace 103
f. Robert Bruce 108
g. Jakob Douglas und Thomas Randolf 118
6. Eduard II. 125
7. Eduard III. 129
a. Mortimers Tod 129
b. Die Schlacht bei Crecy 131
c. Die Eroberung von Calais 133
d. Der schwarze Prinz 136
e. Johann Wycliffe 140
8. Richard II. 142
a. Der Bauern-Aufstand 142
b. Richards Entthronung 145

V. Das Haus Lancaster 150
1. Heinrich IV. 150
2. Heinrich V. 153
a. Die Schlacht bei Azincourt 153
b. Der Vertrag von Troyes 158
3. Heinrich VI. 160
a. Die Jungfrau von Orleans 160
b. Jack Cade 164
c. Der Krieg der rothen und weißen Rose 165

VI. Das Haus York 168
1. Eduard IV. 168
2. Eduard V. 175
3. Richard III. 180

Seite

VII. Das Haus Tudor 183
1. Heinrich VII. 183
a. Die Vereinigung der beiden Rosen 183
b. Lambert Simnel 185
c. Perkin Warbeck 186
d. Jakob III., König von Schottland 190
2. Heinrich VIII. 197
a. Das Turnier auf dem goldenen Felde 197
b. Thomas Wolsey 199
c. Thomas More 203
d. Anna Boleyn 206
e. Katharina Howard 208
f. Katharina Parr 210
3. Eduard VI. 211
4. Maria 214
a. Johanna Grey 214
b. Philipp II., König von Spanien 217
c. Die Verfolgung der Protestanten 219
d. Thomas Cranmer 222
5. Elisabeth 225
a. Elisabeths Thronbesteigung 225
b. Die unüberwindliche Flotte 228
c. Robert Devereux, Graf von Essex 231
d. Elisabeths Ende 233
6. Maria Stuart, Königin von Schottland 235
a. Marias Jugend 235
b. Heinrich Darnley 238
c. Jakob Bothwell 242
d. Marias Gefangenschaft 246
e. Marias Tod 249

VIII. Das Haus Stuart 251
1. Jakob I. 251
2. Karl I. 256
a. Georg Villiers, Herzog von Buckingham 256

Seite

b. Das lange Parlament 260
c. Der Bürgerkrieg 265
d. Karls Gefangenschaft 268
e. Karls Prozeß 272
f. Karls Tod 275
3. Oliver Cromwell 278
a. Die Schlacht bei Dunbar 278
b. Karls Flucht nach der Schlacht bei Worcester . . . 281
c. Cromwells Erwählung zum Protector 286
d. Cromwells Regierung 289
4. Karl II. 292
5. Jakob II. 296
6. Wilhelm III. 301
7. Anna 303

IX. Das Haus Hannover 306
1. Georg I. 306
2. Georg II. 307
a. Karl Eduards Landung in Schottland 307
b. Die Schlacht bei Culloden 310
c. Die Eroberung von Quebeck 313
3. Georg III. 316
a. Die Eroberung von Havannah 316
b. Robert Clive 319
c. Wilhelm Pitt, Graf von Chatam 324
d. Jakob Cook 326
e. Der nordamerikanische Freiheitskampf 330
f. Warren Hastings 333
g. Die Schlacht bei Abukir 336
h. Nelsons Tod in der Schlacht bei Trafalgar 338
i. Das Bombardement von Kopenhagen 343
k. Wellingtons Feldzug in Spanien 345
l. Die Schlacht bei Waterloo 348
4. Georg IV., Wilhelm IV. und Victoria 351

I.

Die alten Briten.

Die ältesten Bewohner der britischen Inseln waren ein Theil des keltischen Volksstamms, der auch das heutige Frankreich und das nördliche Spanien und Italien bewohnte. Die ersten Fremden, welche zu ihnen kamen, waren die Phönicier; diese holten hier Zinn und Blei, an denen besonders die Südküste von England reich ist, und gaben dafür die verschiedenen Produkte ihres Kunstfleißes. Nach ihren Schilderungen standen die Briten auf einer sehr tiefen Stufe der Entwickelung; sie gingen halbnackt einher und waren nur mit rohen Thierhäuten bedeckt, während ihre Körper nach Art der heutigen Wilden Amerikas und Australiens mit bunten Farben bemalt waren. Ihre Wohnungen waren elende, aus rohen Baumstämmen erbaute und mit Stroh oder Schilf bedeckte Hütten; ihr ganzes Hausgeräth bestand aus einigen irdenen Gefäßen. Ihre Hauptbeschäftigung war die Viehzucht; doch verstanden sie es auch, leichte Boote aus Flechtwerk zu verfertigen, in denen sie sich selbst auf das Meer hinauswagten, und ebenso wußten sie die Metalle, die bei ihnen gefunden wurden, zu Schwertern, Schil-

den, Dolchen und Wurfspießen zu verarbeiten. Statt der Münzen hatten sie metallene Ringe, und ihre Nahrung bestand fast ausschließlich aus dem Fleisch ihrer Rinder- und Schafheerden. Eine besondere Fertigkeit besaßen sie in der Abrichtung ihrer kleinen, aber schnellen und kräftigen Pferde, denn diese ließen sich durch Worte lenken und blieben im dichtesten Gewühl der Schlacht unbeweglich stehen, wenn ihre Herren abgestiegen waren, um den Kampf zu Fuß fortzusetzen. Nicht minder geschickt waren die Briten im Lenken ihrer Streitwagen, auf denen sie stehend über Stock und Stein in sausendem Galopp einherfuhren, während die Sensen, die an beiden Seiten befestigt waren und über die Räder hervorragten, in den Reihen der Feinde arge Verwüstungen anrichteten.

Die Religion der alten Briten hatte etwas Düsteres und Geheimnißvolles. Außer der Sonne und dem Mond verehrten sie verschiedene Götzen, von denen wir nicht einmal die Namen kennen. Die Priester, Druiden genannt, hielten die meisten gottesdienstlichen Gebräuche geheim und behaupteten, im Besitz von Wundermitteln und Zauberkräften zu sein. Sie versammelten sich in finsteren, abgelegenen Wäldern, wo sie die Jünglinge, die in ihre Verbindung eintreten wollten, viele Jahre hindurch in ihren geheimnißvollen Künsten unterrichteten. Durch die mannigfachen Kenntnisse, die sie vor dem übrigen Volke voraus hatten, gewannen sie einen so großen Einfluß auf alle Lebensverhältnisse, daß sie die eigentlichen Herren des Landes waren. Wie bei den meisten wilden Völkern waren auch bei den Briten Menschenopfer im Gebrauch, und bei großen Festlichkeiten wurde eine Menge von Menschen und Thieren in großen, aus Baumzweigen geflochtenen Käfigen auf einmal lebendig verbrannt. Doch scheint es, als ob zu solchen Opfern nur Verbrecher genommen wurden, welche die Todesstrafe verdient hatten.

Dies war der Zustand des Landes, bis es den Römern gelang,

sich zu Herren desselben zu machen. Die ersten Einfälle unternahm Julius Cäsar, nachdem er Gallien der römischen Herrschaft unterworfen hatte, und hundert Jahre später wurden unter dem Kaiser Claudius die ersten römischen Ansiedelungen auf der Insel gegründet. Bald darauf wurde unter dem Kaiser Nero die kleine Insel Mona, jetzt Anglesea genannt, welche der Hauptsitz der Druiden war, in Besitz genommen und viele von den Priestern in den Käfigen, die sie für Andere geflochten hatten, verbrannt. Doch nun erhoben sich, durch die Gewaltthätigkeiten der römischen Soldaten gereizt, die Briten unter ihrer heldenmüthigen Königin Boadicea gegen die Fremdlinge, zerstörten ihre Besitzungen und überfielen sie in ihren festen Plätzen. So kamen in wenigen Tagen siebzigtausend Römer ums Leben; bald aber landeten neue Legionen aus Gallien, und als es zur Schlacht kam, wandte sich der Sieg gar bald auf die Seite der kriegskundigen Römer. Die Briten kämpften, um sich nicht den verhaßten Fremdlingen zu unterwerfen, bis auf den letzten Mann, und Boadicea tödtete sich und ihre Kinder durch Gift. Feuer, Schwert und Hungersnoth verheerten nun einen großen Theil der Insel, und als zwanzig Jahre später der Kaiser Vespasian seinen Feldherrn Julius Agricola, einen eben so tapfern wie klugen Mann, nach Britannien sandte, war es um die Freiheit des Landes geschehen. Agricola wußte durch seine weise und gerechte Verwaltung die Briten in dem Grade zu gewinnen, daß sie nun keinen Versuch weiter machten, sich der römischen Herrschaft zu entziehen, und um die neue Provinz gegen die Einfälle der wilden Bewohner Schottlands zu schützen, bauten die folgenden Kaiser einen von der irischen See bis zur Nordsee reichenden Grenzwall.

Jetzt verbreitete sich unter den Briten römische Sprache und Sitte; hier und dort erhoben sich Städte, welche bald durch Handel und Kunstfleiß zu großem Wohlstand gelangten; die Wälder, welche bisher fast das ganze Land bedeckt hatten, wurden ausgerottet, und der bisher

so vernachlässigte Ackerbau, der Anfang aller Gesittung, wurde nun Hauptbeschäftigung der Einwohner. Auch das Christenthum fand im Lande Eingang, und wenn auch Viele noch dem alten Götzendienst anhingen, so wandten sich doch jährlich Tausende der neuen Lehre zu. Die Kriege und Fehden, welche vordem fast ohne Unterbrechung gewüthet hatten, waren verschwunden, und unter den Segnungen des tiefen Friedens, der nun im Lande herrschte, machte das früher so rohe Volk in allen Zweigen menschlicher Bildung schnelle Fortschritte.

Dieser glückliche Zustand sollte jedoch nicht lange währen. Bedrängt durch die Angriffe der deutschen Völker, namentlich der Westgothen, mußte der Kaiser Honorius, um Italien zu schützen, die entfernteren Provinzen preisgeben. So wurden etwa vierhundert Jahre nach Christi Geburt auch aus Britannien die römischen Legionen fortgezogen, und nun war das Land den Einfällen der Picten und Scoten, der wilden Bewohner Schottlands, ausgesetzt, welche in gewaltigen Schaaren über den Grenzwall drangen, die Städte plünderten und die Einwohner mißhandelten oder erschlugen. In ihrer Verzweiflung schickten die Briten mehrere Gesandtschaften nach Rom und baten auf das dringendste um Hülfe; aber der Kaiser konnte nichts für sie thun, da er nicht einmal seine eigene Hauptstadt zu schützen vermochte. Und während die Picten und Scoten von Norden her einbrachen, wurde die Südküste von sächsischen Seeräubern heimgesucht. Um aber das Elend voll zu machen, haderten die britischen Fürsten noch unter sich und machten einander die Herrschaft streitig. Da beschloß einer derselben, Namens Vortigern, sächsische Krieger aus Deutschland herüberzurufen und mit ihrer Hülfe die von allen Seiten eindringenden Feinde abzuwehren.

II.

Die Angelsachsen.

1. Die Heptarchie.

Die deutschen oder germanischen Völker, die schon in den ältesten Zeiten, von denen wir Kunde haben, das östlich vom Rhein und nördlich von der Donau gelegene Land bewohnten, unterschieden sich von ihren keltischen Nachbarn durch hohe Gestalten, blaue Augen und blonde oder rothe Haarfarbe. Unter den vielen Stämmen, in welche das Volk der Deutschen sich getheilt hatte, waren die Sachsen, welche mit den ihnen verwandten Angeln und Jüten das Küstenland an der Nordsee inne hatten, einer der streitbarsten. Wie bei allen Deutschen, waren Tapferkeit und Freiheitsliebe Grundzüge ihres Charakters; was sie aber von ihren Landsleuten unterschied, das war ihre Neigung zur Schiffahrt und zur Seeräuberei. Während die keltischen Völker sich mit ihren kleinen Kähnen auf Küstenfahrten beschränken mußten, segelten die Sachsen in ihren hohen Schiffen weit in das Meer hinaus und trotzten den Wogen und den Winden. Durch ihre alljährlich wiederholten Raub- und Plünderungszüge wurden sie für die Bewohner des gallischen und britischen Küstenlandes eine harte Plage, bis es ihnen endlich

gelang, sich ganz Britannien zu unterwerfen. Es geschah dies auf folgende Weise:

Als der britische Fürst Vortigern mit dem Plane umging, deutsche Krieger zur Sicherung seines Reiches in Sold zu nehmen, erschienen zwei Häuptlinge der Jüten, Namens Hengist und Horsa, in seinem Lande und erklärten sich bereit, eine Anzahl von Kriegern herüberzuholen und mit ihnen die Picten und Scoten abzuwehren. Zum Lohn für ihre Hülfe verlangten sie Ländereien, auf denen sie sich mit ihren Kriegern ansiedeln könnten. Als diese ihnen zugesagt waren, gingen sie wieder nach Deutschland und kamen bald darauf mit drei Schiffen zurück, die mit tausend sechshundert Kriegern, meist sächsischen und anglischen Stammes, bemannt waren. Es wurde ihnen die Insel Thanet zum Wohnsitz eingeräumt, und in kurzer Zeit hatten sie die Picten und Scoten aus dem Lande vertrieben. Da ihnen neue Schaaren folgten, welche gleichfalls Land zum Anbau verlangten, die Briten aber diese Forderung nicht bewilligen wollten, so kam es zu Feindseligkeiten und bald darauf zu einer blutigen Schlacht, in welcher Horsa seinen Tod fand. Jetzt durchzogen die deutschen Krieger raubend und plündernd die ganze Insel. Vortigern, der sich mit Hengists Tochter vermählt hatte, wurde von den Briten wegen seiner Schwäche und Unthätigkeit abgesetzt; aber auch sein tapfrer Sohn Vortimer, der zu seinem Nachfolger erwählt wurde, vermochte den Untergang seines Reichs nicht aufzuhalten. Bald war ganz Britannien in der Gewalt der Angeln und Sachsen, welche daselbst sieben kleine Königreiche, die angelsächsische Heptarchie genannt, gründeten. Das erste derselben war Kent; dann folgten die drei Reiche der Sachsen, Essex, Sussex und Wessex, und endlich im Norden derselben die von Angeln gegründeten Königreiche, Ostangeln, Mercia und Northumberland. Die Briten, die sich den Fremdlingen nicht unterwerfen wollten, wanderten aus und zogen

sich in den westlichen Theil der Insel, namentlich in die Halbinsel Wales zurück, die ihnen durch ihre Gebirge Schutz gewährte.

So war die Insel im Besitz von drei Völkern, den Angelsachsen im Osten, den Briten im Westen und den Picten und Scoten im Norden. Diese bekämpften einander mit äußerster Erbitterung; außerdem aber geriethen auch die angelsächsischen Fürsten, uneingedenk ihres gemeinsamen Ursprungs, unter einander in Fehden, so daß nun mehrere Jahrhunderte lang die ganze Insel der Schauplatz blutiger Kämpfe war. Erst als sich im siebenten Jahrhundert das Christenthum unter den Angelsachsen verbreitete, zeigte sich ein Fortschritt zu einem besseren Zustande. Die Veranlassung dazu gab folgendes Begebniß: Der nachmalige Papst Gregor der Große bemerkte eines Tags auf dem Sklavenmarkt in Rom einige Knaben mit blühenden Gesichtern und langem blonden Haar, welche zum Kauf ausgeboten wurden. Auf seine Frage, aus welchem Lande sie seien, erhielt er die Antwort, sie seien Angeln. „Mit Recht," sagte er, „werden sie so genannt, denn sie sind hold wie Engel. Ach, wenn doch aus ihnen Engel des Himmels würden! Aber aus welcher Provinz von Britannien sind sie?" „Aus Deira," erwiderte man ihm. „Wohlan," rief er aus, „sie sollen von dem Zorne (de ira) Gottes erlöst werden! Und wie heißt ihr König?" „Aella," lautete die Antwort. „Aella?" sagte Gregor. „So soll auch Halleluja in seinem Reiche gesungen werden!" Sobald er den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, schickte er vierzig Mönche nach Britannien, um den Angelsachsen das Evangelium zu predigen. Diese wandten sich zuerst an Ethelbert, den König von Kent. Mit einem großen silbernen Kreuze und einem Panier, auf dem das Bild des Heilands angebracht war, erschienen sie vor ihm und theilten ihm die wichtigsten Lehren des Christenthums mit. Der König zögerte, sich zu der neuen Lehre zu bekennen, gab aber den Mönchen die Erlaubniß,

sie seinem Volke zu predigen. Nicht lange darauf ließ er sich jedoch mit seinem ganzen Hofe taufen, baute an der Stelle, wo jetzt der Dom von Canterbury steht, eine Kirche und räumte den Mönchen einen Theil seines eigenen Palastes zur Wohnung ein. Seinem Beispiel folgte eine große Anzahl seiner Unterthanen, und bald war die Zahl der Bekehrten so groß, daß an einem Weihnachtstage zehntausend Menschen die Taufe empfingen. Um dieselbe Zeit nahm auch der König Sebert von Essex die neue Lehre an, erbaute in London eine dem Apostel Paulus geweihte Kirche und gründete zu Ehren des Apostels Petrus die später so berühmt gewordene Westminster-Abtei.

In Northumberland war es der treffliche König Edwin, welcher dem Christenthum Eingang verschaffte. Er war durch seine Geburt der Erbe der Krone, war aber als Knabe von seinem Schwager verdrängt worden, und hatte nun, von diesem unablässig verfolgt, an verschiedenen Höfen eine Zuflucht suchen müssen. Als er nach dem Tode seines Schwagers den Thron bestiegen hatte, herrschte er mit solcher Weisheit und Gerechtigkeit, daß sein Volk sich eines nie gekannten Wohlstands erfreute. Auch übte er eine so strenge Rechtspflege, daß, wie die Leute sagten, unter seiner Regierung ein Kind mit einem Beutel voll Gold ungefährdet das Land durchwandern konnte. Neidisch auf seine Macht und seinen Ruhm, suchte ihn der König von Wessex durch Meuchelmord aus dem Wege zu räumen. Der Mörder kam als ein Gesandter seines Herrn, zog, als Edwin die Hand ausstreckte, um ihn zu begrüßen, plötzlich sein Schwert und suchte ihn zu durchbohren. Aber einer von den Begleitern des Königs, der treue Lilla, bemerkte es, warf sich zwischen Beide und fing mit seinem Leibe die Waffe auf, welche durch seine Brust hindurchdrang und hinter ihm noch den König verwundete. Der Verräther empfing den verdienten Lohn; auf Edwin aber machte die Aufopferung des treuen Dieners, der sich kurz zuvor hatte taufen lassen, einen solchen Eindruck, daß er die angesehensten

Männer seines Reiches zusammenrief, um sich mit ihnen wegen der Annahme der neuen Lehre zu berathen.

Der Erste, der das Wort nahm, war der heidnische Oberpriester. „Wenn Jemand in der Welt," begann er, „die Nichtigkeit der Götter, die wir bisher angebetet haben, zu erkennen vermag, so bin ich es. Hätten sie die Macht, dem Menschen Gutes zu thun, so müßte ich, der ich ihnen immer treu gedient habe, mit Glücksgütern gesegnet sein. Dies ist aber nicht der Fall; vielmehr habe ich in meinem Leben nur Leid und Ungemach erfahren. Auch wissen sie uns über unser zukünftiges Leben eben so wenig Auskunft zu geben, wie über den Ursprung der Welt. Die neue Lehre dagegen verheißt denen, die Gott lieben, reichen Segen; sie lehrt uns, wie Gott die Welt geschaffen hat, und verspricht uns, wenn wir seine Gebote befolgen, ein ewiges Leben. Darum laßt uns unsere Tempel und Götzenbilder zerstören!"

Alle stimmten ihm bei; er aber schwang sich auf ein Streitroß, sprengte zum Tempel hin und schleuderte seinen Speer gegen das Heiligthum. Sodann begann er mit seinen Begleitern die Mauern niederzureißen, und als das Werk der Zerstörung beendet war, ließ er sich mit vielen angesehenen Männern taufen. Das Volk folgte ihrem Beispiel, und die Mönche waren nun einen Monat lang vom Morgen bis zum Abend damit beschäftigt, den Bekehrten die Taufe zu ertheilen. Um dieselbe Zeit verbreitete sich das Christenthum auch in den übrigen angelsächsischen Reichen, und wenn auch unter den folgenden Königen sich einige wieder dem Heidenthum zuwandten, so nahm doch die Zahl der Christen mit jedem Jahre zu.

2. Egbert.

Es war ums Jahr 800 nach Christi Geburt, als die sieben angelsächsischen Königreiche durch Egbert von Wessex zu einem Reiche vereinigt wurden. Dieser war als Jüngling von einem Verwandten, Namens Beortric, verdrängt worden und hatte sich, um sich gegen die Nachstellungen desselben zu sichern, an den Hof Karls des Großen, des Königs der Franken, begeben. Beortric hatte ein böses Weib, Namens Edburga. Diese war eine geschickte Giftmischerin und pflegte alle diejenigen, die ihr verhaßt waren, durch Gift aus dem Wege zu räumen. Einst hatte sie für einen Edelmann, der sie beleidigt hatte, eine Schale Gift bereitet; da geschah es, daß durch ein Versehen ihr Gemahl von dem Gifte trank und starb. Nun rottete sich das Volk zusammen und jagte die verbrecherische Königin aus dem Lande. Sie floh, da sie sich in keinem Theile Englands sicher wähnte, nach Deutschland und von dort nach Italien, und starb, nachdem sie noch viele Jahre ein elendes Leben geführt hatte, als Straßenbettlerin in der Stadt Pavia.

Als Egbert von dem Tode seines Feindes hörte, ging er nach England zurück und setzte sich in den Besitz seines Reiches. Von den sieben angelsächsischen Königreichen waren einige schon früher mit Wessex vereinigt worden; die übrigen wurden durch Egbert unterworfen, der sich nun König von England nannte.

Es war ein großes Glück für das Land, daß es damals unter einer Herrschaft vereinigt und damit den inneren Kriegen, durch die es Jahrhunderte lang so Schweres hatte leiden müssen, ein Ende gemacht wurde; denn gerade damals begannen die Angriffe eines auswärtigen Feindes, die sich nun fast alljährlich wiederholten. Die Dänen, in

Deutschland und Frankreich Normannen genannt, ein kühnes Seeräubervolk im heutigen Dänemark und Norwegen, hatten schon seit einiger Zeit die Küsten Deutschlands und Frankreichs heimgesucht und erschienen nun auch in England, um Städte und Dörfer auszuplündern. Wer sich ihnen widersetzte, wurde erschlagen, und ehe die Streitkräfte des Landes zu ihrer Abwehr gesammelt werden konnten, waren sie mit ihren Schiffen wieder verschwunden. Als sie zum ersten Male in England landeten, kamen sie nur mit drei Schiffen; einige Jahre später erschien jedoch eine Flotte von fünfunddreißig Schiffen, aus der mehrere Tausend Bewaffneter ans Land stiegen. König Egbert zog ihnen mit seiner ganzen Kriegsmacht entgegen und schlug sie in einer blutigen Schlacht; im folgenden Jahre aber starb er, und unter der Regierung seines Sohnes Ethelwolf erneuerten die Dänen ihre Einfälle, plünderten London, Canterbury und viele andere Städte und ließen sich auf derselben Insel Thanet nieder, welche den Angelsachsen zur ersten Ansiedelung gedient hatte. Den König Edmund, der im östlichen England herrschte, nahmen sie gefangen, banden ihn an einen Baum und forderten ihn auf, seinem Glauben zu entsagen. Da er sich als guter Christ dessen weigerte, so schossen sie mit Pfeilen nach ihm und hieben ihm zuletzt das Haupt ab. Sie setzten sich jetzt auch in Ostangeln fest und konnten nun ihre Raub- und Plünderungszüge um so ungestörter fortsetzen, da die im Lande Angesiedelten den neuen Ankömmlingen als Führer und Wegweiser dienten. So war denn das unglückliche Land der Wuth dieses wilden Feindes hülflos preisgegeben.

---

3. Alfred der Große.

König Alfred, wegen seiner trefflichen Eigenschaften nachmals der Große genannt, war der jüngste Sohn Ethelwolfs und folgte im Jahre 871 als junger Mann von dreiundzwanzig Jahren seinem Bruder Ethelred in der Regierung. Schon als Knabe war er längere Zeit in Rom gewesen, wohin sein frommer Vater nach der unter den Angelsachsen herrschenden Sitte eine Wallfahrt unternommen hatte. Hier hatte ihn der Papst, erfreut über die Schönheit und die geistigen Anlagen des Knaben, im voraus zum König gesalbt. In England war er dann, wie es die Zeit verlangte, unter kriegerischen Uebungen aufgewachsen, und seine Geistesbildung wäre ganz vernachlässigt worden, wenn nicht seine Mutter Osburgha in dieser Beziehung für ihn gesorgt hätte. Die treffliche Frau las einst, während ihre vier Söhne um sie herum saßen, in einem sächsischen Gedichtbuch, das mit schön gemalten Anfangsbuchstaben geziert war. Die Knaben freuten sich über die bunten Bilder; da sagte die Mutter: „Das Buch gefällt Euch? Nun wohl, Ihr sollt es haben, aber nicht ohne Mühe und Anstrengung. Ich werde es demjenigen unter Euch schenken, der zuerst lesen lernen wird.“ Sogleich suchte sich Alfred, während die älteren Brüder, wie früher, den Waffenübungen und der Jagd nachgingen, einen Lehrer auf und lernte in wenigen Monaten lesen. So gewann er den Preis, auf den er sein ganzes Leben hindurch stolz war, und nun ließ er keine Gelegenheit vorübergehen, durch das Lesen nützlicher Bücher seinen Geist weiterzubilden und seine Kenntnisse zu vermehren.

Als Alfred den Thron bestieg, waren die Angriffe der wilden Dänen heftiger als je, denn eine Landung raubgieriger Schaaren folgte der andern. Alfred lieferte ihnen im ersten Jahre seiner Regierung

neun große Schlachten und viele kleinere Treffen; aber obgleich er in den meisten Kämpfen siegreich war, so verminderte sich doch durch jeden derselben die Zahl seiner Krieger, während die gefallenen Dänen durch neue Ankömmlinge immer doppelt ersetzt wurden. Ein Vertrag, den Alfred mit den treulosen Feinden schloß, wurde von ihnen bald wieder gebrochen, und nun überschwemmten sie ganz England in solchen Schaaren, daß Niemand ihnen mehr Widerstand zu leisten wagte. Schon wollte sich der König, von seinen Unterthanen verlassen und an Rettung verzweifelnd, in die Feinde stürzen, als seine Freunde ihm vorstellten, daß er sich seinem Volke für bessere Zeiten erhalten müsse. So entschloß er sich denn, in Bauerntracht zu entfliehen und sich an einem abgelegenen Orte zu verbergen. Ein Hirt, der ihn nicht kannte, nahm ihn in seine Hütte auf, während ihn die Dänen im ganzen Lande vergeblich suchten.

Einst hatte ihn die Frau des Hirten beauftragt, auf die Brote Acht zu geben, die sie zum Rösten auf den warmen Herd gelegt hatte. Alfred war damit beschäftigt, Pfeile für seinen Bogen zu schnitzen, mit denen er dereinst die treulosen Feinde zu bestrafen hoffte; er dachte an die schweren Leiden, die auf seinem armen Volke lasteten, und achtete nicht auf die Brote, die inzwischen in der Hitze verbrannten. Als die Frau zurückkam, schalt sie den König einen faulen Gesellen, der nicht einmal zum Brotbacken brauchbar sei, während er es doch ganz gut verstehe, Brot zu essen. Alfred nahm ihre Vorwürfe geduldig hin, und sein Stand blieb unentdeckt.

Nachdem er sich den Winter über auf solche Weise verborgen gehalten hatte, gab er sich im Frühjahr seinen Umgebungen zu erkennen, sammelte eine Schaar Bewaffneter um sich, verschanzte sich mit ihnen in einer waldigen, von Sümpfen eingeschlossenen Gegend und machte von hier aus glückliche Streifzüge gegen die einzelnen Abtheilungen der Feinde. Unterdessen erneuerten auch seine Vasallen hier und dort

den Kampf, und einer derselben, der Graf von Devonshire, tödtete einen feindlichen Anführer und erbeutete die Fahne, die von den Dänen als ein Heiligthum verehrt wurde. Sie war nämlich nach dem Volksglauben von drei Königstöchtern an einem Nachmittag gewebt worden und trug das Bild eines Raben, der dadurch, daß er mit den Flügeln schlug, den Sieg verkündigte, während er vor einer Niederlage die Flügel herabhängen ließ.

Während der Verlust dieser Zauberfahne unter den Dänen große Bestürzung verursachte, beschloß Alfred, ihre Hauptmacht durch das Aufgebot aller wehrhaften Engländer anzugreifen und sein geknechtetes Volk zu befreien. Zuvor aber wollte er ihre Anzahl, ihre Ausrüstung und ihre Befestigungen kennen lernen. Er verkleidete sich daher als Sänger und ging mit einer Harfe in das dänische Lager. Hier spielte und sang er zuerst in dem Zelte ihres Anführers Guthrum, und ergötzte dann die Krieger bei ihren Zechgelagen. Während er aber nur mit seinem Gesang und seinem Harfenspiel beschäftigt zu sein schien, erforschte er Alles, was er zu wissen wünschte, belauschte die Gespräche der Anführer und merkte sich die schwachen Stellen ihres Lagers. Unentdeckt kam er zu den Seinigen zurück, und ließ nun durch treue Boten alle streitbaren Engländer zusammenrufen.

Als die Kunde im Lande erscholl, daß König Alfred noch lebe, griff Alles voll Vertrauen zu den Waffen; die Dänen aber waren erstaunt, ein englisches Heer wie aus dem Boden hervorwachsen zu sehen. Zwar zogen sie den Engländern entgegen; sie erlitten jedoch eine Niederlage, die ihnen fast die Hälfte ihrer Streiter kostete. Der Ueberrest zog sich in seine Befestigungen zurück und wurde hier von den Siegern mehrere Wochen lang belagert. Endlich mußten die Dänen, durch Hunger gezwungen, einen Vertrag schließen, durch den sie sich verpflichteten, sich auf ihre Besitzungen in Ostangeln und Northumberland zu beschränken, das übrige Land zu räumen und Geiseln für die

Aufrechthaltung des Friedens zu stellen. Die wichtigste Folge dieser Siege aber war, daß der dänische Fürst Guthrum sich entschloß, ein Christ zu werden. Er nahm in der Taufe, bei der Alfred selbst als Zeuge gegenwärtig war, den Namen Athelstan an, und herrschte nun unter des Königs Oberhoheit in den ihm überlassenen Gebieten mit Weisheit und Gerechtigkeit. Seine Dänen folgten seinem Beispiel, bauten in Ruhe ihre Aecker und wurden friedliche Nachbarn der Engländer.

Aber ihre Landsleute in Dänemark machten es anders; sie setzten ihre Raubzüge fort, und schon nach vier Jahren kamen wieder zahllose Schaaren, landeten mit dreihundert und dreißig Schiffen an der Küste von Kent und durchzogen mordend und brennend das Gebiet der Engländer. Zu diesem Unheil gesellte sich Mißwachs und Hungersnoth, und in Folge des Mangels eine pestartige Krankheit, der Menschen und Thiere zu Tausenden erlagen. Da inzwischen Athelstan gestorben war, so erhoben sich auch die in Ostangeln und Northumberland angesiedelten Dänen und machten mit ihren wilden Landsleuten gemeinschaftliche Sache. So groß die Noth auch war, so verzagte Alfred doch nicht, und nach einem dreijährigen schweren Kampfe war sein Land von den Feinden befreit. Um die Räuber zu schrecken und die Küsten gegen fernere Angriffe zu schützen, baute er eine Flotte von dreihundert Schiffen, von denen die Hälfte stets gerüstet und segelfertig sein mußte. Auch legte er an den Punkten, die zur Vertheidigung besonders geeignet waren, mehr als fünfzig feste Schlösser an und theilte alle waffenfähigen Männer seines Reichs in zwei Abtheilungen, die einander im Kriegsdienst ablösten.

Nachdem Alfred auf diese Weise seinem armen Volke den so lange entbehrten Frieden wiedergegeben und zu dem Ende in mehr als fünfzig Schlachten persönlich mitgefochten hatte, konnte er an die Verbesserung der inneren Zustände und die Förderung der Bildung denken. Zuerst ordnete er die Rechtspflege, die während der langen Kriege in

gänzlichen Verfall gerathen war. Er entfernte alle bestechlichen Beamten von ihren Stellen, ließ jeden Richter dieselbe Strafe, die er einem Unschuldigen auferlegt hatte, selbst erdulden, und handhabte die öffentliche Sicherheit mit solcher Strenge, daß das Volk noch nach Jahrhunderten erzählte, unter seiner Regierung habe man einen Beutel mit Gold, den man auf der Straße verloren, noch nach einem Monat an derselben Stelle wiedergefunden.

Eine gleiche Sorgfalt wandte Alfred den Wissenschaften und der Volksbildung zu. Er selbst hatte noch in seinem sechsunddreißigsten Jahre angefangen, Lateinisch zu lernen, und übersetzte nun viele nützliche Bücher, um sie dem Volke zugänglich zu machen, ins Angelsächsische. Zugleich errichtete er Schulen, zog ausgezeichnete Gelehrte an seinen Hof und ließ Baumeister, Künstler und Handwerker aus Italien nach England kommen. Um zu allen diesen Geschäften Zeit zu gewinnen, theilte er den Tag in drei gleiche Theile, die er aus Mangel an einer Uhr durch brennende Kerzen von bestimmter Länge abmaß. Ein Drittel des Tages und der Nacht war für den Schlaf, für körperliche Uebungen und für das Essen bestimmt; das zweite Drittel war den Regierungsgeschäften, das dritte den wissenschaftlichen Arbeiten und dem Gebet gewidmet.

Auf diese Weise wurde es dem großen König möglich, in seiner dreißigjährigen Regierung so Herrliches zu vollbringen und nach allen Seiten hin so segensreich zu wirken. Und dabei war er noch den größten Theil seines Lebens von einer schweren Krankheit geplagt, die ihm die heftigsten Schmerzen verursachte. Als er ihr im Jahre 901, im zweiundfünfzigsten seines Lebens, erlag, pries ihn sein Volk als seinen Retter und Wohlthäter und als einen der edelsten Fürsten, die je auf einem Throne gesessen haben.

4. Athelstan.

Die Nachfolger Alfreds, sein Sohn Eduard der Aeltere und sein Enkel Athelstan, waren treffliche Fürsten, welche in seinem Geiste fortregierten. Beide hatten mit vielen Feinden zu kämpfen, ehe sie ihr Land in Frieden regieren konnten; aber gegen alle fochten sie siegreich. Namentlich bildete sich gegen Athelstan eine Verbindung mächtiger Feinde, an deren Spitze ein von ihm vertriebener dänischer Häuptling, Namens Olaf, und der König von Schottland standen. Olaf landete mit einer Flotte von fünfhundert und zwanzig Schiffen, verband sich mit den schottischen Schaaren und drang mit seinem zahlreichen Heere gegen London vor. Als er sich dem englischen Lager näherte, beschloß er, dem Kriege durch die Ermordung des Königs ein Ende zu machen, und wandte zu dem Ende eine ähnliche List an, wie Alfred der Große sie zur Erforschung des feindlichen Lagers ersonnen hatte. Als Sänger verkleidet, belustigte er die englischen Krieger durch seine Lieder, und ward endlich auch in Athelstans Zelt geführt. Hier sang und spielte er, während der König mit den Edlen seines Heeres bei einem Gelage saß, und wurde dann mit einer reichen Belohnung entlassen. Nachdem er sich die Lage und die Einrichtung des Zelts genau gemerkt hatte, verließ er das Lager, um zu den Seinigen zurückzukehren. Zuvor aber wollte er sich noch des empfangenen Goldes entledigen, denn wenn ihm auch die Klugheit geboten hatte, es anzunehmen, so verbot ihm doch sein Stolz, es zu behalten. Er vergrub es also in einem Gebüsch, wo er sich unbemerkt glaubte; doch ein englischer Kriegsknecht hatte ihn beobachtet und erkannt, und eilte zum König, um diesem das Geschehene zu melden. Athelstan fragte, warum er die Anzeige nicht früher gemacht hätte, als man sich Olafs noch hätte bemächtigen können. Der

Kriegsknecht antwortete, er habe früher in Olafs Diensten gestanden und ihm den Eid der Treue geschworen; diesen habe er nicht brechen dürfen; überdies würde man ihn, wenn er seinen früheren Herrn verrathen hätte, mit Recht für fähig halten, auch an seinem gegenwärtigen Herrn zum Verräther zu werden. Athelstan lobte den Mann wegen seiner Treue und seiner Klugheit, und da er die Absicht des Feindes durchschaute, so ließ er sein Zelt abbrechen und an einer anderen Stelle des Lagers wieder aufschlagen; der Platz aber, wo es gestanden hatte, wurde von einem Bischof eingenommen, der an demselben Abend mit seinem Gefolge angekommen war. Um Mitternacht brach Olaf mit einem Theil seines Heeres in das englische Lager ein, stürmte gerades Weges auf das vermeintliche Zelt des Königs los und erschlug den Bischof mit allen seinen Gefährten. Unterdessen aber hatte Athelstan seine Krieger gesammelt und drang mit solcher Gewalt gegen die Feinde vor, daß diese sich eiligst zurückziehen mußten. Sobald der Tag anbrach, entspann sich eine blutige Feldschlacht, denn das ganze dänische und schottische Heer war inzwischen herangekommen. Vier Stunden wurde von beiden Seiten mit großer Hartnäckigkeit gekämpft, dann aber mußten die Verbündeten den Rückzug antreten, der sich bald in wilde Flucht auflöste. Von den siegreichen Engländern verfolgt, erlitten sie eine furchtbare Niederlage, denn außer vielen Tausenden gemeiner Krieger kamen elf dänische Fürsten und der Sohn des schottischen Königs ums Leben.

Nach diesem glorreichen Siege konnte Athelstan in Ruhe und Frieden über sein Volk herrschen, für dessen Bildung und Wohlfahrt er mit demselben Eifer, wie sein Großvater, sorgte.

---

5. Die sechs Knaben-Könige.

Die folgenden Könige werden, da sie sämmtlich als Knaben oder Jünglinge den Thron bestiegen und meist nach kurzer Regierung in jugendlichem Alter starben, die Knaben-Könige genannt. Der erste derselben, Edmund der Prächtige, der Bruder Athelstans, kam nach einer sechsjährigen Regierung, die er in seinem achtzehnten Jahre angetreten hatte, auf folgende Weise ums Leben. Eines Abends saß er in der Halle seines Palastes beim Gastmahl, als er einen berüchtigten Räuber, Namens Leof, der wegen seiner Frevelthaten aus dem Lande verwiesen worden war, an seiner Tafel sitzen sah. Empört über diese Frechheit, sagte der König mit lauter Stimme: „Da sitzt ein Räuber, der wegen seiner Verbrechen verbannt worden ist, ein geächteter, den Jeder ungestraft erschlagen darf!" Zugleich wandte er sich an seinen Mundschenk und sagte: „Befiehl diesem Menschen, sich augenblicklich zu entfernen!" — „Ich will mich nicht entfernen," antwortete Leof. — „Du willst mir trotzen?" rief der König entrüstet. — „Ja, ich werde hier bleiben," sagte Leof, indem er ruhig sitzen blieb. Außer sich vor Zorn, sprang der König auf, faßte den Räuber bei seinem langen Haar und suchte ihn zu Boden zu werfen. Leof zog einen Dolch und versetzte dem König eine tödtliche Wunde. Jetzt sprangen die Hofleute hinzu; aber der Räuber wehrte sich so verzweifelt, daß er noch mehrere Männer tödtete oder verwundete, ehe er selbst niedergehauen wurde.

Auf Edmund folgte, da seine Söhne noch zu jung waren, um die Regierung führen zu können, sein Bruder Edred, ein Fürst von schwächlichem Körper, aber von großer Einsicht und kräftigem Willen. Er kämpfte siegreich gegen die Dänen und aufrührische Große, und

zwang den König von Schottland und den Fürsten von Wales, ihn als ihren Lehnsherrn anzuerkennen.

Der dritte Knaben-König war der fünfzehnjährige Edwy der Schöne, der älteste Sohn des Königs Edmund. Der einflußreichste und angesehenste Mann in England war damals der Mönch Dunstan, ein Mann von scharfem Verstande und festem Willen, der mit einer seltenen Fülle von Kenntnissen eine unermüdliche Thätigkeit verband, aber auch nicht frei von Herrschsucht und Anmaßung war und sich nicht scheute, zur Erreichung seiner Zwecke selbst die verwerflichsten Mittel anzuwenden. Er stammte aus einer der angesehensten und reichsten Familien des Landes, und wurde durch mehrere seltsame Erlebnisse bestimmt, sich dem geistlichen Stande zu widmen. Schon als Jüngling hatte er sich durch seine mannichfachen Kenntnisse und Talente die Gunst des Königs Athelstan erworben, dadurch aber den Neid der Hofleute erregt, so daß diese ihn einst, um sich seiner zu entledigen, an Händen und Füßen banden und in einen Sumpf warfen. Er blieb wunderbarer Weise am Leben, und wurde bald darauf durch vorübergehende Landleute aus seiner gefahrvollen Lage befreit. Nicht lange nachher stieg er in einem Fieber-Anfall auf das Gerüst einer Kirche, stürzte hinab und brach das Rückgrad; er aber glaubte von Engeln hinabgetragen worden zu sein, und wurde Mönch. Als solcher beschäftigte er sich viel mit kunstreichen Schmiede-Arbeiten. Einst hämmerte er in seiner Zelle, die nicht einmal so groß war, daß er sich der Länge nach darin ausstrecken konnte, als der Teufel zu dem Fenster hereinsah und ihn mit verführerischen Worten aufforderte, sich dem Vergnügen und dem Müßiggang zu ergeben. Dunstan besann sich nicht lange; er ergriff die glühende Zange, packte den Versucher bei der Nase und kniff ihn dermaßen, daß man sein Brüllen viele Meilen weit hören konnte. Derartige Erzählungen brachten den klugen Mönch in den Ruf der Heiligkeit; König Edmund ernannte ihn zum

Abt von Glastonbury, des berühmtesten Klosters in England, und Edred übergab ihm noch die Verwaltung des königlichen Schatzes. Er war nun eifrig bemüht, die verwilderten Mönche durch die Annahme der Benedictiner-Regel an eine strengere Zucht zu gewöhnen, die Klöster mit reichen Ländereien und schönen Gebäuden auszustatten und auch für die Welt-Geistlichen die Ehelosigkeit einzuführen. Plötzlich aber wurde seine Thätigkeit durch folgendes Ereigniß auf einige Zeit unterbrochen.

Der junge König Edwy hatte sich gegen den Willen der Geistlichen mit einer ihm nahe verwandten Prinzessin, der schönen Elgiva, vermählt. Als an seinem Krönungstage die Edlen des Reichs in der Halle zechten, verließ er das wilde Gelag, um den Abend in Gesellschaft seiner Gemahlin und ihrer Mutter zuzubringen. Dies verletzte die Gäste; Dunstan aber folgte dem König, überhäufte dessen junge Gemahlin mit Schmähungen, drohte ihrer Mutter mit dem Galgen, nahm Edwy bei der Hand und führte ihn mit Gewalt in die Halle zurück. Edwy war entschlossen, diese Schmach zu rächen; er klagte den herrschsüchtigen Priester an, Staatsgelder veruntreut zu haben, und dieser entfloh nach den Niederlanden. Nun aber wiegelten seine Freunde das Volk auf; der vornehmste unter ihnen, der Erzbischof Odo von Canterbury, ließ Edwys Bruder Edgar zum König ausrufen und die junge Königin Elgiva, um sie zu verunstalten, mit einem glühenden Eisen im Gesicht brandmarken und nach Irland in die Sklaverei verkaufen. Die irischen Männer aber dachten menschlicher als der grausame Erzbischof; sie sagten: „Laßt uns die junge Königin zu ihrem Gemahl zurückführen und Beide glücklich machen!“ Darauf heilten sie ihre Wunden, und zwar mit solchem Geschick, daß Elgiva wieder eben so schön wurde, wie sie zuvor gewesen war; dann schickten sie sie nach England zurück. Doch der wilde Odo ließ sie auf ihrer Reise ergreifen und mit Schwertern niederhauen, so daß sie nach wenigen Ta-

gen an ihren Wunden starb. Als der unglückliche Edwy dies hörte, starb auch er aus Gram über das unglückliche Geschick seiner Gattin.

Jetzt wurde Edgar, der damals sechzehn Jahr alt war, allgemein als König anerkannt. Sogleich kehrte Dunstan nach England zurück und herrschte nun als erster Rathgeber des jungen Königs und als Erzbischof von Canterbury mit größerer Gewalt als je. Er stiftete gegen fünfzig Benedictiner-Klöster, verfolgte alle verheiratheten Geistlichen auf das schonungsloseste und scheute, um seiner Ansicht Geltung zu verschaffen, auch verbrecherische Mittel nicht. So hatte er einst eine große Versammlung berufen, um wegen der Ehelosigkeit der Geistlichen einen Beschluß zu fassen. Er und seine Anhänger hatten nach seiner Anordnung die eine Seite des Saales inne, während die Gegner auf der andern Seite saßen. Als man lange hin und her gestritten hatte, erhob sich Dunstan mit den Worten: „Ich überlasse diese Sache Christo selbst, damit er darüber richte." Kaum hatte er dies gesagt, so stürzte der Theil des Fußbodens ein, auf welchem seine Gegner saßen, so daß mehrere derselben getödtet, andere schwer verwundet wurden. Es ist unzweifelhaft, daß Dunstan der Urheber dieses verrätherischen Planes war. Auch unter dem folgenden König herrschte der stolze Priester mit derselben Strenge; dann aber zog er sich in ein Kloster zurück, in welchem er im Jahre 988 starb. Er wurde später wegen seiner Verdienste um die Kirche als Heiliger verehrt.

Edgar führt den Beinamen des Friedfertigen, weil sich England während seiner ganzen Regierung eines ununterbrochenen Friedens und in Folge dessen eines bisher ungekannten Wohlstands erfreute. Mit einer zahlreichen Flotte schützte er die Küsten gegen die Angriffe der Dänen; auch die Großen des Reichs beugten sich willig vor seiner Macht, und selbst mehrere benachbarte Könige gehörten zu seinen Vasallen, so daß er, als er sich zu seiner Krönung in die Kirche begab, ein Boot besteigen konnte, das von acht ihm lehnspflichtigen Königen gerudert wurde.

Aber dieser mächtige König war bei allem Glanz, den er seiner Regierung zu verschaffen wußte, doch ein gewaltthätiger und lasterhafter Mann. Er hatte viel von der Schönheit Elfriedens, der Tochter des Grafen von Devonshire, gehört, und gab daher, als seine erste Gemahlin gestorben war, seinem Günstling Athelwold den Auftrag, den Grafen unter irgend einem Vorwand zu besuchen und zu sehen, ob der Ruf in Betreff der Schönheit und Liebenswürdigkeit seiner Tochter wahr gesprochen habe. Athelwold hatte kaum Elfrieden gesehen, als er die heftigste Leidenschaft für sie faßte; er kehrte daher zum König zurück und berichtete ihm, daß der Ruf bedeutend übertrieben habe. Nach einiger Zeit vermählte er sich mit ihr, und zwar, wie er vorgab, wegen ihres Reichthums; Edgar aber erfuhr die Wahrheit und beschloß sich zu rächen. Er sagte zu Athelwold, daß er ihm einen Besuch machen wolle; dieser gestand nun seiner Frau, was er gethan habe, und bat sie flehentlich, den Zorn des Königs dadurch von ihm abzuwenden, daß sie durch einen häßlichen Anzug, linkisches Benehmen und auf jede andere Weise ihre Schönheit so viel als möglich verdeckte. Elfriede war ein stolzes, hochmüthiges Weib, und als nun der König erschien, trat sie ihm, mit prächtigen Gewändern und Juwelen geschmückt, im vollen Glanz ihrer Schönheit entgegen. Es geschah, was sie gewollt hatte; wenige Tage nachher erschlug der König ihren Gatten mit eigener Hand und machte sie zu seiner Gemahlin.

Doch diese frevelhafte Verbindung brachte großes Unheil über das Königshaus. Als Edgar starb, folgte ihm sein dreizehnjähriger Sohn aus erster Ehe, Eduard, genannt der Märtyrer, in der Regierung; die herrschsüchtige Elfriede aber dachte nur daran, wie sie ihrem Sohne Ethelred die Krone verschaffen könnte. Es währte nicht lange, so bot sich ihr eine günstige Gelegenheit dar, ihren verbrecherischen Plan in Ausführung zu bringen. Einst kam der junge König — es war im dritten Jahre seiner Regierung — bei einer Jagd in die Nähe des

Schlosses, in welchem Elfriede mit ihrem Sohne wohnte. Um Beide zu begrüßen, verließ er in der Abenddämmerung sein Gefolge, ritt an das Burgthor und stieß in sein Jagdhorn. Elfriede trat an das Fenster und bat ihn mit heuchlerischer Freundlichkeit, einzutreten; er aber antwortete: „Ich darf meine Begleiter nicht lange allein lassen, weil sie sich sonst um mich ängstigen würden; doch bitte ich Euch um einen Becher Weins, damit ich ihn auf Euer und meines Bruders Wohlergehen leere.“ Während Elfriede den Wein holte, flüsterte sie einem ihrer Diener einige Worte zu; dieser schlich sich, mit einem Schwerte bewaffnet, vor das Thor, und als nun der König mit freundlichem Gruß den Becher an die Lippen nahm, versetzte er ihm einen tödtlichen Stoß in den Rücken. Eduard warf den Becher fort und gab seinem Pferde die Sporen; bald aber sank er, vom Blutverlust ermattet, zu Boden und wurde, da er mit einem Fuß im Steigbügel hängen blieb, zu Tode geschleift.

So kam die Krone an den sechsten und letzten der Knaben-Könige, den zwölfjährigen Ethelred, der wegen seiner Willenlosigkeit und Schwäche den Beinamen des Unschlüssigen oder Unberathenen führt. Der Frevel, durch den er auf den Thron gekommen war, machte ihn beim Volke verhaßt, obgleich er an demselben völlig unschuldig war. Anfangs herrschte seine Mutter Elfriede in seinem Namen und benutzte ihre Macht noch zu mancher Gewaltthat; als aber der König älter wurde und der ruchlosen Frau allmählich jeder Einfluß auf die Regierung genommen wurde, zog sie sich vom Hofe zurück, legte sich strenge Bußübungen auf und baute, um ihre Verbrechen zu sühnen, Kirchen und Klöster. Den Abscheu des Volkes konnte sie dadurch freilich nicht mildern, zumal da die Regierung ihres Sohnes eine der unglücklichsten in der ganzen englischen Geschichte wurde.

6. Der Dänenmord.

Die Dänen hatten seit der blutigen Niederlage, die sie durch Athelstan erlitten, England in Ruhe gelassen; unter Ethelreds Regierung aber erneuerten sie ihre Raubzüge, und da ihnen der schwache König, statt ihnen mit Waffengewalt entgegenzutreten, den Frieden abkaufte, so kamen immer neue Schwärme, um Geld zu erpressen. Anfangs waren es ungeordnete Räuberschaaren, welche die Küsten plünderten und dann mit ihrer Beute wieder verschwanden; bald aber erschien eine gewaltige Flotte unter der Anführung Swens, des Königs von Dänemark, und Olafs, des Königs von Norwegen, segelte die Themse hinauf und plünderte die südlichen Grafschaften. Ethelred versprach einen Tribut von sechzehntausend Pfund Silbers und die Lieferung von Lebensmitteln, wenn die Feinde ihre Raubzüge einstellen wollten, und auf diese Bedingungen wurde der Friede abgeschlossen. Olaf blieb seinem Versprechen treu; er nahm, als er vor seiner Abfahrt den König Ethelred besuchte, das Christenthum an, zwang dann auch seine Unterthanen, sich zu dem neuen Glauben zu bekennen, und entsagte für immer allen Raubkriegen.

Anders handelte Swen. Obgleich er sich anheischig gemacht hatte, England mit allen seinen Leuten zu verlassen, so blieb doch, während er selbst nach Dänemark zurückkehrte, ein Theil seiner Krieger zurück, und mit diesen vereinigten sich schon im nächsten Jahre andere Räuberschaaren, welche wiederum das Land verwüsteten, Städte und Dörfer verbrannten und endlich von dem rathlosen König einen neuen Tribut von vierundzwanzigtausend Pfund Silbers erpreßten. Da entschloß sich Ethelred zu einer heillosen That; er befahl, alle in seinem Lande befindlichen Dänen an einem Tage zu ermorden. Der grausame Be-

fehl wurde im ganzen Reiche an demselben Tage — es war der dreizehnte November des Jahres 1002 — mit dem größten Eifer ausgeführt, denn die Bürger aller Städte hatten sich bewaffnet und erschlugen alle in ihrer Nachbarschaft befindlichen Dänen, Männer und Weiber, Greise und Kinder, Schuldige und Unschuldige. Auch diejenigen Dänen, welche englische Frauen geheirathet und mit ihren Verwandten in Frieden und Freundschaft gelebt hatten, fanden keine Gnade, und selbst Gunhilde, eine Schwester des dänischen Königs, die an einen englischen Grafen vermählt war, mußte den Tod erleiden.

Als der König der Seekönige — so nannte sich der mächtige Swen — von dieser blutigen That Kunde erhielt, schwur er den Engländern blutige Rache. Er sammelte ein Heer und eine Flotte, wie sie noch nie an den englischen Küsten erschienen waren, ließ alle seine Krieger einen Eid ablegen, daß sie nicht zurückkehren würden, ohne die Ermordung ihrer Landsleute furchtbar gerächt zu haben, und landete an der Küste von Devonshire. Seine Fahrzeuge waren mit goldenen Adlern, Raben, Drachen und anderen Raubthieren geziert; sein eigenes Schiff aber trug das Bild einer riesenhaften Schlange, und einmal über das andere rief er in seinem Zorn, daß alle Götter ihn verlassen möchten, wenn seine Schlange das Herz Englands zu zerreißen verfehlte. Als seine Krieger aus Land gestiegen waren, zogen sie mordend und plündernd von einer Grafschaft zur andern. Wohin sie kamen, ließen sie sich von den unglücklichen Einwohnern große Gastmähler bereiten, und wenn sie dann gegessen und auf den Untergang Englands getrunken hatten, erschlugen sie die Gastgeber nebst Weibern und Kindern und zogen weiter. Städte und Dörfer, Klöster und Meiereien, Scheunen und Ställe, Alles wurde verbrannt und dem Erdboden gleich gemacht, und nicht bloß die wehrhaften Männer, sondern auch die Arbeiter auf dem Felde wurden erschlagen, damit niemand da wäre, den Acker zu bestellen. So gesellte sich zu den Greueln des

Krieges bald auch Mangel und Hungersnoth, und um das Maß des Elends voll zu machen, wurden viele englische Große an ihrem Vaterland und ihrem König zu Verräthern und gingen zu den Feinden über. Der elende König, der all dies Unheil über sein Volk gebracht, hatte nicht den Muth, den Feinden mit gewaffneter Hand gegenüberzutreten, sondern floh nach Frankreich zu dem Herzog von der Normandie, mit dessen Schwester Emma er vermählt war.

Aber auch muthige Männer fanden sich unter den Großen des Landes. So vertheidigte der Erzbischof von Canterbury seine Stadt zwanzig Tage lang gegen die sie belagernden Dänen, und als endlich ein Verräther den Feinden die Thore öffnete, weigerte er sich, seine Befreiung durch das Geld seiner Unterthanen zu erkaufen. Erzürnt schleppten ihn die Dänen vor ihre Häuptlinge, die gerade bei einem wilden Gelage saßen. Als er auch hier sich weigerte, die verlangte Summe herbeizuschaffen, mißhandelten sie ihn, bis ihn einer der Krieger mit seiner Streitaxt zu Boden schlug.

Unter solchen Greueln setzten die Dänen ihre Raubzüge zehn Jahre lang fort. Der Muth und die Wehrkraft des englischen Volkes wurde dadurch völlig gebrochen; die Sitten verwilderten, da auch die schwersten Verbrechen straflos blieben, und was die Raubsucht der Dänen noch übrig ließ, das mußte zur Bezahlung der vierzigtausend Pfund Silber hergegeben werden, mit welchen endlich der Friede erkauft wurde. Doch auch dieser schwere Tribut verschaffte dem unglücklichen Lande keine Ruhe, denn im Jahre 1013 erschien Swen noch einmal, um sich nun zum König von England krönen zu lassen. Er sollte sich indeß dieser neuen Herrschaft nicht lange erfreuen, da er schon im folgenden Jahre starb. Das dänische Heer rief nun seinen Sohn Kanut zum König aus; die englischen Großen aber schickten Boten an Ethelred und ließen ihm sagen, daß sie ihn wieder als König anerkennen wollten, wenn er verspräche besser zu regieren, als zuvor.

Ethelred versprach es, und so entbrannte der Krieg von neuem. Auch in diesem Kampfe fehlte es nicht an Verrath; schon in der ersten Feldschlacht ging einer der angesehensten englischen Großen, Namens Edric, mit allen seinen Truppen zu den Dänen über. Mitten unter diesen Verwirrungen beschloß Ethelred sein unthätiges und unrühmliches Leben; seine Gemahlin Emma entfloh mit ihren beiden jungen Söhnen, Alfred und Eduard, zu ihrem Bruder nach der Normandie, während Ethelreds ältester Sohn Edmund von den Engländern zum König ausgerufen wurde.

Edmund, dem seine Körperkraft den Beinamen Eisenseite verschafft hatte, war ein tapferer, unternehmender Fürst; aber alle seine Versuche, sein unglückliches Volk von der Fremdherrschaft zu befreien, scheiterten an der Uneinigkeit und Treulosigkeit der Großen. Nachdem er in mehreren Treffen über Kanut gesiegt hatte, kam es zu einer Hauptschlacht, in welcher sich der Sieg schon auf seine Seite neigte, als plötzlich derselbe Edric, der schon an dem vorigen Könige zum Verräther geworden war, mit den Worten die Flucht ergriff: „Flieht, ihr Engländer, flieht! König Edmund ist todt!" Ein großer Theil des Adels folgte seiner Aufforderung, und so erlitten die Engländer eine gänzliche Niederlage. Edmund machte nun, um seinem armen Volke die Leiden des Krieges zu ersparen, seinem Gegner den Vorschlag, den Streit um die Krone durch einen Zweikampf zu entscheiden; Kanut aber, der von kleinem und schwächlichem Körper war, wollte sich auf einen Kampf mit dem großen, starken Edmund nicht einlassen, sondern verlangte eine Theilung des Reichs. Während man über diese noch unterhandelte, starb Edmund, und allgemein glaubte man, daß er durch Edric ermordet worden war. So wurde Kanut König über ganz England.

7. Kanut der Große.

Kanut war ein Mann von großer Einsicht und Willenskraft und einer der mächtigsten Fürsten seiner Zeit. Anfangs regierte er England mit eisernem Scepter, denn der Adel des Landes konnte die Zügellosigkeit, mit der er in den Zeiten der Bürgerkriege und der Verwirrung geschaltet hatte, nicht vergessen und beugte sich nur mit Widerstreben unter die strenge Herrschaft des Dänenkönigs. Da fehlte es denn nicht an harten Strafen, und mancher mächtige Graf mußte seinen Ungehorsam mit dem Leben büßen. Auch den Verräther Edric traf die verdiente Strafe, denn als er sich einst seiner Treulosigkeit rühmte und für die Dienste, die er den Dänen geleistet, reichen Lohn verlangte, erwiderte Kanut, daß der, welcher seinen alten Herrn verrathen, auch dem neuen nicht treu bleiben würde, und ließ ihn umbringen.

Große Sorge machten dem Könige die noch immer lebenden Sprößlinge des angelsächsischen Königsstammes, weil zu fürchten war, daß sie dereinst auf den englischen Thron, als auf ihr angestammtes Erbe, Ansprüche erheben würden. Von diesen waren noch vier am Leben, nämlich Edmund und Eduard, die Söhne des letzten Königs Edmund Eisenseite, und die schon oben erwähnten Söhne Ethelreds, Namens Alfred und Eduard. Die beiden ersteren schickte Kanut, da er sich scheute, das Blut der unschuldigen Kinder zu vergießen, während er sie in England nicht dulden durfte, an den König von Schweden; dieser aber sandte sie an den König von Ungarn, der sie auf das freundlichste aufnahm und sorgfältig erziehen ließ. Einer der beiden Knaben starb schon früh; der andere kehrte als Mann nach England zurück und starb hier, als er eben zum Thronerben ernannt worden

war. Um auch nach der andern Seite hin sicher zu sein, bewarb sich Kanut um die Hand Emmas, der Wittwe Ethelreds, und erhielt sie unter der Bedingung, daß nach seinem Tode die englische Krone an ihre Söhne kommen sollte.

Als Kanut auf diese Weise seinen Thron gesichert hatte, dachte er nur daran, seine Unterthanen mit seiner Herrschaft auszusöhnen und die Wunden zu heilen, welche die langwierigen Kriege dem Lande geschlagen hatten. Er machte jetzt keinen Unterschied mehr zwischen Dänen und Engländern, übte strenge Gerechtigkeit und stellte in kurzer Zeit Ruhe und Ordnung in dem zerrütteten Lande wieder her. England war sein gewöhnlicher Aufenthalt, doch unternahm er auch viele Reisen nach seinen beiden anderen Reichen, Dänemark und Norwegen. Von der früheren Härte seines Charakters war keine Spur mehr zu sehen; auch war er nicht ohne Erfolg bemüht, den alten Haß zwischen Dänen und Engländern zu mildern. So erfreute sich denn England unter seiner Regierung eines Glücks, welches es unter seinen einheimischen Fürsten lange Zeit hatte entbehren müssen.

Als Kanut älter wurde, beschäftigte ihn vorzugsweise der Gedanke an die künftige Welt. Er baute Kirchen, beschenkte die Klöster, sorgte für den Unterhalt der Geistlichen und stiftete Seelenmessen für diejenigen, die im Kriege gegen ihn gefallen waren. Zuletzt unternahm er noch im Pilgergewande eine Wallfahrt nach Rom, auf der er allen wohlthätigen Anstalten reiche Geldspenden zufließen ließ.

Die alten Geschichtschreiber erzählen von dem greisen König noch folgenden Zug. Erzürnt über die Schmeicheleien der Hofleute, welche nicht müde wurden, seine Allmacht zu preisen, ließ er einst seinen Stuhl an das Ufer des Meeres bringen, setzte sich nieder und befahl der Fluth, den Saum seines Mantels nicht zu benetzen, da ihm das Land gehöre. Als nun die steigende Fluth, ohne sich an seine Worte zu kehren, gegen ihn anströmte, wandte er sich mit zürnender Miene an

die Höflinge und sagte: „Seht Ihr nun, wie gering die Gewalt jedes irdischen Königs im Vergleich mit der Macht des Schöpfers ist?" Darauf legte er voll Demuth seine Krone in einer Kirche nieder, um sie nie wieder auf sein Haupt zu setzen.

Kanut starb nach einer Regierung von achtzehn Jahren, betrauert von den Völkern seiner drei Reiche und allgemein verehrt als einer der thätigsten und kräftigsten Fürsten seiner Zeit.

8. Eduard der Bekenner.

Auf Kanut den Großen folgten in England seine Söhne Harald und Hardikanut, die sich durch Grausamkeit und Habsucht verhaßt machten; dann aber kam die Krone an den letzten Sproß des angelsächsischen Stammes, Ethelreds jüngsten Sohn Eduard. Sein älterer Bruder Alfred war unter Haralds Regierung bei einem Versuch, sein Recht auf den englischen Thron geltend zu machen, gefangen genommen und nach der barbarischen Sitte jener Zeiten geblendet worden; er selbst herrschte unangefochten, denn es war nun niemand mehr da, der ihm den Thron hätte streitig machen können. Eduard war einer der kraftlosesten Fürsten, die je auf einem Throne gesessen haben. Schon in seinem Aeußern sprach sich sein unmännlicher Charakter aus, denn sein Haar und seine Haut waren ungewöhnlich weiß, und seine Gesichtsfarbe so rosig wie die eines Kindes. Wegen seiner Frömmigkeit haben ihm die Geistlichen den Beinamen des Bekenners gegeben; aber ungeachtet seines milden Sinns und seiner Wohlthätigkeit war

seine Regierung doch keine glückliche, da es ihm an Kraft fehlte, die übermüthigen Großen im Zaum zu halten.

Unter diesen war der Graf Godwin bei weitem der angesehenste und mächtigste. Er war es, dem Eduard hauptsächlich die Krone verdankte, und als er nun auch noch den König mit seiner Tochter Editha vermählt hatte, herrschte er mit fast unumschränkter Gewalt im ganzen Königreich, bis folgendes Ereigniß seinen Sturz herbeiführte.

Eustatius, Graf von Boulogne, des Königs Schwager, hatte diesen in England besucht, und kam auf der Rückreise nach Dover, um sich hier einzuschiffen. Da er genöthigt war, die Nacht in dieser Stadt zuzubringen, so verlangte er für sich und sein zahlreiches Gefolge von den Bürgern freies Quartier. Manche von den Einwohnern waren geneigt, einen der Ritter bei sich aufzunehmen; andere weigerten sich dessen, und so kam es hier und dort zu Streit und Thätlichkeiten, bis einer der Bürger einen Ritter, der mit Gewalt in sein Haus eindrang und ihn hier mißhandelte, erschlug. Jetzt verbreitete sich der Lärm durch die ganze Stadt; der Graf und seine Begleiter ritten durch die Straßen, hieben alle Bürger, denen sie begegneten, nieder, und drangen dann in die Häuser ein, um auch hier an den Einwohnern Rache zu nehmen. Die Bürger waren gleichfalls nicht müßig, und so kam es, daß die größere Hälfte der Ritter im Kampfe den Tod fand. Eustatius ging mit dem Ueberrest seines Gefolges zum König zurück, um sich zu beklagen; dieser aber befahl dem Grafen Godwin, die Bürger von Dover nachdrücklich zu bestrafen. Godwin verweigerte dies, indem er sagte, daß die Bürger Recht hätten, und verlangte vielmehr die Bestrafung des Grafen Eustatius und seiner Leute. So kam es zwischen dem König und seinem Schwiegervater zum Kriege. Eine Meuterei unter den Truppen zwang den Letzteren, vom Kampfe abzustehen und England zu verlassen; er bestieg mit seinen Söhnen und allen seinen Schätzen ein Schiff und

segelte nach Flandern. Eduard sprach jetzt über ihn die Acht aus, zog alle seine Besitzungen ein und machte seinem Haß gegen die Familie des Geächteten noch dadurch Luft, daß er seiner eigenen Gemahlin, der unschuldigen Editha, ihre Güter nahm und sie selbst in ein Kloster schickte.

Es währte jedoch nicht lange, so glückte es dem Grafen Godwin, seine ganze frühere Macht wiederzugewinnen. Bei dem bedeutenden Vermögen an Kostbarkeiten und baarem Gelde, das er aus England mitgenommen hatte, war es ihm ein Leichtes, eine Flotte auszurüsten und ein Heer anzuwerben, mit welchem er von den Niederlanden aus in England einfiel. Eduard hatte durch die Begünstigung der französischen Normannen, unter denen er seine Jugend verlebt hatte, den Haß der Engländer erregt, und als nun Godwin gelandet war, eilten von allen Seiten Bewaffnete herbei und schlossen sich ihm an, während die Bürger und die Bauern ihn mit Lebensmitteln versorgten. Der König hatte zwar ein zahlreiches Heer, aber dieses zeigte wenig Lust, gegen Landsleute zu kämpfen, und verlangte eine gütliche Uebereinkunft. So blieb ihm denn nichts übrig, als Godwin und seine Söhne in ihre Aemter und Würden wieder einzusetzen, ihnen alle ihre Besitzungen zurückzugeben und auch seine Gemahlin Editha aus dem Kloster wieder an den Hof zu berufen.

Godwin sollte sich der wiedergewonnenen Macht nicht lange erfreuen, denn er starb schon nach einem Jahre, indem er am Osterfeste, als er an der königlichen Tafel saß, plötzlich todt vom Stuhle fiel. Man erzählt, der König habe ihn beschuldigt, den Tod seines Bruders Alfred herbeigeführt zu haben; er aber habe ausgerufen: „So möge dieser Bissen mein Tod sein, wenn ich dessen schuldig bin!“ und sei an dem Stück Brod erstickt. Sein Sohn Harald war der Erbe seiner Besitzungen, erlangte aber bald einen noch größeren Einfluß, da

er mit dem Ehrgeiz seines Vaters einen weit höheren Grad von Klugheit und Thatkraft vereinigte.

Als Eduard etwa zwanzig Jahre über England geherrscht hatte, beschloß er, da er kinderlos war, einen seiner Verwandten zum Erben seines Reichs einzusetzen. Sein Vetter, der Herzog Wilhelm von der Normandie, bei dessen Vater er während seiner Verbannung freundliche Aufnahme gefunden hatte, schien ihm unter allen der Würdigste zu sein. Er berief daher die Großen seines Reichs an seinen Hof, kündigte ihnen an, daß er den Herzog zu seinem Nachfolger ernannt habe, und schickte diesem eine Urkunde, in welcher er ihn für den rechtmäßigen Erben des englischen Thrones erklärte. Dies erregte unter den Engländern große Unzufriedenheit, denn die Normannen waren ihnen verhaßt; besonders aber verdroß es den Grafen Harald, der sich als der mächtigste Mann in England und als Schwager des Königs sichere Rechnung auf die Krone gemacht hatte. Noch mehr steigerte sich sein Unmuth, als er bald darauf durch einen Sturm an die normännische Küste verschlagen und nach dem Strandrecht jener Zeit als Gefangener vor den Herzog Wilhelm geführt wurde. Dieser empfing ihn auf das freundlichste, stellte zu seiner Unterhaltung glänzende Turniere und Ritterspiele an und versprach ihm die Freiheit ohne jegliches Lösegeld, wenn er versprechen wolle, nach dem Tode Eduards keine Ansprüche auf die englische Krone zu erheben. Harald gab das Versprechen, beschwor es in Gegenwart aller normännischen Großen auf das Evangelium und kehrte dann nach England zurück.

Nicht lange nachher verfiel der König Eduard in eine schwere Krankheit. Uneingedenk seines Eides, ließ Harald alle Bischöfe und Barone des Reichs zusammenkommen und stellte ihnen vor, welches Unheil die Herrschaft der Fremdlinge schon über England gebracht hätte, während er, wenn man ihn zum Nachfolger des Königs erwählte, sowohl den Willen als auch die Macht hätte, Jeden in seinen Rechten

und Besitzungen zu schützen. Sogleich begab sich die ganze Versammlung zu dem kranken König und bat ihn, seinen Schwager Harald zu seinem Nachfolger zu ernennen. „Ihr wißt," antwortete Eduard, „daß ich über das Reich schon verfügt und meinen Vetter, den Herzog Wilhelm, zum Erben eingesetzt habe. Wenn ich jetzt einen Andern zu meinem Nachfolger ernennen wollte, so würde jener gewiß versuchen, sein Recht mit Waffengewalt geltend zu machen, und unser Land würde in einen bösen Krieg verwickelt werden."

Da unterbrach ihn Harald mit den Worten: „Bei Gott, gebt mir das Reich, und ich will es schon schützen und gegen den Herzog vertheidigen!"

„Ich kenne Wilhelm und seine Normannen," antwortete der König, „und weiß, daß sie ein solches Unrecht nicht ungerächt lassen würden."

Jetzt traten alle Bischöfe und die angesehensten Barone an das Bett des Königs heran und bestürmten ihn mit Bitten, seinen Schwager zum Nachfolger zu ernennen. Eduard hörte sie eine Zeit lang schweigend an; dann wendete er sich im Bette um und sagte: „So mögen die Engländer zum König nehmen, wen sie wollen; ich bin es zufrieden!" Bald darauf starb er, und sogleich huldigten die Bischöfe, Barone und Städte dem Grafen Harald als ihrem König.

---

9. Macbeth, König von Schottland.

Zu der Zeit, als Eduard der Bekenner in England regierte, herrschte in Schottland ein trefflicher König, Namens Duncan. Er

war schon alt und schwach, als die Dänen mit einer mächtigen Flotte an der Küste erschienen und sein Land zu verwüsten anfingen. Da sein Sohn Malcolm noch zu jung war, um einem so gefährlichen Feinde entgegentreten zu können, so übertrug Duncan den Oberbefehl über das Heer seinem Vetter Macbeth, welcher der Sohn des Thans oder Grafen von Glamis und ein durch Tapferkeit und Klugheit ausgezeichneter Krieger war; zum Unterfeldherrn aber machte er einen anderen seiner Verwandten, Namens Banquo, der sich auch schon in früheren Kriegen hervorgethan hatte. Die Schotten fochten unter der Anführung dieser beiden Männer mit solcher Tapferkeit, daß die Dänen, nachdem sie die Hälfte ihres Heeres verloren hatten, in ihre Schiffe eilten und lange Zeit hindurch die schottischen Küsten nicht wieder beunruhigten.

Als Macbeth und Banquo an der Spitze ihres siegreichen Heeres nach Hause zurückkehrten, begegnete ihnen ein seltsames Abenteuer. In einer kleinen Stadt im nördlichsten Theile des Landes lebten drei alte Weiber, welche allgemein für Hexen gehalten wurden und namentlich in dem Ruf standen, die Zukunft vorhersagen zu können. Diese stellten sich auf einer Haide auf, über welche das Heer seinen Weg nehmen mußte, und als sich nun Macbeth ihnen näherte, trat ihm die erste mit den Worten entgegen: „Glück zu, Macbeth! Heil Dir, Than von Glamis!“ Darauf trat die zweite herzu und sagte: „Glück zu, Macbeth! Heil Dir, Than von Cawdor!“ Zuletzt näherte sich auch die dritte und rief: „Heil dem Macbeth, dem künftigen König von Schottland!“ Während Macbeth, erstaunt über diese seltsamen Worte, sinnend dastand, wandte sich Banquo an die drei Weiber und fragte sie, ob sie ihm nicht auch Gutes zu verkünden hätten. „Du wirst,“ antwortete die älteste, „nicht so groß und mächtig werden wie Macbeth, aber Deine Nachkommen werden die Krone von Schottland erlangen und sich viele Jahre auf dem Thron behaupten.“

Die beiden Feldherren beschenkten die drei Weiber und setzten dann



Macbeth.

ihren Marsch fort. Sie waren noch nicht weit gekommen, als ein reitender Bote angesprengt kam und Macbeth verkündete, daß sein Vater gestorben und ihm die Würde eines Thans von Glamis durch Erbschaft zugefallen sei. Nicht lange nachher erschien ein zweiter Bote und meldete, daß der König den Than von Cawdor, welcher mit den Feinden gemeinschaftliche Sache gemacht hatte, zur Strafe für diesen Verrath seiner Stelle entsetzt und Macbeth zum Lohn für den von ihm erkämpften Sieg zum Than von Cawdor ernannt habe.

So waren also zwei von den Prophezeiungen in kurzer Zeit zur Wahrheit geworden, und Macbeth zweifelte nun nicht mehr, daß auch die dritte in Erfüllung gehen würde. Seine Frau war ein stolzes, jedes Verbrechens fähiges Weib; als sie hörte, was ihrem Manne begegnet war, setzte sie ihm auseinander, daß nur der Tod des Königs ihm den Weg zum Throne eröffnen könne. Macbeth erschrak; er erinnerte sich der vielen Wohlthaten, welche Duncan ihm erwiesen hatte, und konnte sich nicht entschließen, dem greisen König, der in so hohem Grade die Liebe des ganzen Volks besaß, ein Leid zuzufügen. Doch das verbrecherische Weib hörte nicht auf, ihn mit Bitten zu bestürmen, bis er endlich ihren Einflüsterungen Gehör gab und folgenden Plan zu Duncans Ermordung ersann. Er veranstaltete auf seinem Schlosse ein großes Fest, zu dem er auch den König einlud, empfing diesen auf das ehrerbietigste und geleitete ihn, als er sich am Abend zur Ruhe begeben wollte, in ein Gemach, das zur Aufnahme des hohen Gastes auf das prächtigste eingerichtet war. In jenen unruhigen Zeiten war es Sitte, daß sich in dem Zimmer, in welchem der König schlief, zwei bewaffnete Männer befanden, welche ihn schützen mußten, wenn irgend eine Gefahr ihn bedrohte. Macbeths Gemahlin hatte den beiden Wächtern in einem Becher mit Wein einen Schlaftrunk gereicht, so daß sie sich, sobald der König sich niedergelegt hatte, auf der Erde ausstreckten und in einen tiefen Schlaf verfielen. Obgleich in der Nacht

ein heftiger Sturm sich erhob, so war der König von der Reise doch dermaßen ermüdet, daß er nicht erwachte. Um Mitternacht schlich sich Macbeth in das Zimmer, ergriff die Dolche, mit denen die beiden Wächter bewaffnet waren, und stieß sie dem alten König so tief in die Brust, daß dieser augenblicklich verschied. Dann gab er den Wächtern die Dolche wieder in die Hände und bestrich ihre Gesichter, ihre Hände und ihre Kleider mit Blut, damit es schiene, als hätten sie den Mord begangen.

Am andern Morgen waren alle Gäste und die zur Begleitung des Königs gehörenden Personen in der großen Halle des Schlosses versammelt und unterhielten sich von dem heftigen Sturm, der in der Nacht gewüthet hatte. Vergebens warteten sie auf das Erscheinen des Königs; endlich begaben sich zwei Ritter in sein Schlafgemach, um sich zu überzeugen, ob er sich auch wohl befände. Entsetzen ergriff die versammelten Edelleute, als sie hörten, daß ihr König ermordet worden wäre. Macbeth that, als wäre er vom heftigsten Schmerz ergriffen; er ließ die Wächter vor sich bringen, zog sein Schwert und durchbohrte, ehe Jemand es hindern konnte, die beiden Unglücklichen, indem er ausrief, daß sie die Mörder wären.

Sobald der Prinz Malcolm von dem Tode seines Vaters hörte, entfloh er eiligst nach England und begab sich in den Schutz des Königs Eduard; denn er zweifelte nicht, daß ihn, wenn er in Schottland bliebe, ein ähnliches Loos treffen würde, wie seinen armen Vater. Für Macbeth war es jetzt ein Leichtes, sich der Krone zu bemächtigen; ein großer Theil der Häuptlinge unterwarf sich ihm freiwillig, und die übrigen wurden mit Waffengewalt zum Gehorsam gebracht.

Obgleich er aber nun das Ziel aller seiner Wünsche erreicht hatte, so war er doch keineswegs glücklich. Außer den Gewissensbissen über seine Frevelthat peinigte ihn der Gedanke an den Ausspruch der Hexe, daß Banquos Nachkommen den Thron besteigen würden, und die Furcht,

daß dieser mit ihm eben so verfahren könnte, wie er gegen den König Duncan gehandelt hatte. Um sich dieser Sorge zu entledigen, schickte er zwei Mörder ab, welche Banquo und seinen einzigen Sohn in der Nähe seines Schlosses überfallen und tödten sollten. Die blutige That gelang nur zum Theil; Banquo selbst fiel unter den Streichen der Mörder, sein Sohn aber rettete sich, entfloh nach Wales und kehrte erst nach Macbeths Tode in sein Vaterland zurück. Von ihm soll die Familie Stuart abstammen, welche später mehrere Jahrhunderte lang über Schottland und dann auch über England regiert hat.

Auch Banquos Tod verschaffte dem verbrecherischen König die gewünschte Seelenruhe nicht. Wie alle Uebelthäter, lebte er in beständiger Furcht vor der Rache des Himmels und der Menschen, und namentlich quälte ihn die Sorge, daß ihn die Großen des Reichs, welche ihn wegen seiner Grausamkeit und seiner Strenge haßten, vom Thron stoßen und den rechtmäßigen Thronerben zum König ausrufen könnten. In seiner Seelenangst beschloß er, die drei alten Wahrsagerinnen aufzusuchen und um sein ferneres Schicksal zu befragen. Sie versicherten ihm, daß er so lange um Thron und Leben unbesorgt sein könne, als der Birnamwald nicht gegen sein Schloß anrücke. Es war dies der Name eines Eichenwaldes, welcher den dem Schlosse gegenüberliegenden Abhang bedeckte.

Hocherfreut über diesen Ausspruch kehrte Macbeth nach Hause zurück, denn er hielt es nimmermehr für möglich, daß der mehr als zwei Meilen entfernte Wald gegen sein Schloß vorrücken könnte. Um aber ganz sicher zu gehen, ließ er das Schloß, welches schon durch seine Lage sehr fest war, durch hohe Wälle und tiefe Gräben noch mehr befestigen, und zu dem Ende mußte jeder seiner Vasallen ihm ein Paar Ochsen schicken, welche die schweren Steine den Berg hinaufziehen sollten.

Einst hatte Macbeth die vornehmsten Männer des Reichs zu ei-

nem großen Feste eingeladen. Während die Mahlzeit bereitet wurde, ritt er mit einigen seiner Freunde hinaus, um die Befestigungsarbeiten anzusehen. Unter dem Zugvieh befand sich auch ein Gespann Ochsen, welches die schwere Last den Berg nicht hinaufzuziehen vermochte. Der König fragte, wer von seinen Vasallen diese elenden Thiere geschickt habe. Man antwortete ihm, daß sie dem Macduff, dem Than von Fife, gehörten. „Nun wohl," rief der König erzürnt, „wenn Macduff mir so schlechtes Vieh schickt, so will ich seinen eigenen Nacken ins Joch spannen und ihn die Last ziehen lassen."

Ein Freund Macduffs, welcher diese Aeußerung gehört hatte, beeilte sich, sie dem Than mitzutheilen. Dieser ging gerade in den Hallen des Schlosses auf und ab; sobald er aber die Worte des Königs vernahm, ließ er sein Pferd vorführen, ergriff ein auf der Tafel liegendes Brot, sprang in den Sattel und jagte davon. Seine Burg lag an der Küste des Meeres und war fast zehn Meilen von der Königsburg entfernt; er setzte aber seine Flucht ohne Unterbrechung fort, bis er sie erreichte. Einem Fährmann, der ihn über einen Fluß setzte, konnte er, da er kein Geld bei sich hatte, keine andere Bezahlung reichen, als das Brot, welches er von des Königs Tafel mitgenommen hatte, und so mußte er den ganzen Tag reiten, ohne einen Bissen zu sich zu nehmen. Sobald er angelangt war, ließ er die Thore verschließen und ein Schiff, welches in der Nähe der Burg vor Anker lag, segelfertig machen; dann bat er seine Frau, die Burg so lange zu vertheidigen, bis er ihr Hülfe bringen würde, lichtete die Anker und segelte mit einem günstigen Winde nach England.

Als Macbeth in sein Schloß zurückkehrte und von seinen Dienern erfuhr, daß Macduff entflohen sei, gerieth er in die größte Wuth, denn er kannte diesen als einen Anhänger der entthronten Königsfamilie und wußte, daß er von ihm nichts Gutes zu erwarten hatte. Er ließ daher eine Reiterschaar aufsitzen, stieg selbst zu Pferde und

versuchte den Flüchtling einzuholen. Sobald er vor der Burg desselben ankam, verlangte er eingelassen zu werden; Macduffs Gattin aber rief ihm von der Mauer herab zu: „Seht Ihr dort das Segel auf dem Meere? Auf jenem Schiffe befindet sich Macduff! Er geht jetzt nach England, wird aber bald mit dem Prinzen Malcolm zurückkehren und den Tyrannen vom Throne stoßen. Versucht es nun, seinen Nacken unter das Joch der Stiere zu beugen!"

In ohnmächtiger Wuth versuchte Macbeth mehrere Angriffe auf die Burg; er mußte unverrichteter Sache abziehen, nachdem er fast die Hälfte seiner Krieger eingebüßt hatte. Nicht lange nachher erhielt er die Nachricht, daß der König von England ein Heer gegen ihn rüste, um dem rechtmäßigen Thronerben die Krone zu verschaffen, und mußte nun auf seine eigene Vertheidigung bedacht sein.

In der That hatte Eduard der Bekenner schon längst daran gedacht, den Prinzen Malcolm auf den schottischen Thron zu setzen. Es fehlte ihm nur noch an sicheren Nachrichten, ob die schottischen Edelleute auch geneigt wären, von Macbeth abzufallen und Malcolm als König anzuerkennen. Da erschien Macduff an seinem Hofe, berichtete ihm von dem allgemeinen Haß, den Macbeth durch seine Grausamkeit und Härte auf sich geladen hätte, und versicherte ihm, daß Malcolm überall mit offenen Armen empfangen werden würde. Der König zauderte nun nicht länger; er rüstete eiligst ein Heer aus, stellte es unter den Oberbefehl seines tapfersten Feldherrn, des Grafen Siward, und befahl diesem nicht eher zu ruhen, bis er den Thronräuber gestürzt und den Prinzen auf den Thron seiner Väter gesetzt hätte.

Sobald das englische Heer die Grenze überschritt, eilten, wie Macduff vorhergesagt hatte, von allen Seiten Bewaffnete herbei, um an dem Kampf gegen den Tyrannen theilzunehmen. Von den meisten seiner Vasallen verlassen, konnte Macbeth keine Feldschlacht wagen, sondern mußte hinter den Mauern seines festen Schlosses Schutz suchen.

Im festen Vertrauen auf die ihm gewordene Weissagung hoffte er sich hier so lange zu halten, bis die Feinde durch Mangel an Lebensmitteln zum Rückzug gezwungen würden, denn sein Schloß lag in einer unfruchtbaren und wenig angebauten Gegend, die einem großen Heere fast gar keine Hülfsmittel gewährte.

Inzwischen rückten die Feinde immer näher und hatten bereits den Birnamwald erreicht. Da sie jetzt durch ein offnes Thal vorrücken mußten, so befahl der Graf Siward, um den Belagerten die Stärke seines Heeres zu verbergen, daß jeder seiner Leute sich einen großen Baumzweig abschneiden und in der Hand tragen sollte. Als nun das Heer den Wald verließ, wollten die Wachen auf der Schloßmauer kaum ihren Augen trauen. Bestürzt eilten sie zu Macbeth und meldeten ihm, daß der Wald von Birnam sich in Bewegung setze und gegen das Schloß anrücke. Macbeth erschrak, denn nun konnte er nicht mehr zweifeln, daß seine letzte Stunde gekommen wäre. Die wenigen Ritter, die ihm bisher noch treu geblieben waren, verließen ihn, als die Feinde sich den Mauern näherten; er selbst aber stürzte sich in die Reihen der Engländer und fand hier, tapfer kämpfend, seinen Tod.

Malcolm wurde jetzt in ganz Schottland als König anerkannt und führte eine lange und glückliche Regierung. Macduff erhielt zum Lohn das Vorrecht, daß er und seine Nachkommen stets beim Krönungsfeste dem Könige die Krone auf das Haupt setzen und in der Schlacht den Vortrab des schottischen Heeres führen sollten.

III.

Die normännischen Könige.

1. Wilhelm der Eroberer.

a. Wilhelms Rüstungen.

Der Herzog Wilhelm von der Normandie befand sich gerade im Walde von Rouen auf der Jagd, als einer seiner Ritter, der eben aus England angekommen war, ihn bei Seite nahm und ihm erzählte, daß der König Eduard gestorben und Harald zu seinem Nachfolger erwählt und gekrönt worden sei. Der Bogen, erzählt man, entfiel seiner Hand; einige Minuten stand er sprachlos da; dann aber sprang er in ein Boot, fuhr über die Seine nach der Stadt hinüber und begab sich in seinen Palast. Hier ging er mehrere Stunden lang mit finsteren Blicken im Saale auf und ab; bald knirschte er mit den Zähnen, bald setzte er sich nieder, und dann sprang er wieder zornig auf. So verbrachte er zwei Tage ohne Rast und Ruhe, während keiner seiner Leute ihn anzureden wagte. Endlich trat sein Seneschall an ihn heran und sagte: „Herr, warum haltet Ihr die Nachricht geheim, die Ihr gestern gehört habt? Die ganze Stadt weiß es, daß König Eduard todt und daß Harald meineidig geworden ist.“

„So ist es," antwortete der Herzog. „Der Verrath dieses Menschen hat mich um die Königskrone gebracht."

„Das glaube ich nicht," erwiderte der Seneschall. „Wenn Ihr wollt, könnt Ihr sie dem Verräther entreißen, denn Ihr habt dazu die Macht und, was noch wichtiger ist, das gute Recht."

Der Herzog berief jetzt seine Räthe und befragte sie um ihre Meinung. Alle erklärten, daß er sein Recht auf die englische Krone nicht aufgeben dürfe; doch riethen sie ihm, bevor er zu den Waffen griffe, den Weg der Unterhandlungen einzuschlagen. Er schickte daher Gesandte an Harald und ließ ihn an seinen Schwur erinnern; dieser aber antwortete trotzig, der Eid, den er als Gefangener geleistet, sei ein erzwungener gewesen und verpflichte ihn zu nichts. Jetzt versammelte Wilhelm alle seine Lehnsleute und ließ sie durch den Seneschall fragen, ob sie ihm bei der Eroberung Englands beistehen wollten. Die Barone erwiderten: „Wir haben bisher dem Herzog alle Dienste geleistet, zu denen wir ihm als unserem Lehnsherrn verpflichtet sind, und werden dies auch fernerhin getreulich thun. Aber über das Meer brauchen wir ihm nicht zu folgen, und wir haben dazu um so weniger Lust, weil wir es sind, die die Zeche bezahlen müssen, wenn der Zug übel abläuft."

Wilhelm beschloß jetzt, die Sache auf eine andere Art anzufangen, denn der Gedanke an die englische Krone beschäftigte ihn fortwährend und ließ ihm Tag und Nacht keine Ruhe. Er berief seine Vasallen einzeln zu sich, versprach dem einen Geld, dem andern Land, dem dritten Würden und Ehrenstellen, und bewog sie durch solche Verheißungen, an dem Zuge theilzunehmen. Zugleich ließ er in den benachbarten Provinzen Söldner werben und den König von Frankreich als seinen Lehnsherrn um Unterstützung bitten; der aber fürchtete, daß der mächtige Herzog, wenn er auch noch England eroberte, ihm gar nicht mehr gehorchen würde, und schlug ihm die Bitte mit den Worten ab,

das ganze Unternehmen sei eine große Thorheit. Endlich schickte Wilhelm auch Gesandte an den Papst und versprach, England von ihm zum Lehen zu nehmen, wenn Gott es in seine Hände gäbe. Der Papst war hiermit wohl zufrieden und schickte dem Herzog eine geweihte Fahne und einen Ring mit einem kostbaren Stein, unter dem sich ein Haar des heiligen Petrus befand.

Unterdessen waren von allen Seiten Ritter und Knappen herbeigeströmt und hatten sich von dem Herzog anwerben lassen, um unter diesem tapferen und erfahrenen Führer Beute und Ruhm zu erkämpfen; denn es war damals die Zeit des aufblühenden Ritterthums, und alle jungen Männer aus ritterlichem Geschlecht brannten vor Begierde nach Abenteuern und gefahrvollen Unternehmungen. So kam es, daß Wilhelm in wenigen Monaten ein Heer von fünfzigtausend Bewaffneten beisammen hatte. Zugleich versammelte er eine Flotte von tausend Schiffen und ließ sie mit allem Nöthigen aufs beste ausrüsten.

b. Graf Tostig.

Während Wilhelm noch mit diesen Vorbereitungen beschäftigt war, hatten zwei seiner Bundesgenossen den Krieg bereits begonnen. Es waren dies der König von Norwegen und ein jüngerer Bruder Haralds, Namens Tostig, der aus England vertrieben worden war und sich nun aus Rache an die Feinde seines Bruders angeschlossen hatte. Beide waren mit fünfhundert Schiffen an der nordöstlichen Küste von England gelandet, verheerten hier eine Grafschaft nach der andern und ordneten, als endlich Harald zur Vertheidigung seines Landes heranzog, ihr Heer zur Schlacht. Ehe der Kampf begann, erschienen

in ihrem Lager zwanzig englische Ritter, die, wie ihre Rosse, ganz mit eisernen Rüstungen bedeckt waren, und ließen sich vor Tostig führen. „Der König Harald, Euer Bruder," begann einer von ihnen, „bietet Euch den dritten Theil von England und alle Ehrenstellen an, die Ihr früher bekleidet habt, wenn Ihr dem Bündniß mit seinen Feinden entsagen wollt."

„Dieses Anerbieten," sagte Tostig, „hätte vor einem halben Jahre gemacht werden müssen; jetzt kommt es zu spät. Aber wenn ich es annehme, was soll dann der König von Norwegen haben?"

„Sieben Fuß von Englands Boden," lautete die Antwort, „oder wie viel er sonst bei seiner Leibeslänge zum Begräbniß bedarf."

„So saget meinem Bruder," erwiderte Tostig, „daß er sich zum Kampfe rüste, denn nimmer sollen die Norweger sagen, daß ich ihren König, meinen Freund, um meines Vortheils willen in Feindesland im Stich gelassen habe."

Die Engländer wandten ihre Rosse; jener Sprecher war Harald selbst gewesen. Als die Schlacht begann, mußten die englischen Reiter vor den langen Speeren des norwegischen Fußvolks, das Schild an Schild in einer langen Linie aufgestellt war, zurückweichen. Als aber nun die Norweger nachrückten, trennte sich ihre enggeschlossene Reihe, die englischen Reiter drangen mit der ihnen eigenen Schnelligkeit in die Lücken ein, und richteten im Rücken des Feindes eine gewaltige Verheerung an. Nach einem langen, blutigen Kampfe mußten die Norweger das Feld räumen, und erlitten auf dem Rückzuge eine solche Niederlage, daß nicht mehr als der zehnte Theil des ganzen Heeres auf etwa zwanzig Schiffen nach Hause zurückkehrte. Der König von Norwegen war gleich beim Beginn der Schlacht von einem Pfeil in die Kehle getroffen worden, und Tostig, der darauf den Oberbefehl übernommen hatte, war bald nach ihm im Handgemenge gefallen.

Harald sollte sich jedoch dieses Sieges nicht lange erfreuen, denn ehe er noch an sein Hoflager zurückkehren konnte, erhielt er die Nachricht, daß die Normannen an der Küste von Sussex gelandet seien.

---

c. Die Schlacht bei Hastings.

Als der Herzog Wilhelm seine Rüstungen beendet hatte, versammelte er seine Flotte und sein Heer in der Gegend von Calais, um nach England hinüberzusegeln. Einen Monat lang war ihm der Wind entgegen, und als dieser sich endlich drehte und die Flotte auslief, wurde sie von einem heftigen Sturm überfallen. Gegen hundert Schiffe gingen zu Grunde, so daß die Küste weithin mit ihren Trümmern und mit Leichnamen von Menschen und Pferden bedeckt war; der Ueberrest der Schiffe sammelte sich jedoch in einem kleinen Hafen bei Dieppe, und nach einigen Tagen konnte die Flotte abermals auslaufen. An ihrer Spitze segelte das Schiff, welches den Herzog trug und an seinem Schnabel das goldene Bild eines Knaben trug, der mit der rechten Hand nach England zeigte und mit der linken eine elfenbeinerne Trompete an den Mund hielt. Die Flotte segelte so ungleich, daß, als der Herzog mit seinem Schiff die englische Küste erreichte, die übrigen Fahrzeuge noch weit entfernt waren. Wäre die englische Flotte in der Nähe gewesen, so hätte sie sich mit leichter Mühe des feindlichen Heerführers bemächtigen können: jetzt aber hatte derselbe Sturm, der die normännischen Schiffe zerstreut hatte, auch die englischen Fahrzeuge auseinander getrieben, so daß Wilhelm ungefährdet seine Flotte erwarten und die Landung bewerkstelligen konnte. Zuerst stiegen die Bogenschützen und dann die geharnischten Ritter aus

Land und stellten sich am Ufer in Schlachtordnung auf; dann wurden die Pferde, das Fuhrwerk und das Gepäck ans Ufer geschafft; zuletzt verließ der Herzog sein Schiff. Als er ans Land sprang, glitt sein Fuß auf dem schlammigen Boden aus, so daß er mit beiden Händen auf die Erde fiel; doch mit der ihm eigenthümlichen Geistesgegenwart rief er, um jede schlimme Deutung dieses Vorfalls zu verhindern: „So nehme ich Besitz von dem Lande, welches ich mit Gottes Hülfe erobern werde!“ Und damit keiner seiner Gefährten Hoffnung hätte, sich durch die Flucht zu retten, ließ er alle seine Schiffe durchbohren, während die Krieger ein Lager aufschlugen und mit Gräben und einem schon vorher angefertigten hölzernen Bollwerk befestigten.

Sobald Harald von der Landung der Normannen Kunde erhalten hatte, ließ er im ganzen Lande bekannt machen, daß alle streitbaren Männer in London zusammenkommen sollten. Da von allen Seiten Bewaffnete herbeiströmten, um die verhaßten Fremdlinge zu vertreiben, so hatte er nach wenigen Tagen ein Heer beisammen, das dem normännischen an Zahl weit überlegen war. Mit diesem rückte er dem Feinde entgegen, ließ, als er noch eine Meile von ihm entfernt war, ein Lager aufschlagen und ritt dann mit einem seiner Brüder hinaus, um die Stellung der Normannen in Augenschein zu nehmen. Erschreckt über die Menge der Zelte, den Glanz der Waffen und die fröhlichen Gesänge der muthigen Feinde, sagte er zu seinem Bruder: „Es wäre wohl besser, wenn ich nach London zurückkehrte und dort noch größere Streitkräfte sammelte, bevor ich den Entscheidungskampf beginne.“ Der Bruder aber erwiderte: „Als ich Dich auf die Folgen Deines Meineids aufmerksam machte, wolltest Du nicht auf mich hören; jetzt ist es zu spät, der Schlacht auszuweichen. Ich weiß aber, wie sie ausfallen wird, denn Du bist schon durch den bloßen Anblick des Feindes und durch Dein böses Gewissen halb besiegt.“

Harald schickte jetzt Kundschafter ins feindliche Lager, um über die

Anzahl und die Bewaffnung der Normannen Genaueres zu erfahren. Sie wurden ergriffen und vor den Herzog geführt; der aber ließ sie im ganzen Lager herumführen und ihnen Alles auf das genaueste zeigen, und dann schickte er sie, ohne ihnen ein Leid zuzufügen, zu ihren Landsleuten zurück. Als sie diesen erzählten, was sie gesehen hatten, geriethen Alle in große Bestürzung, denn sie überzeugten sich nun, daß ihnen ein schwerer und blutiger Kampf bevorstand.

Ehe die Schlacht begann, wollte Wilhelm noch einen Versuch machen, den Streit auf andere Weise zu schlichten. Er schickte daher einen Gesandten an Harald und ließ ihm in Gegenwart aller Großen des Reichs Folgendes sagen: „Der Herzog läßt Euch dreierlei zur Wahl anbieten, entweder Euren Eid zu halten und die Krone abzutreten, oder Euch der Entscheidung des Papstes zu unterwerfen, oder endlich Mann gegen Mann mit ihm um den Besitz von England zu fechten.“ Harald wollte auf keinen dieser Vorschläge eingehen, und so mußten also die Waffen entscheiden.

Die Engländer brachten die Nacht vor der Schlacht mit Trinken, Schmausen und Singen hin; die Normannen beteten, beichteten und setzten ihre Waffen und ihre Rüstungen in Stand. Kurz vor Tagesanbruch wohnte das ganze normännische Heer der Messe bei, und dann sagte Wilhelm zu seinen Kriegern: „Meine Freunde, wir sind hierher gekommen, um für eine gute und gerechte Sache zu kämpfen und die treulosen Engländer für ihren Verrath zu züchtigen. Haltet Euch also wacker und seid dabei versichert, daß ich Alles, was ich Euch versprochen habe, getreulich erfüllen werde. Bedenkt, was heut auf dem Spiele steht! Wenn wir siegen, so erwerben wir nicht allein großen Ruhm, sondern auch Schätze und Landbesitz in reichem Maße; werden wir aber besiegt, so sind wir rettungslos verloren, denn unsere Schiffe sind durchbohrt und jeder Weg zur Flucht uns abgeschnitten. Darum Muth und Vertrauen, und der Sieg ist unser!“

Nach diesen Worten stellte Wilhelm sein Heer in Schlachtordnung auf. Er theilte es zu dem Ende in drei Haufen, deren jeder aus Bogenschützen, Lanzenträgern und geharnischten Rittern bestand. Ihm gegenüber ordneten sich die Engländer am Abhange eines Hügels in einer dicht geschlossenen Masse, die sie mit einem hölzernen Bollwerk umgaben. Ihr Fußvolk war mit Streitäxten, Hellebarden und großen Schilden bewaffnet, und in ihrer Mitte wehte das königliche Banner von England, auf welchem ein in Gold und Edelsteinen prangender Krieger abgebildet war. Neben dem Banner stand der König, umgeben von seinen beiden Brüdern und den ersten Baronen des Reichs. Die Normannen rückten zum Angriff vor, indem die päpstliche Fahne ihnen vorgetragen wurde. Ein normännischer Ritter, Namens Taillefer, ritt auf einem stattlichen Rosse vorauf, indem er sein Schwert mit der einen Hand in die Luft warf und es mit der andern wieder auffing, und dabei ein Lied auf die Thaten Rolands sang. Zwei englische Ritter, die ihm entgegenkamen, erlegte er nach kurzem Kampfe; der dritte aber war ihm überlegen und schlug ihn zu Boden.

Jetzt drang das ganze normännische Heer gegen das feindliche Bollwerk vor, und auf allen Seiten entspann sich ein blutiger Kampf. Die Engländer schwangen ihre Streitäxte mit beiden Händen und schlugen so kräftig auf die Normannen los, daß diese sich nach mehreren tapferen Angriffen zurückziehen mußten, zumal da ihre Pfeile durch die Verschanzung nicht hindurchdringen konnten. Wilhelm befahl nun seinen Bogenschützen, ihre Pfeile in die Luft abzuschießen, damit sie von oben herab die Feinde träfen. Diese Maßregel hatte für ihn den glücklichsten Erfolg, denn Harald wurde, während er emporsah, von einem Pfeil ins Auge getroffen. Die Engländer ließen sich indessen dadurch nicht abschrecken, den Kampf mit der größten Ausdauer fortzusetzen. Da alle Versuche der Normannen, in die Verschanzung einzudringen, mißlangen, so nahm Wilhelm zu einer neuen List seine

Zuflucht. Er befahl seinen Leuten, zum Schein zu fliehen, und als nun die Engländer in der Hitze der Verfolgung ihre günstige Stellung verließen, gab er mit der Trompete ein Zeichen. Die Normannen kehrten augenblicklich um, schlugen die Engländer zurück und drangen zugleich mit ihnen in die Verschanzung ein. Noch einmal sammelten sich die Engländer um das Banner ihres blinden Königs, und nun entbrannte ein fürchterlicher Kampf, in welchem auf beiden Seiten herrliche Thaten geschahen, bis es endlich den normännischen Rittern gelang, sich des königlichen Banners zu bemächtigen und des Herzogs geweihte Fahne an dessen Stelle zu setzen. Harald und seine Brüder fanden im Handgemenge ihren Tod; der Ueberrest seines Heeres entfloh und entging nur dadurch einer gänzlichen Niederlage, daß die Nacht hereinbrach und die Verfolgung der Flüchtlinge unmöglich machte.

Die Schlacht bei Hastings fand am 14. October 1066 statt und war die blutigste, die auf englischem Boden geschlagen worden ist, denn von den Normannen waren fünfzehntausend gefallen, während der Verlust der Engländer sechzigtausend Mann betragen haben soll.

---

d. Wilhelms Ende.

Wilhelm hatte, als der Kampf aufhörte, sein Zelt an der Stelle aufschlagen lassen, wo Harald gefallen war, und feierte den Sieg durch ein festliches Gelage, an welchem die angesehensten unter seinen Baronen theilnahmen. Am andern Morgen verließ er das blutgetränkte Schlachtfeld und führte sein Heer unter Plünderungen und Verwüstun-

4*

gen nach London, wo ihm Abgeordnete der Geistlichkeit und der Bürgerschaft entgegenkamen, um ihre Unterwerfung anzuzeigen. Nachdem er am Weihnachtstage in der Westminster-Abtei zum König gekrönt worden war, dachte er daran, die Barone und Ritter, mit deren Hülfe er England erobert hatte, für ihre Dienste zu belohnen. Er zog zu dem Ende die Herrschaften und Güter aller der Engländer ein, die entweder in der Schlacht gefallen oder, weil sie gegen ihn gefochten, entflohen waren, und vertheilte sie unter seine Begleiter. Diese aber konnten sich, da sie dem Volke verhaßt waren, nur mit Gewalt im Besitz ihrer Güter behaupten, und mußten überall Burgen und feste Schlösser bauen, um durch sie ihre neuen Unterthanen im Gehorsam zu erhalten. Dadurch wurde die Erbitterung der Engländer immer größer, zumal da der König alle höheren Aemter im Staat und in der Kirche nur den Normannen verlieh und das Französische zur Hof- und Geschäftssprache machte. Es währte nicht lange, so brach der Haß der Engländer in offene Empörung aus, indem diejenigen, die ihrer Güter beraubt worden waren, sich zusammenschaarten, die Normannen, wo sie welche trafen, erschlugen und ihre Burgen zerstörten. Wilhelm rüstete gegen sie ein stattliches Heer aus, verbrannte alle Städte und Dörfer, die es mit den Empörern gehalten hatten, und ließ Schuldige und Unschuldige niederhauen oder verstümmeln. Da gab es, besonders in den nördlichen Grafschaften, weite Landstriche, in denen weder ein Haus noch ein bebautes Feld zu sehen war; Ströme und Bäche waren mit Blut gefärbt, der Himmel von dichten Rauchwolken verdüstert, die Landstraßen mit Sterbenden und mit Leichnamen bedeckt.

Auf diese Weise dämpfte Wilhelm der Eroberer — diesen Beinamen führte er seit dem Siege bei Hastings — die Aufstände seiner Unterthanen. Beladen mit dem Fluch des Volkes, verließ er endlich im einundzwanzigsten Jahre seiner Regierung England, um in Rouen,

der Hauptstadt der Normandie, sein Leben zu beschließen. Aber auch hier sollte ihm keine Ruhe zu Theil werden, denn nun hatte er die Empörungen seiner normännischen Vasallen zu bekämpfen, und zuletzt mußte er sogar gegen seinen ältesten Sohn Robert die Waffen ergreifen. Als er diesen in einem festen Schloß belagerte und die Besatzung einen Ausfall machte, geriethen Vater und Sohn, ohne sich zu kennen, da sie mit heruntergelassenen Visiren auf einander lossprengten, in einen Zweikampf. Der Sohn verwundete den Vater am Arm, warf ihn vom Pferde und erkannte nun erst, als der Gefallene um Hülfe rief, in großer Bestürzung die Stimme seines Vaters. Reuevoll sprang er vom Pferde, bat um Verzeihung und half dem Vater aufs Pferd. Dieser hob sogleich die Belagerung auf, und bald kam durch Vermittelung der Mutter eine Versöhnung zu Stande. Doch dauerte die Eintracht nicht lange, denn Robert war bei aller seiner Gutmüthigkeit ein leichtsinniger Mensch, der sein Geld mit Musikanten, Tänzern und Lustigmachern durchbrachte und endlich, um den Vorwürfen seines Vaters zu entgehen und ungestört sein lustiges Leben fortsetzen zu können, seine Heimath verließ und sich bis nach dem Tode des Vaters in Deutschland und Frankreich umhertrieb.

Noch in demselben Jahre ereilte den König der Tod, und zwar in folgender Weise. Er war mit dem König von Frankreich wegen eines Landstrichs in Streit gerathen, und führte den Krieg nach der wilden Sitte jener Zeit, indem er die Dörfer und Landhäuser der unschuldigen Unterthanen seines Feindes verbrannte, die Ernten auf dem Felde verwüstete und die Obstbäume und Weinstöcke zerstörte. In einem Städtchen, das auf seinen Befehl in Flammen aufgegangen war, ritt er über die noch rauchende Brandstätte, als sein Pferd, dessen Huf in glühende Asche gerieth, einen Seitensprung that und den Reiter mit solcher Heftigkeit auf den Sattelknopf warf, daß er tödtlich verletzt wurde. Sechs Wochen lag er, mit dem Tode ringend, in einem

verlassenen Kloster; dann machte er sein Testament. Seinem ältesten Sohne Robert bestimmte er die Normandie; den zweiten, Wilhelm, ernannte er zu seinem Nachfolger in England. „Und was soll ich haben?" fragte sein jüngster Sohn Heinrich. „Du erhältst fünftausend Pfund Goldes aus meinem Schatze," antwortete der König. „Was hilft mir das Geld," sagte Heinrich, „wenn ich nichts habe, wo ich mein Haupt hinlegen soll?" „Vertraue auf Gott," erwiderte der König, „und harre in Geduld der Zeiten, die Dich auf den Thron rufen werden."

Sogleich machte sich Wilhelm nach England auf den Weg, um die Regierung dieses Landes anzutreten; Heinrich entfernte sich, um sein Gold in Sicherheit zu bringen, und so blieb der sterbende König mit seinen Dienern allein. Die Erinnerung an die von ihm verübten Grausamkeiten lastete schwer auf seiner Seele, und um sein Gewissen zu erleichtern, schenkte er den Kirchen und Klöstern große Geldsummen und ließ alle Gefangenen frei, die auf seinen Befehl im Kerker schmachteten.

Kaum hatte er die Augen geschlossen, so fielen die Diener über seine Habe her, plünderten das ganze Haus und bemächtigten sich selbst der Betten, auf denen sich der Leichnam befand, so daß dieser mehrere Stunden lang auf dem Fußboden lag. Endlich erschienen einige Priester und schafften die Leiche nach Caen, um sie dort in einer von dem Verstorbenen erbauten Kirche beizusetzen. Während der Leichnam in der Kirche ausgestellt war, brach in der Stadt eine Feuersbrunst aus; alle Anwesenden liefen hinaus, um beim Löschen behülflich zu sein, und die Leiche stand abermals verlassen da. Als man am folgenden Tage zum Begräbniß schritt, trat plötzlich ein Mann aus dem versammelten Volke hervor und rief: „Dieser Boden gehört mir; der König, den Ihr begrabt, hat ihn mir nebst meinem Hause geraubt, um diese Kirche zu erbauen. Im Namen Gottes verbiete ich Euch, den Räuber meines Eigenthums mit der Erde zu bedecken, die mir gehört!" Die Priester

wußten, daß der Mann Recht hatte; sie zahlten ihm daher sechzig Schillinge für das Grab und versprachen, ihm später auch den Werth des ganzen Grundstücks und des Hauses zu ersetzen. Doch auch jetzt sollte die Bestattung nicht ungestört vor sich gehen. Das Grab war zu eng, und als man versuchte, den Leichnam, der im königlichen Schmuck und ohne Sarg bestattet wurde, hineinzuzwängen, zerplatzte er und verbreitete einen so entsetzlichen Geruch, daß alle Anwesenden davonliefen und die Leiche zum dritten Male verlassen dastand.

Wilhelm war ein Mann von großen Fähigkeiten. Die Härte, mit der er die Engländer behandelte, war hauptsächlich eine Folge der Empörungen, welche durch die ihrer Güter beraubten Edelleute angezettelt wurden. Mit einem festen, unbeugsamen Willen verband er die fuchsartige List, durch welche die Normannen jener Zeit in Europa berüchtigt waren. Im häuslichen Leben war er ein liebevoller Gatte und Vater. Was sein Aeußeres betrifft, so war er von mittler Größe, aber dabei von ungewöhnlicher Körperkraft. Seine Gesichtszüge hatten einen strengen, finsteren Ausdruck, und in den letzten Lebensjahren entstellte ihn eine übermäßige Beleibtheit. Seine vorherrschende Leidenschaft war die Jagd. Nicht zufrieden mit den achtundsechzig königlichen Forsten und den verschiedenen Thiergärten, die er bereits besaß, legte er noch einen Bezirk von acht Quadratmeilen wüst, verbrannte alle in demselben befindlichen Gebäude und verjagte deren Einwohner, um den sogenannten neuen Forst anzulegen. Um das Wild zu schützen, gab er grausame Jagdgesetze, die mit äußerster Strenge gehandhabt wurden und nicht wenig dazu beitrugen, ihn bei seinen Unterthanen verhaßt zu machen. Der neue Forst wurde aber für seine Familie unheilvoll, denn zwei von seinen Söhnen und einer seiner Neffen fanden in ihm auf der Jagd ihren Tod.

2. Wilhelm II.

Wilhelm II., nach der Farbe seiner Haare der Rothe genannt, besaß dieselbe Geistes- und Willenskraft, wie sein Vater; aber auch seine Regierung war keine glückliche für das Volk, da er durch seinen Hang zur Verschwendung und zu Ausschweifungen den reichen Schatz seines Vaters in kurzer Zeit erschöpfte und nun seine Unterthanen mit den härtesten Steuern drückte. Starb ein Bischof oder ein Abt, so ließ er die Stelle Jahre lang unbesetzt, um die Einkünfte derselben in der Zwischenzeit für sich zu beziehen, und dadurch brachte er auch die Geistlichkeit gegen sich auf. Den Adel endlich verdroß seine Treulosigkeit und seine Habsucht, so wie die Strenge, mit der er jeden Widerstand gegen seinen Willen bestrafte, und er war daher fast in noch höherem Grade verhaßt als sein Vater.

Mit seinen Brüdern lebte Wilhelm in beständigem Hader. Zuerst kämpfte er gegen Robert, dem die unzufriedenen Barone die englische Krone anboten, und als er mit ihm Frieden geschlossen hatte, zogen beide vereinigt gegen ihren jüngsten Bruder Heinrich, der dem leichtsinnigen Robert einen Theil der Normandie abgekauft hatte. Heinrich begab sich in sein festes Schloß am Meeresufer, welches der Michaelsberg hieß und auf einem steilen, ganz vom Meere umflossenen Felsen lag. Hier wurde er von seinen beiden Brüdern belagert und gerieth bald durch Wassermangel in große Noth. Der gutmüthige Robert konnte die Noth der Belagerten nicht mit ansehen; er erlaubte nicht allein der Besatzung, sich Wasser zu holen, sondern schickte auch seinem Bruder Heinrich Wein von seiner eigenen Tafel. Als ihm der hartherzige Wilhelm hierüber Vorwürfe machte, entgegnete er: „Sollen wir etwa unsern Bruder verdursten lassen? Woher soll uns ein an-

derer kommen, wenn er dahin ist?" Und er fuhr fort, für den Bedrängten zu sorgen, bis dieser genöthigt war, die Vertheidigung des Schlosses aufzugeben und sein Heil in der Flucht zu suchen. Kurz zuvor war Wilhelm, als er ohne Begleiter am Meeresufer hinritt, von zwei Kriegern von der Besatzung überfallen und vom Pferde gerissen worden. Einer derselben holte schon zu einem tödtlichen Streiche aus, als Wilhelm ihm zurief: „Halt ein, Schurke! Ich bin der König von England!" Der Krieger erschrak, hob den König mit der größten Ehrerbietung vom Boden auf und geleitete ihn bis in sein Lager. Als die Besatzung sich ergeben mußte, trat er in die Dienste des Königs und wurde von diesem reich belohnt.

Es war jetzt die Zeit gekommen, in welcher die Beredtsamkeit Peters des Einsiedlers und des Papstes Urban II. viele Männer des Abendlandes bestimmte, nach Asien zu ziehen, um das Grab des Erlösers den wilden Türken zu entreißen, welche die frommen Wallfahrer mißhandelten und beschimpften. Alle, die dem Ruf des Papstes Folge leisteten, hefteten zum Zeichen, daß sie an dem heiligen Kampfe theilnehmen wollten, ein Kreuz auf ihre rechte Schulter. Der fromme Taumel ergriff nicht bloß die große Masse des Volkes, sondern auch viele Ritter und Fürsten, und mancher ließ sich auch durch seinen Hang zu Abenteuern oder durch die Hoffnung auf reiche Beute zur Theilnahme an dem Kreuzzuge bewegen. Unter den Fürsten, die das Kreuz nahmen, war auch der Herzog Robert von der Normandie. Er gehörte zu Denen, die nicht durch unlautere Beweggründe, sondern durch ihren ritterlichen Sinn und ihre Begeisterung für die heilige Sache fortgerissen wurden, und da es ihm, wie gewöhnlich, an Geld fehlte, so verkaufte er seinem Bruder Wilhelm die Normandie auf fünf Jahre. Die Summe, die er dafür erhielt, verwendete er, um sich und seine Begleiter aufs glänzendste auszurüsten, und brach dann mit den übrigen Kreuzfahrern nach dem heiligen Lande auf.

Wilhelm hatte, um das zum Ankauf der Normandie nöthige Geld aufzubringen, das englische Volk mit neuen Steuern belastet und selbst Kirchen und Klöster ihrer Kostbarkeiten beraubt. Er war so ungeduldig, sich dieses neuen Besitzthums zu bemächtigen, daß er sich bei einem heftigen Sturmwind einschiffte. Als die Schiffer ihn darauf aufmerksam machten, welcher Gefahr er sich bei solchem Wetter aussetzte, antwortete er: „Habt Ihr je gehört, daß ein König ertrunken wäre? Lichtet die Anker und macht, daß wir bald nach Frankreich kommen!"

Vier Jahre später ereilte ihn der Tod, und zwar in dem von seinem Vater angelegten neuen Forst, der schon zweien seiner nächsten Verwandten verderblich geworden war. Es war dieser Forst ein Gegenstand des allgemeinen Abscheus, theils wegen der Härte, mit der die armen Leute bei seiner Gründung von Haus und Hof vertrieben worden waren, theils auch wegen der grausamen Martern, die an allen Denen vollzogen wurden, welche sich gegen die von dem Eroberer erlassen Jagdgesetze vergingen und, wenn auch nur zum Schutz ihrer Aecker und Gärten, einen Hirsch oder ein anderes Wild tödteten. Unter dem Landvolk der Umgegend war der Glaube verbreitet, daß böse Geister in dem Walde ihr Wesen trieben, und in einer finsteren Nacht sollte ein furchtbares Gespenst einem Jäger verkündet haben, daß den König dort die Strafe für seine Thaten treffen würde. Darum vermied man es, den Forst zu betreten; für den Hof aber war er eben wegen dieser Einsamkeit das liebste Jagdgebiet.

Es war im August des Jahres 1100, als Wilhelm sich mit einem zahlreichen Gefolge in den neuen Forst begab. Er brachte die Nacht in einem in der Mitte desselben gelegenen Jagdschlosse zu, und wurde im Schlaf von einem beängstigenden Traum gequält, so daß er am andern Morgen beschloß, die Jagd aufzugeben. Als er jedoch beim Mittagsmahl nach Herzenslust gegessen und getrunken hatte, wurde er wieder guter Dinge und änderte seinen Entschluß. Wie es damals

unter den Jägern Sitte war, zerstreute sich die Gesellschaft nach allen Richtungen, und nur einer der Hofleute, Walter Tyrrel, blieb bei dem König. Der Nachmittag verging, ohne daß einer der Jäger diesen wieder zu Gesicht bekam. Am Abend sah ein armer Kohlenbrenner, der mit seinem Karren durch den Forst fuhr, einen Mann mit einem Pfeile in der Brust todt am Wege liegen. Er lud den Leichnam auf seinen Karren und brachte ihn in das Jagdschloß, wo sich inzwischen die Jäger wieder-versammelt hatten. Mit Entsetzen erkannte man in dem Getödteten den König; aber nie hat man erfahren, von wessen Hand er gefallen ist.

Der nächste Verdacht traf den Ritter Walter Tyrrel, denn dieser war sogleich nach Frankreich entflohen und hatte sich hier unter den Schutz des Königs gestellt. Er versicherte mit einem Eidschwur, König Wilhelm sei, während sie mit einander gejagt, plötzlich von unsichtbarer Hand durch einen Pfeil getödtet worden; er selbst aber habe sogleich die Flucht ergriffen, weil er gefürchtet habe, daß man ihn für den Mörder halten würde. Andere erzählten, der König und Tyrrel hätten einander in einem Gebüsch gegenübergestanden, als plötzlich ein Hirsch zwischen ihnen durchgegangen wäre. Dem König sei, als er zielte, die Sehne des Bogens gerissen; jetzt habe Tyrrel losgedrückt, aber der Pfeil sei von einem Baume abgeprallt und in die Brust des Königs gedrungen.

3. Heinrich I.

Als der Prinz Heinrich den Tod seines Bruders erfuhr — er hatte sich einige Zeit vorher mit ihm ausgesöhnt und war auch bei der

verhängnißvollen Jagd gegenwärtig — eilte er nach Winchester, um sich des königlichen Schatzes und der Reichs-Kleinodien zu bemächtigen. Nachdem er die englischen Großen durch Versprechungen aller Art für sich gewonnen hatte, ließ er sich, ohne die gerechten Ansprüche seines Bruders Robert zu beachten, zum König krönen. Kaum aber fühlte er sich auf dem Throne sicher, so verfuhr er mit derselben Härte und Willkür, wie sein Vorgänger. Er war ein Fürst von trefflichen Eigenschaften, und zeichnete sich namentlich durch Klugheit, Tapferkeit und eine seltene Beredtsamkeit aus. Aber diese Vorzüge wurden durch eben so große Fehler verdunkelt, unter denen besonders eine unersättliche Habsucht und ein wilder, grausamer Sinn zu nennen sind.

Heinrichs böser Charakter zeigte sich am deutlichsten in seinem Verfahren gegen seinen Bruder Robert, der sich einst so edel gegen ihn benommen hatte. Dieser war nach der Eroberung des heiligen Landes nach Europa zurückgekehrt und hatte sich mit der Tochter eines italienischen Ritters vermählt. Als er in der Normandie ankam und von der Thronbesteigung seines jüngeren Bruders hörte, rüstete er ein Heer, um sein Recht auf die englische Krone geltend zu machen. Ehe es zum Kampfe kam, brachten die angesehensten Geistlichen einen Vertrag zwischen den beiden Brüdern zu Stande, nach welchem Heinrich König von England bleiben und seinem Bruder, Robert, der sich mit der Normandie begnügte, jährlich dreitausend Mark Silbers zahlen sollte. Kaum war die Gefahr vorüber, so zog Heinrich gegen die Anhänger seines Bruders, verjagte sie, obgleich er ihnen Straflosigkeit zugesichert hatte, von ihren Besitzungen und fiel dann in die Normandie ein. Ueberall ließ er bekannt machen, er komme, um das Land von der schlechten Regierung seines Bruders zu befreien. Allerdings hatte Robert nach dem Tode seiner Gemahlin wieder sein früheres zügelloses Leben angefangen. Tage lang mußte er im Bette liegen,

weil ihm seine Diener alle seine Kleider gestohlen hatten; wenn er aber Geld hatte, verpraßte er es mit lustigen Freunden und Possenreißern, bis er wieder dermaßen von Allem entblößt war, daß er mehrere Tage hindurch nichts zu essen hatte. Dies Alles gab dem habsüchtigen Heinrich einen erwünschten Vorwand, auch die Herrschaft über die Normandie an sich zu reißen. Robert sammelte in der Eile die wenigen Streitkräfte, die ihm zu Gebote standen, und zog seinem Bruder entgegen. Es kam zur Schlacht; Robert wurde besiegt, mit seinen vornehmsten Vasallen gefangen genommen und auf ein festes Schloß in England gebracht. Hier lebte er noch dreißig Jahre in harter Gefangenschaft. Anfangs gestattete man ihm, in Begleitung seiner Wächter auszureiten; als er aber einst einen Fluchtversuch machte, ließ ihn sein unnatürlicher Bruder des Augenlichts berauben, indem er befahl, glühende Metallbecken auf seine Augen zu legen. Erst in seinem achtzigsten Lebensjahre erlöste ihn der Tod von seinen Leiden. Der einzige Sohn, den er hinterließ, und der durch treue Diener vor den Nachstellungen des Königs nach Frankreich gerettet wurde, starb hier im fünfundzwanzigsten Jahre seines Alters in Folge eines Lanzenstichs, den er in einer Schlacht erhielt.

Als Heinrich die Normandie in Besitz nahm, befand sich in seinem Gefolge auch sein einziger Sohn, der Prinz Wilhelm, der damals ein achtzehnjähriger Jüngling war. Der ganze Hof war in Barfleur versammelt, um sich in dem dortigen Hafen nach England einzuschiffen, als ein Schiffsherr, Namens Fitz-Stephan, mit den Worten an den König herantrat: „Gnädiger Herr, als Euer Vater vor fünfzig Jahren in diesem Hafen zur See ging, um England zu erobern, hatte mein Vater die Ehre, sein Schiff zu steuern. Ich habe ein schönes Fahrzeug, das an dieser Küste unter dem Namen des weißen Schiffes berühmt und mit fünfzig trefflichen Matrosen bemannt ist. Ich bitte

Euch, mein König, um die Ehre, Euch in diesem schönen Schiffe nach England hinüberfahren zu dürfen."

„Ich habe mir bereits ein Fahrzeug gewählt," antwortete der König. „Aber um den Sohn des Mannes zu ehren, der meinem Vater so treu gedient hat, soll mein Sohn in Deinem Schiff hinüberfahren."

Der König ging darauf mit dem größten Theil seines Gefolges unter Segel, und da der Wind die ganze Nacht hindurch günstig war, so landete er am andern Morgen wohlbehalten an der englischen Küste. Der Prinz Wilhelm bestieg mit seiner Schwester Marie und hundertundzwanzig Jünglingen und Jungfrauen aus den edelsten Familien nebst einer zahlreichen Dienerschaft das weiße Schiff, und sagte zu Fitz-Stephan: „Gieb Deinen Matrosen drei Tonnen Wein, mein Freund! Auf jedem Schiffe, das ich besteige, muß es lustig zugehen."

Während die Matrosen sich über den Wein hermachten, begann die Gesellschaft des Prinzen auf dem Verdeck zu tanzen, und bald herrschte auf dem ganzen Schiffe die lauteste Fröhlichkeit. Als man endlich den Hafen verließ, war unter den Matrosen kaum einer noch nüchtern; Fitz-Stephan aber, der das Steuer führte, hoffte dessenungeachtet auf eine glückliche Fahrt, da der Wind noch immer günstig war. Plötzlich erfolgte ein furchtbarer Stoß: das Schiff war auf eine Klippe gelaufen und sank so schnell, daß es nach wenigen Minuten ganz mit Wasser angefüllt war. Inmitten der Verwirrung und des Entsetzens brachte Fitz-Stephan den Prinzen und einige seiner Begleiter in ein Boot und rief ihnen zu: „Fahrt zu! Das Land ist nicht weit; wenn Ihr rüstig rudert, werdet Ihr es bald erreichen. Wir Anderen müssen hier umkommen!"

Das Boot hatte sich schon von dem sinkenden Schiffe entfernt, als der Prinz die Stimme seiner Schwester vernahm, welche laut um Hülfe rief. Sogleich befahl er seinen Begleitern, wieder umzukehren;

als er aber an das Schiff herankam und nach seiner Schwester rief, sprangen so viele Personen in das Boot, daß es umschlug. In diesem Augenblick versank auch das Schiff, und begrub alle auf ihm befindlichen Menschen, dreihundert an der Zahl, in den Wellen.

Nur zwei Männern gelang es, sich aus dem Schiffbruch zu retten, indem sie sich an eine schwimmende Segelstange anklammerten. Der eine von ihnen war ein englischer Edelmann, der andere ein armer Fleischer aus Rouen. Nach einiger Zeit erblickten sie einen dritten Mann, der mit den Wellen kämpfte und endlich die Segelstange erreichte. Es war Fitz-Stephan, der Herr des Schiffes. „Was ist aus dem Prinzen geworden?" fragte er hastig, indem er sich nach allen Seiten umsah. „Er ist ertrunken," antworteten die beiden Männer, „und mit ihm seine Schwester und alle die edlen Jünglinge und Jungfrauen, die sich auf dem Schiffe befanden; wir beide sind allein noch am Leben." Da rief Fitz-Stephan voll Entsetzen: „Wehe mir!" ließ die Stange los und versank in die Tiefe des Meeres. Die beiden Anderen fuhren fort, sich mit Hülfe der Stange über dem Wasser zu halten; nach einer Weile jedoch sagte der junge Edelmann: „Ich bin erschöpft und vor Kälte erstarrt, und kann mich nicht länger halten. So lebt denn wohl, guter Freund, und möge Euch der Himmel gnädig sein!" Mit diesen Worten sank er unter; der arme Fleischer aber hielt sich bis zum Morgen, und wurde dann von einem Fischerboot aufgenommen. Auf diese Weise wurde der einzige Mann gerettet, der von dem Verlauf der furchtbaren Begebenheit Zeugniß ablegen konnte.

In den ersten drei Tagen wagte es niemand, dem König die Nachricht von dem Tode seines einzigen Sohnes zu überbringen. Als er endlich das Unglück erfuhr, sank er sprachlos zu Boden und erholte sich erst nach langer Zeit; doch hat man ihn von dem Tage an nie wieder lächeln sehen.

Der Tod des Prinzen war in einer Beziehung ein Glück für das Land, denn er war ein übermüthiger, hartherziger Mensch und hatte oft erklärt, er würde, wenn er zur Regierung käme, die Engländer wie Stiere vor den Pflug spannen. In ihm war aber auch der anerkannte Thronerbe dahingegangen, und als fünfzehn Jahre später der König Heinrich I. starb, brach wieder ein blutiger Thronstreit aus, indem sich der Graf Stephan von Blois, ein Tochtersohn des Eroberers, der Krone bemächtigte, während Mathilde, die Tochter Heinrichs I., gegründete Ansprüche auf den Thron erhob. Nach einem blutigen Kampfe, welcher zwanzig Jahre währte, wurde endlich ein Vertrag geschlossen, durch welchen Stephan als König und Heinrich, der Sohn der Mathilde, als sein Nachfolger anerkannt wurde.

Während dieses Thronstreits erreichte die Noth des armen Volks den höchsten Grad. Um die Barone für sich zu gewinnen, hatte ihnen Stephan das Recht bewilligt, ihre Burgen zu befestigen. Nun erhoben sich in allen Theilen des Landes Raubschlösser, in denen wilde, unmenschliche Kriegsknechte hausten, welche die armen, wehrlosen Bauern ungestraft beraubten und mißhandelten. Der Adel schaltete mit unerhörter Willkür; mit jedem Jahre vermehrten sich die Frohndienste der Bauern, und in eben dem Maße nahmen die Steuern zu, welche den Bürgern der kleineren Städte von ihren geistlichen und weltlichen Herren abgepreßt wurden. Wer sich weigerte zu zahlen, der wurde ins Gefängniß geworfen und gemartert, bis er, um den unerträglichen Qualen ein Ende zu machen, auch das Letzte hergab. So wurden denn Städte und Dörfer von großen Schaaren von Bettlern durchzogen; der Anbau des Bodens hörte in manchen Gegenden ganz auf, da niemand dessen froh wurde, was er durch seinen Fleiß gewann; im ganzen Lande herrschte Theuerung und nicht selten Hungersnoth, und alljährlich starben Tausende vor Mangel und Elend. Und dieser

jammervolle Zustand trat unter der Regierung eines Königs ein, der ein gutes Herz und viele treffliche Eigenschaften besaß, dem es aber an Kraft fehlte, seine übermüthigen Vasallen im Zaume zu halten.

IV.

Das Haus Anjou oder Plantagenet.

---

1. Heinrich II.

a. Heinrichs Thronbesteigung.

Heinrich II., der Sohn des Grafen Gottfried von Anjou und der Mathilde, der Tochter des Königs Heinrich I., bestieg nach Stephans Tode im Jahre 1154 den englischen Thron. Sein Vater hatte von seiner Gewohnheit, einen blühenden Ginsterstrauß statt der Feder auf dem Hute zu tragen, den Beinamen Plantagenet erhalten, und dieser Name ist seinen Nachkommen, die bis zum Jahre 1485 in England geherrscht haben, geblieben.

Heinrich war, als er zur Regierung gelangte, erst zwanzig Jahre alt. Außer dem Königreich England beherrschte er den dritten Theil von Frankreich, nämlich die Normandie, Anjou und als Erbgut seiner Gemahlin Eleonore auch Poitou und Guienne. Dies wurde die Veranlassung zu vielen blutigen Kriegen, denn das Streben der Könige von Frankreich war nun unausgesetzt darauf gerichtet, den Engländern eine Provinz nach der andern zu nehmen und sie endlich ganz aus Frankreich zu vertreiben. Eine Folge dieser Kriege, welche mit gerin-

gen Unterbrechungen gegen vierhundert Jahre gewährt haben, war wiederum ein tiefwurzelnder Haß zwischen den beiden Nationen, der bis in die neuste Zeit fortgedauert hat.

Heinrich II. war ein Fürst von großer Kraft und Einsicht, aber nicht frei von Jähzorn, Falschheit und Hinterlist. Mit kräftiger Hand wußte er, obgleich kaum dem Jünglingsalter entwachsen, in seinem zerrütteten Reiche Ruhe und Ordnung wieder herzustellen, indem er eine Menge Raubschlösser zerstörte, das Gerichtswesen verbesserte und jede Gewaltthätigkeit auf das strengste bestrafte. So erfreuten sich denn die Bürger und Bauern unter seiner Regierung eines Wohlstands, den sie lange Zeit hatten entbehren müssen. Zugleich erweiterte er sein Reich durch die Eroberung Irlands. Diese fruchtbare Insel befand sich damals noch in einem halbwilden Zustand, denn ihre Einwohner lebten ausschließlich von der Fischerei und von der Milch und dem Fleisch ihrer Heerden, während Ackerbau, Handel und Gewerbe ihnen fast ganz unbekannt waren. Die ganze Insel war fortwährend im Kriegszustande, denn die fünf kleinen Könige, welche auf derselben regierten, machten einander die Oberherrschaft streitig, und auch das Leben der Häuptlinge war eine ununterbrochene Kette von Fehden und Räubereien. Bei dieser inneren Zwietracht wurde es den Engländern leicht, sich zuerst auf der östlichen Seite der Insel festzusetzen und sich allmählich auch die übrigen Theile derselben zu unterwerfen.

---

b. Thomas Becket.

Ein reicher Kaufmann aus London, Namens Gilbert Becket, wurde auf einer Pilgerfahrt nach Jerusalem von Seeräubern gefangen ge-

nommen und an einen vornehmen Saracenen als Sklave verkauft. Dieser hatte eine schöne Tochter, welche den Kaufmann lieb gewann und ihm ihren Wunsch zu erkennen gab, eine Christin zu werden und ihm nach Europa zu folgen. Nicht lange nachher fand Gilbert eine Gelegenheit zur Flucht; er benutzte sie, ohne sich weiter um das Mädchen zu kümmern, und war so glücklich, in seine Heimath zu gelangen. Das Mädchen war entschlossen, ihm zu folgen, entfloh in Knabenkleidern aus dem Hause ihres Vaters und erreichte ohne Unfall die Meeresküste. Sie hatte von ihm nur zwei englische Wörter gelernt, nämlich seinen Namen Gilbert und den Namen der Stadt London. In dem Hafen wiederholte sie so lange das Wort London, bis man ihr ein Schiff zeigte, das nach England bestimmt war. Auf diesem schiffte sie sich ein, indem sie den Preis der Ueberfahrt mit einigen ihrer Juwelen bezahlte; in London aber ging sie, den Namen Gilbert ausrufend, so lange in den Straßen umher, bis sie auch vor das Haus kam, in welchem Becket wohnte. Der Lärm, den die Erscheinung des fremden Mädchens auf der Straße verursachte, rief ihn an das Fenster, und sogleich erkannte er die Tochter seines ehemaligen Herrn. Ihre treue Anhänglichkeit rührte ihn; er brachte sie zunächst in einem Nonnenkloster unter, wo sie in der englischen Sprache und in den Lehren des Christenthums unterrichtet wurde, und vermählte sich mit ihr, nachdem sie unter dem Namen Mathilde getauft worden war.

Gilbert führte mit seiner Gattin ein glückliches Leben, besonders nachdem sie durch die Geburt eines Sohnes erfreut worden waren, welcher den Namen Thomas bekam und schon als Kind herrliche Geistesgaben verrieth. Der junge Thomas erhielt auf den Schulen zu London und Paris eine sorgfältige Erziehung; alsdann studirte er in Bologna die Rechte, und in seinem siebenunddreißigsten Jahre wurde er von Heinrich II., dessen Gunst er sich durch Geist, Kenntnisse und Anmuth des Betragens erwarb, zum Kanzler von England ernannt. In

dieser hohen Stellung konnte er seiner Neigung zur Pracht und zur Verschwendung ungehindert nachgeben. Sein Gefolge bestand aus hundertundvierzig Rittern, und die angesehensten Männer des Landes schickten ihre Söhne an seinen Hof, damit sie dort ritterliche Sitten lernen sollten. Sein Palast übertraf alle übrigen an Größe und Pracht; seine Tafel war bei weitem glänzender als die des Königs; zu seiner Kleidung wählte er nur die kostbarsten Stoffe. Als er einst als Gesandter seines Königs in eine französische Stadt einzog, wurde sein Aufzug von zweihundertundfünfzig singenden Knaben eröffnet. Diesen folgten acht sechsspännige Wagen, von denen vier seine goldenen und silbernen Geräthe und seine Kleider, zwei andere die Anzüge seiner Dienerschaft und die beiden letzten große Fässer mit Bier enthielten, das dem Volke gespendet wurde. Hinter den Wagen kamen die Reitpferde mit glänzendem Sattelzeug, jedes zum Ergötzen des Volks mit einem Affen auf dem Rücken. Diesen folgten die Diener mit den Jagdhunden und die Falkoniere mit den Falken auf der Faust; dann eine Schaar von Rittern, Edelleuten und Priestern, die das Gefolge des Gesandten bildeten; endlich der Kanzler selbst in einem reich mit Edelsteinen besetzten Mantel. Wohin er kam, da staunte das Volk und sagte: „Was muß der König von England für ein reicher Fürst sein, wenn schon sein Kanzler mit solcher Pracht einherzieht!“

Aber nicht allein durch diesen Glanz in seiner äußeren Erscheinung erregte Thomas Becket die Bewunderung des Volkes; er war auch ein kluger Rathgeber des Königs, und endlich wußte er sich in dem Kriege, den Heinrich mit dem Könige von Frankreich führte, durch mehrere glückliche Unternehmungen und durch persönlichen Muth auch den Ruhm eines tüchtigen Anführers und tapferen Ritters zu erwerben. Er eroberte nämlich in kurzer Zeit drei französische Festungen und hob in einem Zweikampf einen durch seine Kraft und Geschicklichkeit bekannten Ritter aus dem Sattel.

Jetzt aber sollte dem eitlen und ehrgeizigen Manne Gelegenheit gegeben werden, sich noch auf einem andern Gebiet, und zwar auf ganz andere Weise, als bisher, berühmt zu machen. Der König lebte schon seit längerer Zeit mit der Geistlichkeit im Streit. Obgleich nämlich ein Theil der Geistlichen dermaßen entartet war, daß es unter ihnen selbst Räuber und Mörder gab, so weigerten sich doch die Bischöfe, einen Geistlichen, wenn er auch das schwerste Verbrechen begangen hatte, an die Gerichte auszuliefern. Um diesem Unfug ein Ende zu machen, beschloß Heinrich, seinen Kanzler Becket zum Erzbischof von Canterbury zu ernennen; denn er glaubte, daß dieser ihm als Oberhaupt der englischen Geistlichkeit eben so ergeben sein würde, wie er ihm als Kanzler gewesen war. Als er ihm seine Absicht mittheilte, sah Becket mit Lächeln auf sein prächtiges Gewand und sagte, er sehe nicht wie ein Erzbischof aus; da aber der König bei seinem Entschlusse blieb, so willigte er ein und wurde, nachdem er die Priesterweihe erhalten, in Gegenwart der angesehensten Männer des Reichs zum Erzbischof und Primas geweiht.

Kaum hatte Becket seine neue Würde angetreten, so änderte er von Grund aus seine ganze Lebensweise. Er entließ sein glänzendes Gefolge und seine Dienerschaft, begnügte sich mit der ärmlichsten Nahrung, trank nichts als Wasser, kleidete sich in ein grobes Gewand voller Schmutz und Ungeziefer, geißelte seinen Rücken und wusch täglich dreizehn armen Menschen die Füße. Aber auch in seinen Gesinnungen zeigte er eine gänzliche Aenderung, denn während er bisher als eifriger Diener des Königs allen Anmaßungen der Geistlichen kräftig entgegengetreten war, wurde er nun der unermüdlichste Verfechter ihrer Rechte. Hatte er früher durch weltliche Macht und Größe geglänzt, so strebte er jetzt nach dem Ruhm, allen irdischen Vortheilen entsagt, nur für das Wohl der Kirche gewirkt und diesem selbst sein Leben zum Opfer dargebracht zu haben.

Der König war außer sich vor Zorn, als er sah, wie sehr er sich in Becket getäuscht hatte. Bald kam es zu offenem Streit, indem der Erzbischof verschiedene Besitzungen zurückforderte, die nach seiner Behauptung früher der Kirche gehört hatten, während der König die Auslieferung derjenigen Geistlichen verlangte, welche Mordthaten oder andere schwere Verbrechen begangen hatten. Eine Versammlung von Bischöfen erklärte sich für den König, und Becket, der sich ihren Beschlüssen nicht fügen wollte, mußte das Land verlassen. Kaum aber war er durch Vermittelung des Papstes nach England zurückgekehrt, so sprach er über alle diejenigen Bischöfe, welche die Beschlüsse jener Versammlung ausgeführt hatten, den Kirchenbann aus. Als der König dies erfuhr, rief er entrüstet aus: „Habe ich denn Niemand, der mich von diesem aufrührischen Priester befreit?“

Unter den Anwesenden waren vier Ritter, welche sogleich beschlossen, den Erzbischof zum Widerruf zu zwingen oder ihn aus dem Leben zu schaffen. Sie machten sich mit ihren Knappen und Knechten auf den Weg nach Canterbury, drangen in den erzbischöflichen Palast ein und verlangten von Becket die Rücknahme des Bannfluchs. Da er sich dessen weigerte, forderten sie ihn auf, das Königreich zu verlassen; er aber antwortete: „Die weltliche Macht hat mit der Geistlichkeit nichts zu schaffen! Wenn Ihr glaubt, mich schrecken zu können, so seid Ihr im Irrthum; ich werde nicht nachgeben, und wenn auch alle Ritter Englands mich mit ihren Schwertern bedrohen.“

„Nun wohl,“ erwiderten die Ritter, „so werden wir bei bloßen Drohungen nicht stehen bleiben.“ Und zugleich gingen sie hinaus, um sich zu bewaffnen.

Unterdessen hatten die Diener des Erzbischofs das Thor des Palastes verschlossen und verriegelt und ihren Herrn vermocht, sich in die Kathedrale zu begeben, wo die Mönche eben zum Abendgottesdienst versammelt waren. Die Ritter drangen nun durch ein Fenster in den

Palast ein, und da sie hier den Erzbischof nicht fanden, so gingen sie gleichfalls in die Kirche. In den hohen Chorgängen war es bereits so finster geworden, daß es Becket ein Leichtes gewesen wäre, sich zu verstecken; doch er wollte dies nicht und betete ruhig an dem Altar, während die Mönche und die Diener sich zerstreuten und nur einer der Letzteren bei ihm blieb.

Die Ritter waren jetzt eingetreten und riefen mit lauter Stimme: „Wo ist der Verräther?“ Da keine Antwort erfolgte, sagte einer von ihnen: „Wo ist der Erzbischof?“ Bei diesen Worten erhob sich Becket und sagte, indem er ihnen entgegentrat: „Hier bin ich!“ Die Ritter erklärten ihm, er müsse entweder augenblicklich entfliehen oder ihnen folgen; Becket aber lehnte beides ab und schleuderte einen von ihnen, der ihn beim Arm ergriffen hatte, mit solcher Gewalt von sich, daß er gegen eine Mauer taumelte. Da schlug ihn der Ritter mit dem Schwert auf das Haupt; der treue Diener fing zwar den Schlag mit seinem Arme auf, konnte es aber nicht verhindern, daß sein Herr mit blutendem Antlitz in die Knie sank. Noch einmal verlangten die Ritter, er solle entfliehen und seiner Würde entsagen; da er aber bei seiner Weigerung blieb, so streckte ihn ein zweiter Streich zu Boden. Ein dritter Streich spaltete ihm den Schädel und bespritzte den Altar mit seinem Blute.

Gequält von dem Bewußtsein ihrer Frevelthat, entflohen die Ritter in eine entlegene Burg, wo sie, von Allen gemieden und verabscheut, noch eine Zeit lang ein elendes Leben führten, bis sie, um ihr Verbrechen zu sühnen, eine Pilgerfahrt nach Jerusalem unternahmen, auf der sie ihren Tod fanden.

Als der König von der blutigen That hörte, gerieth er in die äußerste Bestürzung, denn er wußte wohl, daß man ihn für den Urheber derselben halten würde. Er schickte sogleich eine Gesandtschaft an den Papst ab, beschwor vor einer Versammlung von Bischöfen seine

Unschuld und erklärte sich bereit, sich in allen Stücken den Forderungen der Geistlichkeit zu fügen. Der Papst war hiermit zufrieden; er erklärte Becket für einen Heiligen, und das Grab desselben wurde nun ein so besuchter Wallfahrtsort, daß alljährlich viele Tausende dorthin pilgerten, um durch die Wunderkraft desselben Vergebung der Sünden oder Heilung von leiblichen Gebrechen zu erlangen. Auch König Heinrich stieg, als er einst auf einem Kriegszuge gegen die Schotten in die Nähe von Canterbury kam und von fern die Thürme der Kathedrale erblickte, von seinem Pferde, zog seine Schuhe aus und ging mit nackten Füßen zum Grabe des Märtyrers. Hier warf er sich vor allem Volk wehklagend zur Erde, entblößte seinen Rücken und ließ sich von den achtzig Mönchen der Reihe nach mit Stricken geißeln. Durch eine seltsame Fügung erfocht sein Heer an demselben Tage einen glänzenden Sieg über die Schotten, und die Priester unterließen nun nicht, dies der Einwirkung des Heiligen und der frommen Buße des Königs zuzuschreiben.

Der König Heinrich mußte, wie sein Urgroßvater, den Schmerz erleben, daß sich seine Söhne zu wiederholten Malen gegen ihn empörten. Der älteste, Namens Heinrich, starb während eines solchen Krieges unter schrecklichen Gewissensqualen, und bald darauf ereilte auch den dritten, Namens Gottfried, die Strafe seines Verbrechens, indem er auf einem Turnier von Pferden zertreten wurde. Der zweite, Richard, setzte, mit dem König von Frankreich im Bunde, den Krieg gegen seinen Vater fort und zwang diesen zu einem schmachvollen Frieden. Als der alte König erfuhr, daß auch sein vierter Sohn, Johann, sich mit den Empörern verbunden hatte, rief er in tiefem Schmerz: „O mein Sohn, auch Du, den ich als den besten meiner Söhne geliebt habe, Du Kind meines Herzens, auch Du hast mich verlassen!“ Der Kummer brach ihm das Herz; er verfluchte die Stunde seiner Geburt, verfluchte die Söhne, die er hinterließ, und starb.

2. Richard Löwenherz.

a. Richards Kreuzzug.

Richard Löwenherz, der seinem Vater im Jahre 1189 in der Regierung folgte, vereinigte in sich alle Tugenden und alle Fehler des Ritterthums. Er war, wie schon sein Beiname andeutet, ein Mann von kühnem Sinn und fast übermenschlicher Tapferkeit, und dabei ein trefflicher Sänger zarter Minnelieder; aber diese Vorzüge waren mit den heftigsten Leidenschaften gepaart, unter denen besonders eine ungezügelte Wildheit und Grausamkeit zu nennen ist.

Gleich der Anfang seiner Regierung war eine Gewaltthat. Es verbreitete sich nämlich am Tage seiner Krönung unter dem Pöbel der Hauptstadt das Gerücht, er habe die Ausrottung der Juden befohlen, und sogleich durchzogen bewaffnete Volkshaufen die Straßen, ermordeten alle Juden, die ihnen begegneten, und plünderten die von jenen bewohnten Häuser. Aehnliches geschah in anderen Städten; in York aber flüchteten sich die Juden, als sie sahen, daß sie von dem wilden und habsüchtigen Pöbel keine Schonung zu erwarten hatten, auf die Burg, vertheidigten sich hier drei Tage lang mit großem Heldenmuth und steckten, als sie sich nicht länger halten konnten, die Burg in Brand. Darauf warfen sie alle ihre Kostbarkeiten in die Flammen, erstachen ihre Weiber und Kinder und tödteten sich endlich selbst.

Richard hatte schon bei Lebzeiten seines Vaters das Kreuz genommen, um an der Befreiung Jerusalems, das zwei Jahre zuvor von dem Sultan Saladin den Christen wieder entrissen worden war, theilzunehmen. Um das zur Ausrüstung eines Heeres und einer Flotte nöthige Geld aufzubringen, verkaufte er Krongüter, Ehrenstellen und

Aemter, und brach dann nach Messina auf, wo er sich mit dem König Philipp August von Frankreich vereinigte, während der greise Kaiser Friedrich Barbarossa seinen Weg durch Ungarn und Klein-Asien nahm. Schon in Messina kam es zwischen den beiden Königen zu Zwistigkeiten, welche während des ganzen Kreuzzugs fortdauerten. Auf der Fahrt nach dem heiligen Lande bemächtigte sich Richard durch einen kurzen Kampf der Insel Cypern und vereinigte sich dann bei Ptolemais mit den Franzosen und den Trümmern des deutschen Heeres zur Belagerung dieser Stadt. Es wurde festgesetzt, daß Franzosen und Engländer immer einen Tag um den andern den Sturm versuchen sollten, und so brachte es ihr Wetteifer dahin, daß die feste Stadt ungeachtet der heldenmüthigen Vertheidigung ihrer Bewohner schon nach einem Monat erobert wurde. Der Besatzung wurde gegen ein bedeutendes Lösegeld freier Abzug gewährt, die Stadt mit allen in ihr befindlichen Gütern zwischen den beiden Königen getheilt und die Kirchen aufs neue für den christlichen Gottesdienst geweiht.

Schon hier zeigte sich Richards hochmüthiger und wilder Sinn in seiner ganzen Schroffheit. Der Ueberrest des deutschen Heeres hatte sich an der Belagerung mit großem Eifer betheiligt, und als nun der Herzog Leopold von Oestreich auf einem von ihm eroberten Thurm seine Fahne aufpflanzte, ließ Richard sie herunterreißen und in den Koth treten. Leopold konnte für den Augenblick gegen den mächtigen König nichts ausrichten; er verschob daher die Rache auf eine gelegenere Zeit und verließ mit allen seinen Begleitern die Stadt. Bald darauf fühlte sich auch Philipp August durch Richards Hochmuth beleidigt, und da er überdies durch eine langwierige Krankheit geschwächt war, so schiffte er sich wieder nach Frankreich ein, während ein Theil seines Heeres in Palästina zurückblieb. Vor seiner Abfahrt hatte er vor dem versammelten Heere eidlich gelobt, Richards Besitzungen nicht nur nicht anzugreifen, sondern auch gegen fremde Angriffe zu vertheidigen.

Als der Tag herankam, an welchem Saladin das Lösegeld für die Besatzung von Ptolemais zu zahlen versprochen hatte, übersandte er an Richard werthvolle Geschenke und bat ihn um eine Verlängerung der Frist. Dieser aber schlug die Bitte ab und ließ die zweitausend Krieger, die er als Geiseln für die Bezahlung des Geldes zurückbehalten hatte, vor das Thor hinausführen und niedermetzeln. Saladin hätte sich wegen dieser ruchlosen That rächen können, da er viele christliche Gefangene in seiner Gewalt hatte; doch sein edler Sinn verschmähte es, Unschuldige statt des Schuldigen zu bestrafen.

Nach einiger Zeit setzte sich das Kreuzheer gegen Jerusalem in Bewegung. Schon in den ersten Tagen erlag ein großer Theil desselben dem Wassermangel und den Angriffen der Türken, und als es sich endlich der heiligen Stadt bis auf wenige Meilen genähert hatte, war es bereits so zusammengeschmolzen, daß es sich zur Rückkehr entschließen mußte. Auf dem Rückzuge hörte Richard, daß die wichtige Hafenstadt Joppe von den Feinden bedroht wäre. Sogleich segelte er mit tausend Bewaffneten dorthin; allein bei seiner Ankunft war die Stadt schon erobert. Ohne die Landung seines kleinen Heeres abzuwarten, sprang er mit wenigen Begleitern von seinem Schiffe ins Meer, schwamm an das Ufer, trieb die durch seinen bloßen Anblick erschreckten Türken in die Flucht und rettete so die schon verlorene Stadt. Als die Türken am andern Morgen sahen, wie klein die Christenschaar war, vor der sie die Flucht ergriffen hatten, versuchten sie die Stadt mit Sturm wiederzunehmen; doch Richard schlug alle ihre Angriffe zurück. Wo er kämpfte, da fielen die Türken haufenweise unter der Wucht seiner furchtbaren Streiche. Bei einem Ausfall, den er mit den wenigen Reitern machte, die er bei sich hatte, gerieth er in die äußerste Gefahr, denn er sah sich plötzlich von mehr als hundert Feinden umringt, welche von allen Seiten auf ihn eindrangen. Doch auch in dieser Noth verlor er die Besonnenheit nicht; vielmehr schien die Ge-

fahr seine wunderbare Körperkraft noch zu verdoppeln, denn mit einem einzigen Hiebe schlug er einem geharnischten Reiter den Kopf, die Schulter und den Arm herunter, daß die Uebrigen, von Grausen und Entsetzen ergriffen, nach allen Seiten hin entflohen. Durch diese und ähnliche Thaten flößte Richard den Türken einen solchen Schrecken ein, daß ihre Frauen noch nach Jahrhunderten die weinenden Kinder mit der Drohung zu ängstigen pflegten: „König Richard kommt!“

Bald nach der Schlacht bei Joppe schlossen Richard und Saladin auf drei Jahre einen Waffenstillstand, durch welchen der ganze Küstenstrich in den Händen der Christen blieb, während ihnen zugleich die Wallfahrten nach Jerusalem, Nazareth und Bethlehem gestattet wurden. Die Krieger begaben sich nun schaarenweis in die heiligen Städte, wo sie von den Türken gastfreundlich aufgenommen wurden; Richard aber versagte es sich, das Grab des Erlösers zu besuchen, weil ihm die Befreiung desselben nicht gelungen war.

---

b. Richards Gefangenschaft.

Als Richard sich zur Rückkehr nach England eingeschifft hatte, erhoben sich heftige Stürme, welche in wenigen Tagen seine ganze Flotte zerstreuten. Einige seiner Begleiter erlitten Schiffbruch und fanden in den Wellen ihr Grab; andere wurden mit Verlust ihrer ganzen Habe an das Ufer geworfen. Er selbst gelangte, nachdem er sechs Wochen lang auf dem Meere umhergeworfen worden war, in die Gegend von Marseille; hier aber erfuhr er, daß der König von Frankreich, seines Eides uneingedenk, die Feindseligkeiten gegen ihn begonnen hätte. Er segelte daher nach Corfu zurück, wo er einen gefährlichen Kampf mit

Seeräubern zu bestehen hatte, und wurde endlich durch einen abermaligen Sturm an die dalmatische Küste geworfen. Von hier gelangte er nach Deutschland, und zwar in das Land seines erbittertsten Feindes, des Herzogs von Oestreich. Er hoffte, dasselbe verkleidet durchwandern zu können; er und sein Begleiter legten daher Pilgerkleider an, ließen ihre Bärte wachsen und gaben sich für Kaufleute aus, die von einer Wallfahrt nach dem heiligen Lande zurückkämen. Doch ein kostbarer Ring, den er, um einen Geleitsbrief zu erlangen, dem östreichischen Landeshauptmann in Kärnthen zum Geschenk schickte, verrieth ihn, und er mußte bei Nacht entfliehen, indem er sein ganzes Gefolge zurückließ und nur einen Diener, der der deutschen Sprache kundig war, bei sich behielt. Drei Tage und drei Nächte setzte er, ohne auszuruhen und sich durch Speise und Trank zu erquicken, seine Flucht fort, bis ihn der Hunger und die Erschöpfung zwang, in einem Städtchen in der Nähe von Wien einen Rasttag zu halten. Hier aber erregte der Diener, als er auf dem Markt Lebensmittel einkaufte, durch seine türkischen Goldmünzen die Neugier der Bürger; man forschte nach seinem Herrn, und da er sich in seinen Aussagen widersprach, so wurde er auf die Folter gespannt und so lange gemartert, bis er die Wahrheit bekannte. Sogleich wurde das Haus, in dem sich der König befand, von Bewaffneten umstellt. Richard überzeugte sich bald, daß jeder Widerstand vergeblich war; er erklärte daher, daß er sich zum Gefangenen ergeben wolle, jedoch keinem Anderen, als dem Herzog selbst. Dieser wurde eiligst herbeigeholt; er empfing Richards Schwert, führte ihn in seine Burg nach Wien und ließ ihn dann auf die Festung Dürrenstein bringen.

Als der deutsche Kaiser von dem Geschehenen Kunde erhielt, erklärte er, daß es einem Herzog nicht gezieme, einen König gefangen zu halten. Er ließ sich den Gefangenen gegen ein Zahlung von sechzigtausend Pfund Silbers ausliefern und schickte ihn nach Worms, wo

er auf das strengste bewacht wurde. Hier blieb Richard fast ein Jahr lang, ohne die ihm eigene Heiterkeit zu verlieren; er scherzte mit seinen Wächtern, spottete über ihre Neigung zum Trunk und belustigte sie auch wohl durch Beweise von seiner ungewöhnlichen Körperkraft.

Unterdeß verbreitete sich das Gerücht von der Gefangenschaft des Königs. Alle Fürsten Europas waren darüber entrüstet, daß ein Kreuzfahrer, der aus dem heiligen Kriege zurückkehrte, von einem christlichen Fürsten gefangen genommen und in Haft gehalten wurde, und auch der Papst sprach seine Mißbilligung offen aus. Nur zwei Fürsten waren mit dem Geschehenen einverstanden, der König von Frankreich, welcher diese Gelegenheit benutzen wollte, um die Normandie zu erobern, und Richards Bruder Johann, der, um sich der englischen Krone zu bemächtigen, seinen Bruder für todt ausgab und mit dem Feinde desselben, dem König von Frankreich, ein verrätherisches Bündniß schloß.

Als der Kaiser sah, daß sein Verfahren allgemeine Mißbilligung erfuhr, suchte er es dadurch zu rechtfertigen, daß er den König von England verschiedener Verbrechen anklagte. Unter Anderem behauptete er, Richard habe dem König von Frankreich nach dem Leben getrachtet, das heilige Land an Saladin verrathen und einen französischen Ritter durch Meuchelmörder umbringen lassen. Richard vertheidigte sich vor dem deutschen Reichstage mit solcher Würde und Beredtsamkeit, daß er viele der anwesenden Fürsten bis zu Thränen rührte und der Kaiser selbst ihn umarmte und ihm seine Befreiung verhieß. Das Lösegeld wurde auf fünfundsiebzigtausend Pfund Silbers festgesetzt, und als diese Summe in England durch eine Kopfsteuer zusammengebracht war, kehrte Richard nach einer Gefangenschaft von fast vierzehn Monaten in sein Reich zurück, wo er mit lautem Jubel empfangen wurde.

Die Sage erzählt von einem Sänger, Namens Blondel, der in früheren Jahren mit Richard befreundet gewesen war und sich, als die Nachricht von der Gefangenschaft des Königs nach England kam,

sogleich auf den Weg machte, um seinen Herrn aufzusuchen. Von einer Burg zur andern ziehend, kam er auch in die Gegend des Dürrensteins, wo sich, wie er hörte, ein vornehmer Gefangener befand. Da man ihm jede Auskunft über denselben verweigerte, so stimmte er in der Nacht am Fuße des Felsens ein Lied an, das er einst gemeinschaftlich mit dem König gedichtet hatte. Richard hörte mit Entzücken diese Töne und sang, als der Sänger innehielt, die zweite Hälfte des Liedes. Der treue Blondel wußte jetzt, wo sein Herr sich befand, und eilte, die Kunde hiervon nach England zu bringen.

---

c. Richards Tod.

Als der König von Frankreich Richards Befreiung erfuhr, schrieb er dem Prinzen Johann einen Brief, der nichts als die Worte enthielt: „Nimm Dich in Acht, der Teufel ist wieder los!“ Und in der That hatte Johann alle Ursach, die Rückkehr seines Bruders zu fürchten, denn er war während seiner Abwesenheit vielfach an ihm zum Verräther geworden. Um sich, wie er meinte, bei ihm in Gunst zu setzen, verfiel er auf ein Mittel, das seines bösen Charakters würdig war; er lud nämlich die Befehlshaber und Hauptleute einer französischen Grenzfestung, in deren Nähe er sich gerade befand, zu einem Gastmahl ein, ließ sie während desselben umbringen und setzte sich so in den Besitz der Festung. Dann eilte er zu seinem Bruder, der unterdessen in England gelandet war, warf sich ihm zu Füßen und erlangte, indem er Reue heuchelte und Besserung gelobte, seine Verzeihung.

Nachdem Richard die Unruhen beigelegt hatte, die in verschiedenen



Tod Richard's Löwenherz.

Theilen Englands hauptsächlich wegen der harten Steuern, unter denen das arme Volk seufzte, ausgebrochen waren, wandte er sich gegen den König von Frankreich, um diesen für seinen Treubruch zu züchtigen. Er hatte eben die Feindseligkeiten begonnen, als einer seiner Vasallen, der Graf von Limoges, auf seinem Grund und Boden einen bedeutenden, aus alten Gold- und Silbermünzen bestehenden Schatz fand. Wie es seine Pflicht war, schickte er dem König von England als seinem Lehnsherrn die Hälfte des Schatzes; Richard aber verlangte das Ganze, und da der Graf dies verweigerte, so belagerte er ihn in seiner Burg und schwur, daß er nicht abziehen würde, ohne die Burg mit Sturm zu nehmen und alle Vertheidiger an den Zinnen derselben aufhängen zu lassen.

Die Belagerung hatte schon mehrere Tage gedauert, als Richard sich an einem Abend den Festungswerken näherte, um eine schwache Stelle in der Mauer zu erspähen. Einer der Vertheidiger, ein junger Mann, Namens Bertrand de Gourdon, bemerkte dies; er ergriff seinen Bogen und sagte, indem er mit sichrer Hand zielte: „Nun bitte ich Gott, diesen Pfeil wohl zu leiten."

Der Pfeil traf den König in die linke Schulter und verwundete ihn so, daß er die folgenden Tage in seinem Zelte zubringen mußte. Am andern Morgen wurde die Burg erstürmt und alle Vertheidiger derselben aufgehängt; nur Bertrand de Gourdon wurde verschont und in Fesseln geworfen, damit der König sein Schicksal entscheiden könnte. Inzwischen wurde die Wunde, welche an sich nicht gefährlich war, durch die ungeschickte Behandlung des Arztes tödtlich. Als Richard fühlte, daß sein Ende nahe wäre, ließ er Bertrand in sein Zelt bringen, sah ihm lange scharf ins Gesicht und redete ihn dann mit den Worten an: „Was habe ich Dir gethan, daß Du mir so frevelhaft das Leben nimmst?"

„Was Du mir gethan hast?" erwiderte Bertrand mit fester

Stimme. „Du hast meinen Vater und meine beiden Brüder mit eigener Hand getödtet; mich selbst aber hast Du mit einem schimpflichen Tode bedroht, den ich auch bereits erlitten haben würde, wenn ich Dich nicht verwundet hätte. Ich weiß, daß ich sterben muß und daß mein Tod ein qualvoller sein wird; doch ich sterbe gern, da ich das Bewußtsein habe, daß auch Du verloren bist und daß meine Hand die Welt von einem grausamen Tyrannen befreit hat."

Noch einmal schaute Richard mit festem Blick auf den unerschrokkenen Jüngling; darauf sagte er: „Ich verzeihe Dir! Geh' ungefährdet von dannen!" Zugleich befahl er, ihm die Ketten abzunehmen, ihm hundert Schilling auszuzahlen und ihn freizulassen. Alsdann sank er auf sein Kissen zurück und hauchte seinen Geist aus.

Sein letzter Befehl wurde nicht ausgeführt, denn der Befehlshaber des englischen Heeres ließ Bertrand wieder festnehmen und unmittelbar nach dem Tode des Königs unter grausamen Martern hinrichten.

---

3. Johann ohne Land.

Nach Richards Tode hatte der Sohn seines Bruders Gottfried, der zwölfjährige Arthur, Herzog von Bretagne, die gerechtesten Ansprüche auf die englische Krone; doch wurde Richards jüngster Bruder Johann allgemein als König anerkannt und bald darauf in Westminster gekrönt.

Johann hatte von den Hofleuten den Beinamen „ohne Land" erhalten, weil er als Prinz keine Erbbesitzungen hatte. Ohne Zweifel war er einer der elendesten Fürsten, die je auf einem Thron gesessen

haben. Mit der grenzenlosesten Treulosigkeit verband er die wildeste Grausamkeit; im Glücke stolz und hochfahrend, war er im Unglück feige und verzagt, und dabei führte er einen so lasterhaften Lebenswandel, daß er bald der Gegenstand allgemeiner Verachtung war.

Bei seiner Thronbesteigung überzog ihn der König von Frankreich, Philipp August, mit Krieg, indem dieser sich das Ansehn gab, als vertheidige er die Rechte des jungen Arthur. Anfangs kämpfte Johann unglücklich; nach zwei Jahren aber nahm er Arthur in einer siegreichen Schlacht gefangen, schickte ihn auf das Schloß Falaise und ließ ihn hier streng bewachen. Nach einiger Zeit begab er sich zu dem Gefangenen und fragte ihn, ob er seinen Ansprüchen und seiner Verbindung mit dem König von Frankreich entsagen wolle. Der hochherzige Jüngling antwortete, daß er niemals auf sein Recht verzichten würde, und nun war sein Untergang beschlossen. Zuerst forderte Johann einen Ritter seines Gefolges auf, den Jüngling aus dem Wege zu räumen; dieser aber antwortete, er sei ein Edelmann und kein Henker. Nicht lange nachher fand der König ein willigeres Werkzeug zur Ausführung seines verbrecherischen Planes; doch der Befehlshaber des Schlosses Falaise, Namens Hubert, erklärte dem Mörder, er würde, wenn einmal der Tod des Gefangenen beschlossen sei, den Befehl des Königs selbst ausführen. Er verbarg darauf den Jüngling und ließ zugleich das Gerücht von seinem Tode verbreiten; der König aber ließ sich hierdurch nicht täuschen, sondern schickte Bewaffnete ab, welche Arthur aufsuchten und auf eine bei Rouen, am Ufer der Seine, erbaute Burg brachten. In einer finsteren Nacht erschien der König mit seinem Stallmeister in einem Nachen und ließ den unglücklichen Jüngling herunterholen; der Stallmeister stieß ihm, ungerührt durch seine Thränen und sein Flehen, einen Dolch in die Brust und versenkte den Leichnam mit schweren Steinen in die Tiefe des Stroms, so daß man ihn nie wiedergesehen hat.

Diese schreckliche That kostete dem elenden König den dritten Theil seiner Besitzungen. Entrüstet über den schmählichen Tod ihres Herzogs, wandten sich die bretagnischen Barone an den König von Frankreich, und dieser forderte den König Johann als seinen Vasallen vor seinen Richterstuhl, um sich wegen jenes Mordes zu rechtfertigen. Da Johann nicht erschien, so verurtheilten ihn die französischen Pairs zum Tode und erklärten ihn zugleich aller der Länder, die er als französische Lehen besaß, verlustig; Philipp August aber rüstete sofort ein großes Heer aus und eroberte, unterstützt durch den tiefen Abscheu, den Arthurs Ermordung überall erregt hatte, mit leichter Mühe die Normandie.

Bald darauf gerieth Johann mit dem Papst Innocenz III. in einen Streit, der noch schimpflicher für ihn endete. Er hatte sich geweigert, einen vom Papste ernannten Erzbischof von Canterbury anzuerkennen, und als dieser dennoch sein Amt antrat, jagte er das ganze Dom-Capitel auseinander und nahm alle Güter desselben in Besitz. Der Papst schickte darauf drei Bischöfe zu ihm, ließ ihn zur Nachgiebigkeit ermahnen und bedrohte ihn mit dem Bann, wenn er bei seiner Hartnäckigkeit beharrte; er aber antwortete: „Wenn der Papst es wagt, über mich den Bann auszusprechen, so lasse ich allen Römern, die sich in meinem Lande aufhalten, die Augen ausstechen und die Nasen abschneiden. Ihr aber macht, daß Ihr fortkommt, sonst wird mit Euch der Anfang gemacht!"

Als Innocenz diese Antwort vernahm, belegte er das Königreich England mit dem Interdict. Es war dies eine neue, furchtbare Art des Kirchenbanns, welche nicht einzelne Menschen, sondern ganze Länder traf. Aller Gottesdienst wurde nun eingestellt, die Altäre ihres Schmucks entkleidet, die Kreuze, Heiligenbilder und Glocken heruntergenommen und verhüllt auf den Boden gelegt; die Leichen wurden nicht in geweihter Erde bestattet, sondern an den Landstraßen verscharrt; die

Trauungen wurden auf den Kirchhöfen vollzogen; alle Vergnügungen und Gastmähler mußten eingestellt werden, und auch das Fleischessen war verboten; Keiner durfte den Andern grüßen, Keiner ein festliches Kleid anlegen oder sich den Bart scheeren. So war das ganze Land wegen der Schuld seines Königs in Trauer und bange Furcht vor dem göttlichen Zorn versetzt.

Johann war indessen noch nicht gebeugt; vielmehr ließ er diejenigen Bischöfe, welche das Interdict verkündigt hatten, aus ihren Sitzen vertreiben und ihre Güter in Beschlag nehmen. Zugleich fuhr er fort, durch Willkür, Habsucht und Grausamkeit alle Stände des Volks gegen sich aufzubringen. Die angesehensten Familien beraubte er ihrer Besitzungen, und um dann vor ihrer Rache sicher zu sein, nahm er ihnen ihre Kinder weg und behielt sie als Geiseln bei sich; den Bürgern legte er immer neue Steuern auf; die Gehege von seinen Forsten ließ er niederreißen, damit das Wild die benachbarten Felder abweiden könnte, und wer dann, um seinen Acker zu schützen, einen Hirsch oder ein Schwein erlegte, der wurde mit dem Tode bestraft. Während durch dieses Verfahren die Unzufriedenheit des Volks immer größer wurde, verschärfte der Papst allmählich seine Strafen. Zuerst sprach er über Johann und über Alle, die mit ihm irgend eine Gemeinschaft haben würden, den Bann aus, und als auch das nichts half, entband er alle seine Vasallen und Unterthanen von dem Eide der Treue, den sie ihm geleistet hatten. Zugleich forderte er den König von Frankreich auf, dies Urtheil zu vollstrecken und England zu erobern.

Jetzt ergriff den elenden König Furcht und Zagen, und er beschloß, sich unter die gewaltige Hand des Papstes zu beugen. Er stellte eine öffentliche Urkunde aus, durch welche er, um Vergebung seiner Sünden und die Barmherzigkeit Gottes zu erlangen, dem Papste sein Königreich übergab und es gegen einen jährlichen Tribut von tausend Mark von ihm zum Lehen annahm. Dann begab er sich in die Kirche zu

Dover, legte Krone und Scepter ab und schwur knieend den Vasallen-Eid in die Hände des päpstlichen Gesandten.

Durch diese schwere Demüthigung hatte sich Johann allerdings den Frieden erkauft, denn das Interdict wurde nun vom Papste aufgehoben, nachdem es sechs Jahre auf dem unglücklichen Lande gelastet hatte. Zugleich aber war der Haß und die Verachtung, mit der alle Stände des Volks gegen ihn erfüllt waren, durch seine Erniedrigung noch gesteigert worden. Um für die Zukunft vor seiner Willkür gesichert zu sein, versammelten sich die angesehensten Barone des Reichs, setzten ein Verzeichniß ihrer Beschwerden auf und verlangten Abhülfe derselben. Anfangs weigerte sich Johann; als aber die Barone ein Heer versammelten und überall, wo sie erschienen, vom Volke mit Jubel aufgenommen wurden, mußte er, von Allen verlassen, seine Zustimmung geben. Die Urkunde, welche er hierüber ausstellte, heißt der große Freiheitsbrief, und wurde von ihm am 19. Juni 1215 in der Nähe von Windsor unterschrieben. Durch sie verpflichtete sich der König, die Rechte der Geistlichkeit und der Barone zu achten und zu schützen, die Freiheiten der Städte und der Burgflecken in Ehren zu halten, keinem Engländer Gerechtigkeit zu versagen, Niemand ohne Urtheil und Recht zu verhaften und keine Steuern zu erheben, die nicht von dem Parlament (der allgemeinen Reichsversammlung) bewilligt wären.

Während die Barone zur Feier des errungenen Freiheitsbriefs ein großes Turnier veranstalteten, geberdete sich Johann in ohnmächtiger Wuth wie ein Rasender. Als er wieder zur Besinnung gekommen war, ließ er im Auslande Truppen werben, holte diese nach England herüber und begann, sein eigenes Land mit Feuer und Schwert zu verwüsten. Plündernd und mordend durchzogen die wilden Schaaren eine Grafschaft nach der andern, und er selbst gab seinen Kriegern ein würdiges Beispiel, indem er an jedem Morgen mit eigener Hand

das Haus in Brand steckte, welches ihm während der Nacht Obdach gewährt hatte. Endlich fertigten die Barone, um den Greuelthaten des meineidigen Königs ein Ende zu machen, an Ludwig, den Sohn des Königs von Frankreich, eine Gesandtschaft ab und trugen ihm die englische Krone an. Dieser landete sofort in England und besetzte London; da aber verlautete, daß er die Absicht hätte, nach Eroberung des Landes die Besitzungen der englischen Großen an französische Ritter zu vertheilen, so fielen die meisten Barone wieder von ihm ab.

So schien sich das Glück dem elenden König abermals zuzuwenden, als ihn plötzlich der Tod ereilte. Er befand sich, von seinen Söldnern umgeben, auf dem Marsch längs dem Meeresufer, als die Fluth mit solcher Gewalt eintrat, daß in wenigen Minuten der Strand von den Wellen bedeckt und das ganze Heer dem Ertrinken nahe war. Johann rettete sich mit einem Theil der Söldlinge auf die nahen Hügel, und mußte es hier mit ansehen, wie die Wogen gleich brausenden Strömen daherrauschten und Männer, Pferde und Wagen nebst seinem ganzen Schatz mit sich fortrissen. Unter wilden Ausbrüchen der Wuth kam er in eine nahgelegene Abtei und verfiel hier in ein hitziges Fieber, welches ihn mit den furchtbarsten Schreckbildern peinigte und nach vierzehn Tagen seinem verbrecherischen Leben ein Ende machte.

---

4. Heinrich III.

Nach Johanns Tode wurde sein ältester Sohn Heinrich, obgleich er damals erst zehn Jahre alt war, von den Baronen zum König ausgerufen. „Wir sind," sagte der Reichsmarschall, Graf Pembroke, zu

den versammelten Lords, „dem Vater dieses Knaben feindlich entgegengetreten, und er verdiente unsern Haß; aber das Kind, das Ihr vor Euch seht, ist frei von Schuld und verdient unsere Freundschaft und unsern Schutz." Die Lords stimmten ihm bei; sie riefen: „Lange lebe König Heinrich der Dritte!" und ernannten den Marschall zum Regenten oder Protector des Landes.

Pembroke war ein thätiger und gerechter Mann und ein tüchtiger Krieger. Seine erste Sorge war, die Franzosen aus dem Lande zu jagen; er griff sie daher, obgleich sie ein wohlgerüstetes Heer von zwanzigtausend Mann beisammen hatten, während er nur über sechstausend Bewaffnete verfügte, muthig an und brachte ihnen eine solche Niederlage bei, daß sie sich fast sämmtlich zu Gefangenen ergeben mußten. Um dieselbe Zeit erfocht der Graf Hubert de Burgh einen glänzenden Sieg zur See, indem er die französische Flotte an der Mündung der Themse angriff und fünfundsechzig feindliche Schiffe theils eroberte, theils in den Grund bohrte. Durch diese Verluste wurde der Prinz Ludwig gezwungen, einen Frieden zu schließen, in welchem er dem englischen Thron entsagte, während zugleich diejenigen englischen Barone, die es bisher noch mit ihm gehalten hatten, Heinrich III. als König anerkannten.

Nun konnte Pembroke daran denken, die Wunden zu heilen, die dem Lande durch die schlechte Regierung des Königs Johann geschlagen worden waren. Es gelang ihm dies in dem Grade, daß er allgemein als der Wohlthäter des Volks gepriesen wurde. Doch schon nach drei Jahren starb er, und nun wurde dem Grafen Hubert de Burgh, einem strengen und habsüchtigen Manne, die Regentschaft übertragen.

Inzwischen wuchs der König heran und verrieth bald eine beklagenswerthe Willenlosigkeit und Charakterschwäche. Aufgestachelt durch die Feinde Huberts, die nach seinen gewaltigen Reichthümern lüstern

waren, klagte er diesen an, einen Theil des königlichen Schatzes veruntreut und sich seine Gunst durch Zaubermittel verschafft zu haben. Hubert sah wohl ein, daß es ihm schwer sein würde, sich gegen solche Anklagen zu vertheidigen; er entfloh daher und verbarg sich in einem Kloster. Der König gab ihm zu seiner Rechtfertigung eine Frist von vier Monaten, und versprach ihm während dieser Zeit vollkommene Sicherheit. Im Vertrauen auf dieses Versprechen verließ Hubert das Kloster und begab sich zu seiner Familie; kaum aber war er hier angekommen, so erschienen auf Befehl des Königs dreihundert Reiter, um ihn zu verhaften. Als sie beim Anbruch der Nacht in sein Haus traten, lag er bereits im Bette; er sprang auf, entfloh in eine nahgelegene Kirche, stellte sich an den Altar und nahm die Hostie in die eine, das Kreuz in die andere Hand. Doch unbekümmert um die Heiligkeit des Orts ergriffen ihn die Bewaffneten, schleppten ihn hinaus und ließen einen Schmied kommen, um ihm Fesseln anzulegen. Der Schmied wollte eben seine Arbeit beginnen, als er den Gefangenen erkannte. „Das ist der tapfere Graf Hubert de Burgh," rief er, indem er den Hammer zur Erde warf, „das ist der Mann, der die französische Flotte vernichtet und sich auch sonst noch große Verdienste um sein Vaterland erworben hat! Macht mit mir, was Ihr wollt; aber für den Grafen Hubert de Burgh werde ich nimmermehr eine Kette schmieden!"

Die Bewaffneten banden jetzt ihren Gefangenen unbekleidet, wie er war, auf ein Pferd und führten ihn nach London. Der schwache König befahl, ihn ins Gefängniß zu werfen; als aber die Bischöfe sich beschwerten, daß durch seine Gefangennehmung am Altar das Heiligthum entweiht worden sei, ließ er ihn in die Kirche zurückbringen und rings um dieselbe ein hohes Pfahlwerk errichten und Tag und Nacht bewachen. Vierzig Tage harrte der Arme in der Kirche aus; dann zwang ihn der Hunger und die Kälte, sich zu ergeben. Er wurde abermals ins Gefängniß geworfen, doch nach einiger Zeit von mehreren

ihm befreundeten Edelleuten befreit und endlich, da man die Nichtigkeit der gegen ihn vorgebrachten Anschuldigungen erkannte, in den Besitz seiner Güter wieder eingesetzt.

Mit ähnlicher Willkür verfuhr Heinrich, unbekümmert um die klaren Bestimmungen des Freiheitsbriefs, auch gegen andre Große, bis endlich der Adel und die Geistlichkeit zusammentraten und ihm erklärten, sie würden ihm erst dann wieder Steuern und Abgaben bezahlen, wenn er den Freiheitsbrief beschworen und alle geldgierigen Günstlinge, zu deren Bereicherung er das Staatsvermögen verschwendete, aus dem Lande gejagt hätte. Er erklärte sich hierzu bereit, berief die Großen des Reichs in die Westminsterhalle und ließ hier bei Fackelschein den Freiheitsbrief verlesen. Als dies geschehen war, sagte er mit erhobener Rechten: „Alles, was Ihr jetzt vernommen habt, will ich treulich halten, so wahr ich ein Christ, ein Ritter und ein König bin!“ Die anwesenden Bischöfe aber warfen ihre Fackeln auf die Erde und riefen: „So möge die Seele dessen, der nicht Wort hält, in der Hölle umkommen!“

Es währte nicht lange, so hatte der wankelmüthige König sein Versprechen vergessen. Er verfuhr wieder mit derselben Willkür wie früher, ließ sich von habsüchtigen Günstlingen leiten, erhob Steuern ohne Einwilligung des Parlaments und verschwendete große Summen in thörichten und ruhmlosen Kriegen. Da verbanden sich die Barone nochmals zur Aufrechthaltung der Volksfreiheit, und an ihre Spitze trat ein thatkräftiger, kühner und ehrgeiziger Mann, Simon von Montfort, Graf von Leicester. Diesmal mußten die Waffen entscheiden, denn der König hatte sich vom Papste seines Eides entbinden lassen und war entschlossen, nicht nachzugeben. Bei Lewes kam es zur Schlacht; das königliche Heer wurde geschlagen, und der König selbst nebst seinem Bruder und seinem Sohne Eduard gefangen genommen.

Jetzt herrschte Leicester mit fast unumschränkter Gewalt. Wohin

er ging, mußte ihm die königliche Familie folgen, und jede seiner Verordnungen wurde von dem willenlosen Fürsten unterzeichnet. Die Truppen des Königs entwaffnete er; die Schlösser desselben besetzte er mit seinen Kriegsknechten, und wer von den Baronen sich seinem Willen widersetzte, den beraubte er seiner Güter. Während er so gegen den Adel mit großer Härte verfuhr, erwarb er sich durch strenge Handhabung der Gerechtigkeit die Liebe der Bürger und Bauern. Auch verdankten ihm der niedere Adel und die Städte ein wichtiges Recht, denn während bisher nur die Prälaten und Barone im Parlament gesessen hatten, bestimmte er, daß hinfort auch zwei Ritter aus jeder Grafschaft und Abgeordnete aller freien Städte Sitz und Stimme in demselben haben sollten.

So groß aber Leicesters Gewalt war und so fest sie begründet schien, so konnte sie der Natur der Sache nach doch von keiner langen Dauer sein. Er war von Geburt ein Franzose und schon deshalb für Viele ein Gegenstand des Hasses; unter den Baronen aber wurde die Unzufriedenheit mit seiner strengen Herrschaft mit jedem Tage größer. Endlich traten die Mißvergnügten zusammen und verlangten, daß der König die Regierung wieder selbst übernehmen und alle Ausländer aus England verbannen sollte. Da auf den schwachen König nicht zu rechnen war, so suchten sie vor Allem seinen Sohn, den tapferen Prinzen Eduard, aus Leicesters Gewalt zu befreien, und bewirkten dies auf folgende Weise.

An einem vorherbestimmten Tage erbat sich Eduard die Erlaubniß, in Begleitung seiner Wächter auszureiten. In einiger Entfernung von der Stadt forderte er seine Gefährten auf, um die Wette zu reiten, und setzte für die Sieger Preise aus. So wurde ein Wettlauf um den andern gemacht; der Prinz sah zu und steigerte durch immer neue Preise den Eifer seiner Gefährten. Gegen Abend, als ihre Pferde ganz erschöpft waren, erschien auf dem Gipfel eines nahen Hügels ein

Reiter, welcher seinen Hut schwenkte. Auf dieses Zeichen setzte der Prinz seinem Pferde die Sporen in die Seite, sprengte zu dem Reiter hin und war bald mit ihm verschwunden, denn die abgetriebenen Pferde seiner Wächter waren nicht im Stande, ihn einzuholen.

Als es im Lande bekannt wurde, daß der Prinz aus Leicesters Gewalt befreit wäre, griffen die unzufriedenen Barone zu den Waffen und sammelten sich unter seinen Fahnen. Leicester rückte ihnen entgegen und griff sie bei Evesham an, obgleich er sah, daß seine Streitkräfte sich mit denen seiner Gegner nicht messen konnten. Eine Zeit lang blieb der Sieg unentschieden, weil von beiden Seiten mit der größten Tapferkeit und Ausdauer gefochten wurde. Der alte König befand sich bei dem Heere des Grafen und hätte in der Schlacht beinahe den Tod gefunden, denn da ihn seine Rüstung unkenntlich machte, so sprengte einer von den Reitern des Prinzen gegen ihn an, warf ihn vom Pferde und würde ihn erschlagen haben, wenn er nicht gerufen hätte: „Halt ein, Bursche, ich bin der König!“ Der Prinz, der sich gerade in der Nähe befand, erkannte die Stimme seines Vaters, sprang hinzu und brachte ihn in Sicherheit. Um dieselbe Zeit stürzte auch Leicester vom Pferde und wurde, nachdem er sich zu Fuß noch eine Zeit lang aufs tapferste vertheidigt hatte, von mehreren Speeren durchbohrt. Sein Tod entschied das Schicksal des Tages; von allen Rittern, die auf seiner Seite gefochten hatten, blieben nur zehn am Leben, und auch der größte Theil seiner Fußknechte wurde auf der Flucht niedergehauen.

Leicesters Name blieb noch lange im Munde des Volks; namentlich behielten ihn die Bürger in dankbarer Erinnerung und nannten ihn nur den rechtschaffenen Grafen.

Nachdem der tapfere Prinz die Angelegenheiten des Reichs mit großer Klugheit und Mäßigung geordnet hatte, legte er die Regierung wieder in die Hände seines Vaters und zog nach Palästina, um gegen

die Ungläubigen zu fechten. Der alte König konnte seine letzten Lebensjahre in Ruhe zubringen, denn um des trefflichen Sohnes willen vergaß das Volk die Schwächen des Vaters und harrte geduldig der besseren Zeiten, die nach seinem Tode zu hoffen waren.

---

5. Eduard I.

a. Eduards Kreuzzug.

Eduard war kaum in Palästina angelangt, als sein Vater ihn auffordern ließ, so bald als möglich zurückzukehren, da er sein Ende herannahen fühlte. Der ritterliche Prinz wollte jedoch das heilige Land nicht verlassen, ohne etwas für die Sache der Christenheit gethan zu haben, und setzte daher seinen Marsch fort. Obgleich sein kleines Heer durch Krankheiten und Wassermangel immer mehr zusammenschmolz, so erfocht er doch, wo er mit den Feinden zusammentraf, durch seinen Heldenmuth stets den Sieg, so daß die Türken zu sagen pflegten, Richard Löwenherz sei von den Todten auferstanden. Mehrmals machten ihn seine Begleiter darauf aufmerksam, wie gefährlich es sei, mit einer so kleinen Schaar noch tiefer in das von den Feinden besetzte Land einzudringen; doch immer antwortete er: „Ich werde weiter gehen, und wenn ich nur noch meinen Reitknecht zum Begleiter haben sollte."

Diese Beharrlichkeit wurde mit einem glänzenden Erfolg gekrönt, denn durch unerhörte Anstrengungen gelang es dem muthigen Prinzen, mit seiner kleinen Schaar Nazareth zu erstürmen und zugleich für die Christen in Palästina einen zehnjährigen Waffenstillstand auszuwirken.

Jetzt konnte er mit Ehren an den Rückzug denken; doch nun hätte er fast durch Verrath das Leben verloren. Der Emir von Jaffa hatte durch die Vorspiegelung, er wolle zum Christenthum übertreten, sein Vertrauen gewonnen und einen Mörder gedungen, der sich ihm als Gesandter des Emirs ungehindert nahen konnte. Eines Tages wurde dieser in das Zimmer gelassen, in welchem Eduard während der heißen Mittagsstunden auf einem Ruhebette zu liegen pflegte. Da er sah, daß der Prinz eingeschlafen war, schlich er sich an sein Lager und stieß ihm einen Dolch, den er in seinem Aermel verborgen hatte, in die Brust. Eduard war bei dem Geräusch der Schritte erwacht; er fing den Stoß mit dem Arm auf, sprang empor, warf den Mörder zu Boden und tödtete ihn mit seiner eigenen Waffe. Die Wunde, die er selbst empfangen hatte, war nicht tief, doch bemerkte man mit Schrecken an dem Dolche Spuren von Gift. Eduard machte daher sein Testament und bereitete sich ruhig zum Tode vor; seine edle Gemahlin Eleonore aber sog das Gift mit ihren Lippen aus der Wunde, und nach drei Wochen war er so weit wieder hergestellt, daß er sich nach Sicilien einschiffen konnte.

In Messina erfuhr Eduard den Tod seines Vaters; da er aber zugleich hörte, daß die Barone ihn einstimmig als König anerkannt hatten und daß in seinem ganzen Reiche Ruhe und Friede herrschte, so beschloß er, in Gemächlichkeit Italien und Frankreich zu durchreisen. Wohin er kam, wurde er mit Jubel empfangen und als der tapferste Vertheidiger des Kreuzes gepriesen, so daß die ganze Reise einem Triumphzuge glich. In Frankreich wäre er fast zum zweiten Male das Opfer eines Verraths geworden. Der Graf von Chalons lud ihn nämlich ein, mit allen seinen Rittern an einem Turnier theilzunehmen, zu dem sich ein großer Theil des französischen Adels eingefunden hatte. Eduard erfuhr, daß der Graf Böses gegen ihn im Schilde führte; er ließ sich indeß nicht schrecken, sondern erschien auf dem Turnier, obgleich

er nur tausend Bewaffnete hatte, während die Zahl der Franzosen sich auf mehr als zweitausend belief. Was er erwartet hatte, geschah; aus dem Festspiel wurde ein ernstlicher Kampf, und nach kurzer Zeit sahen sich die Engländer von allen Seiten bedroht. Eduard selbst wurde von dem Grafen mit Ungestüm angegriffen; er hob ihn aber aus dem Sattel, sprang dann vom Pferde, stellte sich auf ihn und schlug mit solcher Gewalt auf seine eiserne Rüstung los, daß jener sich für besiegt erklärte und um Schonung bat. Eduard wandte ihm stolz den Rücken; das Schwert, das ihm der Gefangene überreichen wollte, nahm er nicht an, sondern befahl einem gemeinen Soldaten, es in Empfang zu nehmen. Auch die übrigen Engländer hatten mit solcher Tapferkeit gefochten, daß sie überall das Feld behaupteten.

Als Eduard im Jahre 1274 in Dover landete, war ihm der Ruf von seinen Heldenthaten schon vorausgegangen, und er wurde daher vom ganzen Volke mit unaussprechlichem Jubel empfangen. Nachdem er mit seiner edlen Gemahlin gekrönt worden war, veranstalteten die Barone und die Bürger von London ein Fest, bei welchem, außer anderen Eßwaaren, vierhundert Ochsen, achthundert Schafe und Schweine und zwanzigtausend Gänse, Enten und Hühner verzehrt wurden. Die Brunnen der Stadt waren, statt mit Wasser, mit rothem und weißem Wein gefüllt, die Häuser waren mit prächtigen Teppichen behängt, aus allen Fenstern flatterten bunte Fahnen und die reichern Bürger warfen mit vollen Händen Silbermünzen unter die jauchzende Menge. Acht Tage lang währte das Essen und Trinken, die Musik und der Tanz auf den öffentlichen Plätzen, das Glockengeläut und die festlichen Aufzüge, und nie hatte man in den engen Straßen von London einen solchen Jubel gehört. Das Volk hatte auch alle Ursach, fröhlich und guter Dinge zu sein, denn Eduard I. war ein weiser, gerechter und kräftiger Fürst, unter dem sich der Zustand des Landes wesentlich verbesserte. Nur die armen Juden hatten keine Veranlassung zur Freude.

Während der Krönungsfeier mußten sie sich in ihren Häusern versteckt halten, wenn sie sich nicht den grausamsten Mißhandlungen aussetzen wollten, und nicht lange nachher wurden viele von ihnen auf die Anklage hin, daß sie die Gold- und Silbermünzen beschnitten hätten, gehängt oder ihres Vermögens beraubt.

---

b. Die Eroberung von Wales.

Die keltischen Bewohner der Halbinsel Wales an der Westküste von England hatten, durch ihre Berge geschützt, gegen Römer, Angelsachsen und Dänen ihre Freiheit mit gleichem Glück vertheidigt; als aber die angelsächsischen Reiche vereinigt worden waren, hatten sie die Könige derselben als Oberherren anerkennen müssen. Athelstan war der erste englische König, der sie zwang, ihm Tribut zu zahlen; doch behielten sie im Uebrigen ihre frühere Unabhängigkeit und ihre eigenen Fürsten. Der Tribut, den sie bezahlten, bestand in einer geringen Geldsumme; später mußten sie jährlich dreihundert Wolfsfelle liefern. Diese Thiere waren nämlich für die angebauten Gegenden von England, in die sie schaarenweis aus den wilden Bergen von Wales herabkamen, eine arge Plage; da aber nun fleißig auf sie Jagd gemacht werden mußte, so waren sie bald gänzlich ausgerottet. Auf diese Weise hörte der Tribut von selbst wieder auf, und eine Abhängigkeit der Walliser von den Engländern zeigte sich nur noch darin, daß ihre Fürsten den Königen von England als ihren Lehnsherren huldigen mußten.

Auch der Fürst Lewellyn hatte dem König Heinrich III. den Huldigungseid geschworen, war aber dann auf die Seite des Grafen Lei-

cester getreten, und als nun Eduard I. den Thron bestieg, verweigerte er diesem die Huldigung. Der König ließ ihn dreimal auffordern, seiner Pflicht nachzukommen; er antwortete jedes Mal, daß er nicht erscheinen würde. Da rüstete Eduard eine Flotte, welche die Küsten von Wales besetzte, während zugleich von Osten her gewaltige Schaaren von Reitern und Fußvolk in das Land eindrangen. Lewellyn mußte sich in die wildesten Gebirgsgegenden zurückziehen; hier vertheidigte er sich noch eine Zeit lang, bis ihn Mangel an Lebensmitteln zur Unterwerfung zwang. Nachdem er den Lehnseid geschworen, erhielt er sein Land zurück; doch mußte er in mehrere seiner festen Schlösser englische Besatzungen aufnehmen.

Nun waren die Walliser zwar ein sanftes, gutmüthiges Hirtenvolk, das jeden Fremden gastfreundlich bei sich aufnahm und mit Harfenspiel und Gesang ergötzte; zugleich aber waren sie, wie alle Bergbewohner, von Freiheits- und Vaterlandsliebe beseelt und jeder Fremdherrschaft abgeneigt. Als daher die englischen Ritter in den Festungen anfingen, sich herrisch und hochmüthig zu benehmen, und manche von ihnen sich sogar Gewaltthätigkeiten erlaubten, so griffen sie zu den Waffen und verjagten die Fremdlinge. Sie hatten aber noch einen anderen Grund zum Aufstand. Es ging nämlich bei ihnen die Sage, daß ein englischer Zauberer, Namens Merlin, schon vor vielen Jahrhunderten geweissagt hätte, ein wallisischer Fürst würde sich zu London die Krone auf das Haupt setzen, wenn das englische Geld rund geworden wäre. In jenen armen Zeiten, in denen das Geld noch einen zehnfach höheren Werth hatte als jetzt, bestand in England, wie in manchen anderen Ländern, die Sitte, daß man, um kleinere Münze zu erhalten, die Pfennige in Viertel zerschnitt; der König Eduard aber hatte kurz vorher das Zertheilen der Pfennige verboten, so daß hinfort nur noch runde, d. h. ungetheilte Münze gelten sollte. Die Walliser glaubten nun, die von Merlin gemeinte Zeit sei gekommen, und ein alter, blinder Barde

mit langem, weißen Barte zog mit seiner Harfe im Lande umher und reizte das Volk durch seine Lieder zum Freiheitskampfe auf. Bald stand Alles unter den Waffen; das ganze Volk erhob sich wie Ein Mann, und überall wurden die englischen Besatzungen niedergemacht oder vertrieben.

Der König Eduard hatte unterdessen ein großes Heer gerüstet und drang von Osten her in das Land ein. Da sich die Hauptmacht der Wallliser auf der Insel Anglesea befand, so ließ er über den schmalen Meeresarm, der diese von Britannien trennt, eine Schiffbrücke schlagen und führte seine Truppen hinüber. Hier aber wurde er von den Feinden, welche alle Wege besetzt hatten, so kräftig empfangen, daß sein ganzes Heer nach kurzem Kampfe die Flucht ergriff. In dem Augenblick, als es sich dem Ufer näherte, erhob sich ein gewaltiger Sturm, welcher die Schiffe von ihren Ankern losriß und in kurzer Zeit die ganze Brücke zerstörte. Von den siegreichen Wallisern verfolgt, suchte sich ein Theil der Engländer in den Booten zu retten, wurde aber von den wüthenden Wogen verschlungen; Andere wurden kämpfend in die See gedrängt und ertranken zu Hunderten, da ihre schweren eisernen Rüstungen sie am Schwimmen hinderten.

Nach diesem Siege gewann Lewellyn noch eine zweite Schlacht; dann aber wandte sich das Kriegsglück wieder den Engländern zu. Lewellyn selbst wurde, als er in einer Scheune der Ruhe pflegte, von einem englischen Ritter überfallen und nach tapferer Gegenwehr getödtet, sein Haupt nach London geschickt und hier, der Weissagung zum Spott, mit einer Epheukrone auf dem Tower aufgestellt. Ein Theil der Walliser setzte zwar noch unter dem Prinzen David, einem Bruder Lewellyns, den Kampf für die Freiheit fort; als dieser aber von einem seiner Landsleute verrathen und hingerichtet worden war, mußte sich ganz Wales den Engländern unterwerfen.

Die Walliser schienen indeß noch immer nicht geneigt, sich gedul-

dig unter das Joch der Engländer zu beugen, und verlangten einen Statthalter, der in Wales geboren wäre, der kein Wort englisch verstände und in dessen Charakter und Lebenswandel sich nichts Tadelnswerthes fände. Eduards Gemahlin befand sich gerade in Wales und gebar auf dem Schlosse Carnarvon einen Sohn, den nachmaligen Eduard II. Der König berief sogleich die Häuptlinge des Landes auf das Schloß, versprach ihnen einen Statthalter, der alle ihre Bedingungen erfüllte, und verlangte dagegen von ihnen einen Eid, daß sie diesem treu und gehorsam sein würden. Nachdem der Eid geleistet war, zeigte er ihnen den neugebornen Prinzen und sagte: „Diesen meinen Sohn ernenne ich hiermit zu Eurem Statthalter; er ist in Wales geboren, versteht kein Wort englisch und an seinem Charakter und Lebenswandel ist nichts zu tadeln."

Die Walliser konnten hiergegen nichts einwenden; sie fügten sich in das Unvermeidliche und unterwarfen sich den englischen Königen. Seit jener Zeit ist es in England Sitte, daß der älteste Sohn des Königs den Titel „Prinz von Wales" führt.

---

c. Der Krieg mit Frankreich.

Sobald der Kampf in Wales beendet war, wurde Eduard durch folgende Veranlassung in einen Krieg mit Frankreich verwickelt. Das Schiffsvolk eines englischen und eines normännischen Schiffes war bei einem Brunnen, aus welchem beide Wasser schöpften, in Streit gerathen, und einer der Normannen war in dem Handgemenge erschlagen worden. Seine Landsleute fielen, um sich zu rächen, über das erste englische Schiff her, das ihnen begegnete, und hingen den Herrn des-

selben, einen Kaufmann, und unter ihm einen Hund an dem Takelwerk auf. Diese Unthat versetzte die englischen Matrosen in die äußerste Wuth, und wo sie mit normännischen Schiffen zusammentrafen, fielen sie mit Messern und Dolchen über sie her. Die irländischen und niederländischen Matrosen hielten es mit den Engländern, die Franzosen und Italiener mit den Normannen, und so kam es denn, daß fast in allen europäischen Meeren ein blutiger Kampf entbrannte.

Eine Zeit lang kümmerten sich die Könige von England und Frankreich um diese Streitigkeiten nicht, indem sie meinten, daß die Erbitterung sich wieder legen und der Friede von selbst eintreten würde. Als aber der Haß der beiden Nationen eine förmliche Seeschlacht herbeiführte, in welcher die normännische, aus zweihundert Schiffen bestehende Flotte von achtzig englischen Schiffen angegriffen und gänzlich besiegt wurde, verlangte der französische König von dem englischen Genugthuung. Eduard war dazu bereit; da aber der König von Frankreich die Abtretung des Herzogthums Guienne forderte und seine Truppen in dasselbe einrücken ließ, so rüstete jener ein gewaltiges Heer aus, um sein Erbe zu schützen. Um das hierzu nöthige Geld herbeizuschaffen, mußte er neue Steuern ausschreiben, die nicht durch das Parlament bewilligt waren. Dies erregte allgemeine Unzufriedenheit; zugleich beschwerten sich die Barone, daß sie an einem Kriege theilnehmen sollten, der mit den Angelegenheiten Englands keinen Zusammenhang hätte. Endlich trat einer der angesehensten Lords, der Graf von Hereford, vor den König und erklärte ihm, daß der englische Adel nicht verpflichtet sei, die französischen Besitzungen seiner Könige zu schützen, und daß er für seine Person nicht nach Frankreich gehen würde. Eduard antwortete in großer Aufregung: „Bei Gott, Herr Graf, Ihr werdet entweder mit mir nach Frankreich gehen oder gehängt werden!“ Der Graf erwiderte: „Bei Gott, Herr König, ich werde weder nach Frankreich gehen noch gehängt werden!“ Und mit diesen Worten verließ er

den Hof und begab sich auf sein Schloß. Der größte Theil des Adels folgte seinem Beispiel, und Eduard sah sich gezwungen, nachzugeben. Er berief das Parlament und verlangte Hülfsgelder zu dem Kriege gegen Frankreich, erhielt diese jedoch erst, nachdem er den großen Freiheitsbrief von neuem bestätigt hatte. So hatten jene Matrosen-Streitigkeiten die segensreichsten Folgen für das englische Volk.

Der wohlwollende und edle Sinn des Königs Eduard zeigte sich aber nicht allein in dieser Nachgiebigkeit gegen die Vertheidiger der Volksrechte; er war auch unablässig bemüht, durch weise Gesetze und durch Verbesserungen in der Staatsverwaltung das Wohl seines Volkes zu fördern.

---

d. Der schottische Thronstreit.

Zur Zeit Eduards I. regierte in Schottland ein trefflicher König, Alexander III. Als dieser einst in der Abenddämmerung am Meeresufer spazieren ritt, strauchelte sein Pferd über einen Stein; er stürzte hinab und fiel in eine Felsenkluft, so daß er auf der Stelle den Geist aufgab. Das war ein großes Unglück für das Land, denn da der König weder Kinder noch andere nahe Verwandte hinterließ, so traten unter den Großen des Landes, welche mit dem Königshause verschwägert waren, nicht weniger als dreizehn Thronbewerber auf.

Eine alte Sage berichtet, daß der Tag, an welchem das Unglück geschah, schon lange vorher von einem alten weisen Manne als der allerstürmischste bezeichnet worden war, den man jemals in Schottland erlebt hätte. Als nun der Tag vorüberging, ohne daß auch nur der geringste Wind sich erhob, lachte alle Welt über die falsche Prophe-

zeiung. Da verbreitete sich am Abend die Nachricht von dem plötzlichen Tode des Königs. „Das ist," sagte der weise Mann, „der Sturm, den ich meinte. Ihr werdet sehen, daß noch nie ein Sturm so viel Unheil über unser Land gebracht hat, wie dieser."

Und darin hatte der alte Mann vollkommen Recht. Jeder der dreizehn Thronbewerber versammelte sogleich seine Freunde und Anhänger, bewaffnete sie und warb Söldner an, denn alle waren entschlossen, ihre Rechte mit Waffengewalt geltend zu machen. Um den Bürgerkrieg zu vermeiden, beschlossen die Häuptlinge, den König Eduard zum Schiedsrichter zu ernennen. Dieser berief den Adel und die hohe Geistlichkeit des Landes auf ein an der Grenze gelegenes Schloß und erklärte, daß er die Ansprüche der einzelnen Bewerber erst dann untersuchen würde, wenn sie ihn zuvor als ihren Lehnsherrn anerkannt hätten. Der größte Theil des Adels war entschlossen, diesem Verlangen nicht nachzukommen, sondern mit vereinten Kräften die Freiheit des Vaterlandes zu vertheidigen; die sämmtlichen Thronbewerber dagegen traten auf Eduards Seite und verpflichteten sich durch einen Eid, die Krone von ihm zu Lehn zu nehmen.

Jetzt wurden die Ansprüche der dreizehn Bewerber untersucht, und zwei von ihnen, Johann Baliol und Robert Bruce, als die nächsten Verwandten des verstorbenen Königs anerkannt. Eduard entschied sich für Johann Baliol; dieser huldigte ihm als seinem Lehnsherrn, und wurde dann zum König ausgerufen und gekrönt. Kaum aber glaubte er des Thrones gewiß zu sein, so suchte er sich dem drückenden Lehnsverhältniß zu entziehen, und endlich kündigte er dem englischen König offen den Gehorsam auf.

Eduard war nicht Willens, das eben erst erworbene Recht wieder aufzugeben. Er rüstete ein mächtiges Heer aus, durchzog, nachdem er in einer blutigen Schlacht gesiegt hatte, ganz Schottland, und zwang Baliol, sich ihm zu unterwerfen. Dieser erschien unbewaffnet in dem

Lager des Siegers, warf sich ihm demüthig zu Füßen, bekannte seine Schuld, übergab ihm das Königreich Schottland und wurde unter der Bedingung begnadigt, daß er feierlich dem Throne entsagte.

Jetzt hoffte Bruce, zum König von Schottland ernannt zu werden; Eduard aber antwortete ihm auf seine Bitte: „Glaubst Du, daß ich nichts Besseres zu thun habe, als Königreiche für Andere zu erobern?“ Er ernannte darauf einen englischen Grafen zum Statthalter des Landes, besetzte alle festen Plätze mit englischen Truppen und ließ auch die schottische Krone und den großen Stein, auf welchen nach alter Sitte die Könige von Schottland bei ihrer Krönung gestellt zu werden pflegten, nach London in die Westminster-Abtei schaffen.

Der englische Statthalter schaltete nun in Schottland wie in einem eroberten Lande. Er schrieb willkürlich Steuern aus, die um so drückender wurden, da das Volk nur arm und sein Land noch wenig angebaut war; er vertrieb alle diejenigen Edelleute, welche dem englischen König nicht huldigen wollten, aus ihren Besitzungen; seine Söldner aber raubten und plünderten ungestraft, und wer sich ihren Gewaltthätigkeiten widersetzte, der wurde gemißhandelt oder gar getödtet. So wuchs der Ingrimm des freiheitsliebenden Volkes mit jedem Tage, und es wartete nur auf einen entschlossenen Anführer, um die anmaßenden Fremdlinge aus dem Lande zu jagen. Ein solcher fand sich endlich in der Person eines tapferen Mannes, Namens Wallace.

---

e. Wilhelm Wallace.

Wilhelm Wallace stammte aus einer alten, aber armen Familie. Er war ein Mann von hoher, kräftiger Gestalt, mit langem, blonden

Haar und feinen Gesichtszügen, in Waffen wohl geübt und wegen seiner Rechtlichkeit und Tapferkeit allgemein geachtet. Wie alle Vaterlandsfreunde, war er von tiefem Haß gegen die Fremdlinge erfüllt, welche seine wackeren Landsleute so unwürdig behandelten. Einst kehrte er vom Fischfang nach Hause zurück und ließ sich die Forellen, die er gefangen hatte, von einem Knaben in einem Korbe nachtragen. Drei englische Soldaten, die ihm begegneten, wollten ihm mit gewohnter Unverschämtheit die Fische wegnehmen. „Wenn Ihr hungrig seid," sagte er, „so will ich Euch die Hälfte meines Fanges geben; das Ganze bekommt Ihr nicht." Sie blieben dabei, daß sie Alles haben müßten; vom Wortwechsel kam es zu Thätlichkeiten, und dabei schlug Wallace einen der Soldaten mit seinem Angelstabe dermaßen über den Kopf, daß dieser todt zu Boden fiel. Schnell griff er nun nach dem Schwert des Getödteten, schlug die beiden Anderen in die Flucht, brachte seiner Frau die Fische und entfloh, um der Rache der Engländer zu entgehen, in die benachbarten Berge.

Sobald diese That ruchbar wurde, kamen von allen Seiten freiheitsliebende Männer herbei, um unter seiner Anführung gegen die verhaßten Fremdlinge zu kämpfen. Da der englische Statthalter ihn selbst nicht bestrafen konnte, so wandte sich seine Rache gegen sein Weib, welches er ergreifen und hinrichten ließ. Wallaces Ingrimm kannte jetzt keine Grenzen mehr; er ließ alle Engländer, die in seine Hände fielen, ohne Schonung umbringen und war endlich auch so glücklich, den Statthalter in seine Gewalt zu bekommen und an ihm den Tod seines unschuldigen Weibes zu rächen. Bald war der Schrecken seines Namens so groß, daß die englischen Truppen nur mit Zagen gegen ihn kämpften und alle Gegenden freiwillig räumten, denen er sich mit seiner siegreichen Schaar näherte.

Um diese Zeit entschloß sich ein englischer Anführer im südwestlichen Theile des Landes, die in der Umgegend wohnenden schottischen

Häuptlinge durch Verrath aus dem Wege zu räumen. Er ließ sie nämlich zu einer Berathung über die Angelegenheiten des Landes einladen und jeden Einzelnen bei seiner Ankunft ergreifen und erwürgen. Als Wallace von dem grauenvollen Ereigniß hörte, schwur er den Thätern blutige Rache. Ohne Verzug machte er sich mit einer Schaar entschlossener Männer auf den Weg, umringte in der Nacht das Schloß des Verräthers, besetzte alle Zugänge und ließ große Massen Stroh und Holz rings umher anhäufen und anzünden. Als die Flammen emporschlugen, erwachten die Engländer; aber alle kamen auf elende Weise ums Leben, indem sie entweder verbrannten oder, wenn sie sich durch die Flucht zu retten suchten, von den erzürnten Schotten niedergemetzelt wurden.

Während durch solche Thaten Wallaces Anhang mit jedem Tage größer wurde, rüstete Eduard ein Heer, um den Aufstand im Entstehen zu unterdrücken. Die Schotten hatten ihr Lager auf dem nördlichen Ufer des Flusses Forth aufgeschlagen, und die Engländer unter dem Oberbefehl des Grafen Warren rückten von Süden gegen die lange hölzerne Brücke vor, welche die beiden Ufer des Flusses verband. Ehe es zum Kampfe kam, schickte Warren einen Herold in das schottische Lager und ließ dem Anführer und allen seinen Begleitern, wenn sie sich unterwürfen, im Namen des Königs Verzeihung anbieten. „Wir bedürfen keiner Verzeihung," antwortete Wallace; „wir sind hier, um unser Vaterland zu befreien, und fordern die Engländer zum Kampfe auf Leben und Tod heraus."

Die Engländer begannen jetzt den Uebergang über die Brücke. Die Schotten ließen dies ruhig geschehen; als aber etwa die Hälfte der Feinde herüber war, griffen sie von allen Seiten mit solchem Nachdruck an, daß die Engländer nirgends Stand halten konnten. Der Rückzug über die Brücke war den Fliehenden abgeschnitten, denn hier entstand ein solches Drängen, daß sich niemand von der Stelle bewe-

gen konnte; sie wurden also zu Tausenden in den Fluß gedrängt, in welchem sie größtentheils ihren Tod fanden, da die schwere Rüstung sie am Schwimmen hinderte. Als die auf dem südlichen Ufer zurückgebliebenen Engländer die Niederlage der Ihrigen sahen, ergriffen auch sie in großer Unordnung die Flucht, nachdem sie zuvor noch, um den Schotten die Verfolgung unmöglich zu machen, die Brücke in Brand gesteckt hatten.

Jetzt griffen auch diejenigen Schotten, die sich bisher noch ruhig verhalten hatten, zu den Waffen, und hatten bald ihr ganzes Land von Feinden gesäubert. Eduard befand sich gerade in Frankreich, als er die Nachricht von der Niederlage seines Heeres vernahm. Außer sich vor Zorn, rüstete er ein neues, noch zahlreicheres Heer aus und stellte sich selbst an die Spitze desselben. Die Schotten hatten unterdeß den tapferen Wallace zum Regenten oder Protector des Landes ausgerufen; die meisten Häuptlinge aber wollten sich ihm nicht unterordnen, weil er nicht zu dem hohen Adel gehörte, und hinderten ihn durch ihre kleinliche Eifersucht, kräftige Maßregeln zur Vertheidigung des Landes zu treffen. Dessenungeachtet gelang es dem unermüdlichen Manne, eine bedeutende Anzahl Bewaffneter zusammenzubringen, denn das gemeine Volk war ihm mit Leib und Seele ergeben und verehrte ihn als den Retter der gemeinsamen Freiheit. Aus diesem Grunde bestand sein Heer auch zum größten Theile aus Fußvolk, da nur der Adel den Kriegsdienst zu Pferde leisten konnte, während sich im englischen Heere eine große Anzahl englischer und normännischer Ritter befanden, die für die beste Reiterei in der Welt galten. Auch hatte Eduard eine große Anzahl der berühmten englischen Bogenschützen bei sich, deren jeder, wie man zu sagen pflegte, das Leben von zwölf Schotten unter seinem Gürtel trug, indem jeder von ihnen zwölf Pfeile in seinem Gürtel hatte, die fast nie ihren Mann verfehlten.

Ungeachtet dieses Mißverhältnisses rückte Wallace den Feinden

muthig entgegen. Bei Falkirk trafen die beiden Heere auf einander. Eduard suchte die dichten Massen des schottischen Fußvolks, dessen Speere, Spitze über Spitze, ihm wie eine undurchdringliche Mauer entgegenstarrten, durch Reiterangriffe zu zersprengen; aber immer wurde er mit großem Verlust zurückgeschlagen. Hätte jetzt Wallace über eine hinreichende Anzahl von Reitern verfügen können, so wäre er wahrscheinlich Sieger geblieben; aber die Zahl der Reiter in seinem Heere war sehr gering, und auch diese wenigen ließen ihn im entscheidenden Augenblick im Stich. Jetzt ließ Eduard seine Bogenschützen vorrücken, und ihre Pfeile richteten in den dichtgeschlossenen Reihen des schottischen Fußvolks solche Verheerungen an, daß es allmählich zurückwich und endlich die Flucht ergriff. Von den Reitern verfolgt, wurde noch ein großer Theil niedergehauen; die Uebrigen zerstreuten sich und erkannten, ohne ferneren Widerstand zu leisten, die Oberhoheit des englischen Königs an.

Wallace hielt sich nach der Niederlage bei Falkirk noch sieben Jahre in dem schottischen Hochlande verborgen; denn obgleich der König von England einen großen Preis auf seinen Kopf gesetzt hatte, so wollte doch keiner von den armen Hirten, unter denen er lebte, an ihm zum Verräther werden. Endlich fand sich ein Elender, der den wackeren Mann, um die verheißene Belohnung zu erhalten, an die Engländer auslieferte. Eduard ließ ihn in Ketten nach London bringen und des Hochverraths gegen den König von England und der Ermordung vieler Engländer anklagen. Wallace erklärte den Richtern, daß er an dem König von England nicht habe zum Verräther werden können, da er nie sein Unterthan gewesen sei und ihm nie den Eid der Treue geschworen habe; was aber den durch ihn veranlaßten Tod so vieler Engländer betreffe, so habe er diese nicht ermordet, sondern im ehrlichen Kampfe um die Freiheit seines von ihnen geknechteten Vaterlandes getödtet. Obgleich niemand die Richtigkeit dieser Be-

hauptungen bestreiten konnte, wurde Wallace dennoch von den Richtern zum Tode verurtheilt und geköpft, sein Körper dann zerrissen und die Glieder nach der rohen Sitte jener Zeit auf der Londoner Brücke zur Schau ausgestellt.

---

f. Robert Bruce.

Der schmähliche Tod des gefeierten Helden erregte unter den Schotten eine solche Erbitterung, daß sie, ungeachtet des unglücklichen Ausgangs aller bisherigen Versuche, abermals zu den Waffen griffen und einen neuen Kampf um die Freiheit begannen. Diesmal stellte sich Robert Bruce an die Spitze der Empörung, ein Enkel jenes Bruce, der sich mit Baliol um die Krone beworben hatte. Eine Zeit lang hatte er, um sich seine ausgedehnten Besitzungen zu sichern, im englischen Heere gegen seine eigenen Landsleute gefochten; plötzlich aber erwachte in ihm die Liebe zur Freiheit und zum Vaterlande, und zwar, wie eine alte Volkssage erzählt, bei folgender Veranlassung. Er hatte in einer der vielen Schlachten, welche die Engländer den Schotten lieferten, tapfer gekämpft und sich nach Beendigung des Treffens zur Mahlzeit niedergesetzt, ohne sich die Hände gewaschen zu haben, an denen noch Spuren von Blut bemerkbar waren. Einige englische Ritter machten sich darüber lustig, und einer derselben sagte zu den anderen: „Seht nur, wie der Schotte sein eigenes Blut ißt!“ Als Bruce diese Worte hörte, fiel es ihm schwer auf die Seele, daß das von ihm vergossene Blut mit Recht sein eigenes genannt werden konnte, da es das seiner braven Landsleute war, welche für die Freiheit des Vaterlands kämpften, während er den Unterdrückern desselben Hülfe



Robert Bruce.

leistete. Ohne seine Mahlzeit zu vollenden, stand er auf, ging in eine benachbarte Kapelle und flehte Gott unter heißen Thränen an, ihm die schwere Sünde, deren er sich schuldig gemacht, zu vergeben. Nachdem er die Nacht im Gebet zugebracht hatte, gelobte er mit allen seinen Kräften für die Befreiung des Vaterlandes zu wirken, verließ das englische Lager und begab sich zu dem schottischen Heere.

Nächst Bruce war damals der Graf Comyn der angesehenste unter den Häuptlingen des Landes. Um auch ihn für die Sache des Vaterlandes zu gewinnen, bat ihn Bruce um eine Zusammenkunft. Diese fand in einer Kirche statt; die beiden Männer geriethen aber in einen Streit, der zuletzt in einen Kampf überging, in welchem Comyn verwundet und von Bruces Begleitern vollends getödtet wurde. Wegen dieser Verletzung des Heiligthums wurde Bruce vom Papst in den Bann gethan; der König Eduard aber sprach über ihn die Acht aus und setzte einen Preis auf seinen Kopf. Bruce ließ sich hierdurch nicht schrecken; er rief den ganzen Adel des Landes zu den Waffen und begann, nachdem er von den versammelten Häuptlingen zum König ausgerufen und in aller Eile gekrönt worden war, den Krieg gegen die Engländer.

Der Anfang des Kampfes war für die Schotten eine ununterbrochene Kette von Unfällen. Wo sie sich auch in ein Treffen einließen, wurden sie von dem zahlreichen und wohlgerüsteten englischen Heere dermaßen auf das Haupt geschlagen, daß sie sich endlich nach allen Seiten hin zerstreuten. Bruce mußte, während die siegreichen Feinde plündernd und brennend ganz Schottland durchzogen, mit seiner Gemahlin und wenigen Begleitern in die wildesten Gegenden des Hochlandes entfliehen, wo sie sich mehrere Monate lang durch Jagd und Fischfang ihren Unterhalt verschafften. Dabei waren sie mehrmals in Gefahr, von umherstreifenden Abtheilungen des englischen Heeres gefangen genommen zu werden, und zugleich mußten sie vor den Nachstellungen

der Freunde des erschlagenen Comyn auf ihrer Hut sein. Einmal wurde Bruce von drei nahen Verwandten des Letzteren, einem Vater und zwei Söhnen, überfallen, als er allein durch einen Wald ritt. Diese hatten das Gelübde gethan, nicht eher zu ruhen, bis sie ihn getödtet oder gefangen genommen hätten, und sich auf einem schmalen Wege zwischen einem steilen Berge und einem tiefen See in den Hinterhalt gelegt. Bruce hieb dem älteren der Brüder, welcher seinem Pferde in den Zügel fiel, mit einem kräftigen Streich die Hand ab, so daß er zurücktaumelte und sich nachher verblutete. Den jüngeren, der ihn von der rechten Seite angriff, warf er zu Boden, indem er seinem Pferde die Sporen einsetzte, und als jener wieder aufsprang, spaltete er ihm mit einem furchtbaren Hiebe den Kopf. Der Vater hatte sich inzwischen von links auf ihn geworfen und hielt ihn so fest an seinem Mantel, daß er sein Schwert nicht gebrauchen konnte. Da griff der König nach dem Hammer, der an seinem Sattelknopf hing, entledigte sich auch des dritten Feindes durch einen Schlag und sprengte davon; er mußte jedoch seinen Mantel im Stich lassen, denn der Erschlagene hielt ihn so fest in den Händen, daß er ihn nicht frei machen konnte.

Unter solchen Gefahren behauptete sich Bruce mehrere Monate in dem Hochlande; endlich aber gerieth er in solche Bedrängniß, daß er Schottland verlassen und auf eine an der Küste von Irland gelegene Insel fliehen mußte. Seine Gemahlin hatte er auf das einzige Schloß gebracht, welches ihm noch übrig geblieben war, und welches von seinem jüngsten Bruder vertheidigt wurde. Ehe aber noch der Winter herankam, wurde auch dieses Schloß von den Engländern erobert, der junge Bruce, ein heldenmüthiger und hochherziger Jüngling, unter Martern getödtet und die Gemahlin des Königs in ein finsteres Gefängniß geschleppt, in welchem sie mit der größten Strenge behandelt wurde.

Als Bruce diese traurige Kunde erhielt, mußte er sich, von allen seinen Freunden getrennt und oft selbst dem bittersten Mangel preisgegeben, auf jener öden Insel in einer elenden Hütte verborgen halten. An einem stürmischen Winterabend lag er, in trübe Gedanken versunken, auf seinem harten Lager und überlegte sich, ob er nicht besser thäte, den ungleichen Kampf aufzugeben, der Krone zu entsagen und sich durch Unterwerfung unter die englische Herrschaft ein ruhiges und gefahrloses Leben zu verschaffen. Da erblickte er an der Decke der Hütte eine Spinne, welche, an dem Ende eines langen Fadens hängend, den Versuch machte, sich von einem Balken zu dem andern zu schwingen, um zwischen beiden ihr Netz auszuspannen. Sechsmal hatte sie bereits den Versuch gemacht, und immer war er mißlungen. „Das Thierchen ist in derselben Lage wie ich," dachte Bruce. „Auch ich bin von den Engländern in sechs Schlachten geschlagen worden und mühe mich, gleich ihr, vergeblich ab. Doch es scheint, als ob das unermüdliche Thier noch einen Versuch machen wollte. Wohlan denn, wenn er gelingt, so will auch ich den Kampf noch einmal wagen!"

In diesem Augenblick nahm die Spinne alle ihre Kraft zusammen, setzte den Faden zum siebenten Male in Bewegung und war diesmal so glücklich, ihr Ziel zu erreichen und ihr Netz zu befestigen. Jetzt stand auch der Entschluß des Königs fest, noch einmal den Kampf zu wagen, und diesmal sollte seine Beharrlichkeit, wenn auch erst nach langen Anstrengungen und Gefahren, mit einem glücklichen Erfolge gekrönt werden.

Als der Frühling kam, erschienen einige seiner treusten Freunde auf der Insel und brachten ihn nach Schottland hinüber, wo alle seine Anhänger nur auf seine Ankunft warteten, um die Waffen zu ergreifen. Bei seiner Landung erfuhr er, daß ein bewaffneter Haufe kurz zuvor alle in der Gegend befindlichen Engländer besiegt und niedergemacht habe und nun in dem benachbarten Walde jage. Sogleich

stieß er mehrmals in sein Horn; sein Freund Jacob Douglas, welcher jene Schaar befehligte, erkannte augenblicklich den Klang des Horns, und nach kurzer Zeit waren seine dreihundert Krieger um den König versammelt.

So klein diese Schaar auch war, so zauderte Bruce doch nicht, mit ihr den Kampf gegen die mächtigen Feinde zu beginnen. Wo er jetzt mit ihnen zusammentraf, da erfocht seine Tapferkeit auch den Sieg, und bald waren mehrere Grafschaften von Feinden frei. Indessen fehlte es dem Helden auch jetzt nicht an gefahrvollen Abenteuern. Einst versuchte einer seiner Verwandten, in den er großes Vertrauen setzte, durch seine Ermordung den Preis zu gewinnen, welchen der König Eduard auf seinen Kopf gesetzt hatte. Der Verräther lauerte ihm mit seinen drei Söhnen auf, als er einst, nur von einem Knaben begleitet, spazieren ging. Bruce hatte keine anderen Waffen bei sich als sein Schwert, und da er die feindselige Absicht der vier Männer durchschaute, ergriff er den Bogen und die Pfeile seines Begleiters, schickte diesen zurück und rief seinen Gegnern zu: „Verräther, Ihr habt mein Leben für englisches Geld verkauft; Ihr seid des Todes, wenn Ihr nur einen Schritt näher kommt!" Der Vater antwortete ihm mit heuchlerischen Worten; da er aber immer weiter vorrückte, so schoß ihm der König einen Pfeil durch die Kehle, daß er todt niederfiel. Einen Augenblick später sank auch einer der Söhne, von einem Pfeile in die Brust getroffen, zur Erde. Jetzt stürzten die beiden noch übrigen Brüder, der eine mit einem langen Speer, der andere mit einer Streitaxt auf den König zu; doch dieser schlug den Speer mit seinem Schwerte in Stücke, und erlegte dann die beiden jungen Männer mit zwei Streichen.

Nicht lange darauf durchzog Bruce mit sechzig Bewaffneten die Grafschaft Galloway, deren Bewohner größtentheils zu der Comyn-schen Partei gehörten und ihm daher feindlich gesinnt waren. Er hatte

sich mit seiner kleinen Schaar auf einem steilen Berge gelagert, an dessen Fuß ein tiefer und reißender Strom vorbeifloß. Diesen konnte man nur auf einer Furt durchschreiten, die so schmal war, daß nicht zwei Mann neben einander gehen konnten, und auch der Pfad, der von dem steilen Ufer die Anhöhe hinauf führte, war überaus schmal und schwer zu ersteigen. Bruces Leute waren von einem langen Marsch so ermüdet, daß sie sämmtlich in tiefen Schlaf verfielen; so mußte er denn selbst die Wache übernehmen, da, wie er erfahren hatte, ein Ueberfall zu befürchten war. Er stellte sich also an dem hohen Ufer oberhalb der Furt auf und ging hier, um nicht von der Müdigkeit überwältigt zu werden, mehrere Stunden auf und ab. Um Mitternacht hörte er jenseit des Flusses ein Geräusch, als ob eine große Anzahl Bewaffneter sich näherte, und nicht lange nachher konnte er bei dem hellen Mondlicht eine Schaar von zwei- bis dreihundert Reitern und Fußsoldaten unterscheiden, welche sich anschickten, durch den Fluß zu gehen. Eine Zeit lang wußte er nicht, was er thun sollte. „Wenn ich," dachte er, „zu meinen Leute gehe und sie herbeihole, so wird ein Theil unserer Feinde herüberkommen; wenn ich aber bleibe, so kann ich vielleicht den Uebergang hindern." Er betrachtete noch einmal die Stelle, auf der er stand, das steile Ufer und den reißenden Strom, und entschloß sich, den Paß allein gegen die Hunderte von Feinden zu vertheidigen.

Da die feindlichen Reiter nur einen Bewaffneten als Wächter bei der Furt erblickten, so führten die vordersten ohne Zaudern ihre Pferde in den Fluß hinab und ritten, einer hinter dem andern, durch das Wasser. Bruce stand, auf seinen langen Speer gestützt, unbeweglich da; sobald er aber den ersten Reiter erreichen konnte, stieß er ihm seinen Speer in die Brust und durchbohrte einen Augenblick später auch dessen Pferd. Ehe der Strom die beiden Leichname mit sich fortriß, hatte er Zeit genug, die Nächsten in der Reihe mit Pfeilen zu erlegen; in der Ver-

wirrung, welche dadurch entstand, wurden mehrere Andere vom Strome fortgerissen und ertranken; die Uebrigen aber kehrten um und zogen sich zu ihren Gefährten zurück.

Hier erhob sich ein gewaltiger Lärm über die Feigheit und Ungeschicklichkeit der Reiter, die von einem einzigen Feinde in die Flucht geschlagen worden waren, und unter lautem Geschrei warfen sich gegen fünfzig Mann vom Fußvolk in den Strom, um schwimmend das andere Ufer zu erreichen. Unterdessen waren aber auch Bruces Gefährten, durch den Lärm aufgeschreckt, zu seinem Schutze herbeigeeilt und hatten das hohe Ufer weithin besetzt, so daß die Feinde nirgends landen konnten und sich mit großem Verlust zurückziehen mußten.

Kaum war Bruce dieser Gefahr entgangen, so hatte er ein anderes Abenteuer zu bestehen. Ein Vetter Comyns, Johann von Lore, hatte eine Kriegerschaar zusammengebracht, welche der seinigen um das Sechsfache überlegen war, und brannte vor Begierde, den Tod seines Vetters zu rächen. Um Bruces Spur überall verfolgen zu können, hatte er einen Schweißhund bei sich, welcher jenem früher gehört hatte und lange Zeit von ihm selbst gefüttert worden war, so daß er seine Fährte unter hundert anderen herausfand. Bruce konnte sich mit der geringen Mannschaft, die ihm augenblicklich zu Gebote stand, auf keinen Kampf einlassen, zumal da sich außer jenen feindlich gesinnten Schotten auch ein zahlreiches englisches Heer gegen ihn in Bewegung gesetzt hatte. Er beschloß daher, sich so lange zu verbergen, bis seine Anhänger sich wieder in größerer Zahl um ihn gesammelt hätten; um aber den Feinden die Verfolgung zu erschweren, theilte er seine Leute in drei Abtheilungen, welche sich auf verschiedenen Wegen an den von ihm bestimmten Sammelplatz begeben sollten. Als Johann von Lore an die Stelle kam, wo die Leute des Königs sich getrennt hatten, verfolgte der Hund die eine von den drei Spuren, ohne sich um die beiden anderen zu bekümmern. Bruce überzeugte sich bald, daß

er noch immer von dem ganzen feindlichen Heere verfolgt würde, und ließ nun alle Leute, die er noch bei sich hatte, verschiedene Wege einschlagen, während er nur einen einzigen Begleiter bei sich behielt. Aber auch dies half ihm nichts; der Hund folgte seiner Spur, und zugleich kamen die Feinde immer näher und näher. Bruce und sein Gefährte waren bereits aufs äußerste erschöpft, aber sie durften sich keine Ruhe gönnen, denn wenn sie sich auch nur einige Minuten hinlegten, so hörten sie das Gebell des Hundes hinter sich. Endlich gelangten sie an einen Bach, der ihren Weg durchschnitt. „Das kann uns retten," sagte Bruce. „Wenn wir, statt den Bach zu durchwaten, eine Strecke in seinem Bette hingehen, so verliert der Hund unsere Spur, und wir dürfen dann hoffen, unsern Verfolgern zu entgehen." Und so geschah es. Als der Hund an die Stelle kam, wo der König ins Wasser getreten war, konnte er die Spur nicht weiter verfolgen, und Johann von Lore mußte nach langem vergeblichen Suchen die Verfolgung aufgeben.

Damit waren aber die Abenteuer des Königs noch nicht beendet. Er war noch nicht weit gekommen, als ihm mitten im Walde drei Männer begegneten, welche, wie sich später ergab, schon seit langer Zeit vom Raube lebten. Ihr seltsames Aussehen veranlaßte ihn zu der Frage, wer sie wären und wohin sie gingen. Sie antworteten, daß sie den König aufsuchen wollten, um unter seinen Fahnen zu fechten. Bruce erklärte ihnen, daß er sie, wenn sie mit ihm gehen wollten, zum König führen würde, und fuhr dann fort: „Da wir uns nicht kennen, so muß ich Euch bitten voranzugehen; wir werden Euch folgen." „Ihr habt nichts von uns fürchten," sagte darauf einer der Männer. „Ich fürchte mich auch nicht," antwortete der König, „aber das ist einmal meine Gewohnheit auf Reisen, und von ihr gehe ich nicht ab."

Gegen Abend erreichte man eine einsame Hütte, in der man die

Nacht über zu bleiben beschloß. Bruce war entschlossen, abwechselnd mit seinem Gefährten zu wachen, da er den drei fremden Männern nicht traute; es währte aber nicht lange, so überwältigte ihn die Müdigkeit und er schlief ein. Als dies die drei Räuber sahen, sprangen sie auf und zogen ihre Schwerter; bei diesem Geräusch erwachte Bruce, griff nach seinem Schwerte und setzte sich zur Wehr. Zugleich stieß er seinen Gefährten mit dem Fuße, um ihn zu erwecken; dieser war aber von dem anstrengenden Marsch so ermüdet, daß einige Zeit verging, ehe er sich ermunterte. Als er sich endlich erhob, erhielt er, bevor er noch recht wußte, was vorging, einen Hieb über den Kopf, welcher ihn todt zu Boden streckte.

Bruce war jetzt auf die eigene Kraft beschränkt; aber obgleich seine Gegner drei starke und entschlossene Männer waren, so verließ ihn doch die Besonnenheit nicht. Nach einem hartnäckigen Kampfe, in welchem er mehrmals in die größte Gefahr kam, siegte endlich seine ungewöhnliche Kraft und Gewandtheit, so daß er seine drei Gegner nach einander erschlug.

Am andern Morgen kam er an eine Hütte, in der eine alte Frau beschäftigt war, für ihre Familie das Frühstück zu bereiten. Auf seine Bitte um einen Inbiß antwortete die Frau: „Alle Fremden, die in diese Gegend kommen, sollen um eines Einzigen willen freundliche Aufnahme bei mir finden."

„Und wer ist dieser Eine, den Ihr so hoch schätzt, daß Euch seinetwegen alle Fremden willkommen sind?" fragte Bruce.

„Das ist Robert Bruce, der rechtmäßige König dieses Landes," antwortete die Frau. „Wenn er auch jetzt noch gleich einem Wilde durch Wälder und Schluchten gehetzt wird, so hoffe ich es doch zu erleben, daß er allgemein als König von Schottland anerkannt wird."

„Da Ihr ihn so sehr liebt, gute Frau," sagte Bruce, „so wißt, daß Ihr ihn vor Euch seht. Ich bin Robert Bruce."

„Gott segne Euch!“ rief die Frau mit Thränen in den Augen. „Aber warum kommt Ihr so allein? Wo sind alle Eure Leute?“

„Ich habe mich von ihnen trennen müssen,“ erwiderte der König, „um meinen Feinden zu entgehen, und muß jetzt meinen Weg allein fortsetzen.“

„Das wolle Gott nicht!“ antwortete die Frau. „Ich habe zwei wackere Söhne, tapfere und zuverlässige Männer; die sollen Euch begleiten und Euch mit ihren Leibern decken, bis Ihr Eure Leute wiederfindet.“

In diesem Augenblick hörte man vor der Hütte Pferde wiehern und Waffen klirren. Die Frau erschrak, denn sie glaubte, es seien Feinde, welche den König verfolgten; dieser aber erkannte die Stimme seines Freundes Jacob Douglas, eilte voller Freude hinaus und wurde von den Reitern mit lautem Jubel begrüßt.

So stand denn der unermüdliche Kämpfer wieder an der Spitze einer bewaffneten Schaar, und da bald auch die übrigen Abtheilungen seines zersprengten Heeres zu ihm stießen, so konnte er sogleich die Feindseligkeiten wieder beginnen. Wo er jetzt mit den Engländern zusammentraf, da schlug er sie in die Flucht, und mit jedem seiner Siege wuchs die Anzahl und die Zuversicht seiner Anhänger. Bald wagten es die Engländer nicht mehr, sich ihm im offenen Felde gegenüberzustellen, sondern beschränkten sich auf die Vertheidigung der festen Schlösser, die noch in ihrer Gewalt waren. Der König Eduard I. machte zwar noch einen Versuch, Schottland zu unterwerfen; er hatte aber kaum die Grenze überschritten, als ihn der Tod ereilte. Noch auf dem Sterbebette hatten ihn kriegerische Gedanken beschäftigt, denn sein Sohn hatte ihm versprechen müssen, den Krieg mit Schottland bis zur völligen Unterwerfung des Landes fortzusetzen und seine Gebeine zum Schrecken der Feinde dem Heere vorauftragen zu lassen. Eduard II. erfüllte dieses Versprechen nicht; er ließ seinen Vater in

er Westminster-Abtei begraben, und kehrte mit dem ganzen Heere nach England zurück.

---

g. Jacob Douglas und Thomas Randolf.

Als Eduard II. Schottland verließ, war noch eine große Anzahl fester Schlösser von seinen Truppen besetzt, und diese wiederzugewinnen, war für die Schotten, denen es an allen im Mittelalter gebräuchlichen Wurfmaschinen und Mauerbrechern fehlte, keine leichte Aufgabe. Muth, Klugheit und List mußten nun ersetzen, was ihnen an Hülfsmitteln fehlte, und hierin thaten sich besonders zwei Freunde des Königs Robert hervor, der schon erwähnte Jacob Douglas und des Königs Neffe, Thomas Randolf.

Zuerst suchte Douglas die Engländer aus seinem eigenen Stammschloß zu vertreiben. Es gelang ihm dies mit Hülfe eines alten, treuen Dieners, der ihn mit seinen Begleitern, während die meisten englischen Soldaten in der Kirche waren, durch eine Seitenpforte einließ. Da er nicht Mannschaft genug hatte, um das Schloß zu behaupten, so steckte er es, nachdem er die englische Besatzung niedergemacht und alle Vorräthe zerstört hatte, selbst in Brand, und zog sich dann in die nahen Berge zurück. Bald darauf bauten die Engländer das Schloß wieder auf und befestigten es so, daß sie vor jedem Angriff sicher zu sein glaubten. Jetzt nahm Douglas zur List seine Zuflucht. Er legte sich mit dem größten Theil seiner Leute in einem nahgelegenen Walde in den Hinterhalt, verkleidete die übrigen als Bauern und ließ sie eine Heerde Vieh beim Schlosse vorbeitreiben. Wie er vermuthet hatte, versuchte die englische Besatzung sich der Heerde zu bemächtigen; kaum

aber hatte sie das Thor verlassen, so zogen die Bauern unter ihren Kitteln Schwerter und Streitäxte hervor, während Douglas mit seinen Bewaffneten aus dem Walde hervordrang. Nach kurzer Gegenwehr lagen die meisten Engländer nebst ihrem Anführer todt auf dem Platze, und die wenigen, welche sich durch die Flucht retteten, waren froh, das Schloß gegen freien Abzug übergeben zu können.

Unterdessen versuchte der Graf Randolf das auf einem hohen, steilen Felsen gelegene Schloß von Edinburgh, der Hauptstadt des Landes, in seine Gewalt zu bekommen. Einer seiner Freunde, Namens Francis, hatte seine Jugend in diesem Schlosse verlebt, da sein Vater lange Zeit Befehlshaber desselben gewesen war. In dem Städtchen am Fuße der Burg lebte ein junges Mädchen, mit dem sich Francis wider den Willen seines Vaters verlobt hatte. Da er sie bei Tage nicht besuchen durfte, so hatte er eine Stelle auf der am wenigsten abschüssigen Seite des Felsens ausfindig gemacht, an welcher ein Mensch, wenn auch nur mit Lebensgefahr, hinunterklettern konnte. Auf diesem gefährlichen Pfade ging er, nachdem er die Schloßmauern mittelst einer Leiter überstiegen hatte, bei Nacht hinab, wenn er seine Braut wiedersehen wollte, und auf demselben Wege kehrte er auch wieder in das Schloß zurück. Als Randolf von diesem Pfade hörte, fragte er Francis, ob er ihn nach so langer Zeit wieder auffinden würde, und da dieser es bejahte, machte er sich mit ihm und dreißig entschlossenen Männern, welche außer ihren Waffen drei Leitern trugen, nach Edinburgh auf den Weg.

Es war in einer finsteren Nacht, als sie am Fuße des Felsens ankamen. Francis machte sich sogleich daran, auf Händen und Füßen die Felswand zu erklimmen. Randolf folgte ihm, und dann kamen die Uebrigen, immer einer hinter dem andern. In der größten Stille krochen sie auf dem steilen Pfade weiter, der sich mehr für Katzen als für Menschen eignete, und mußten dabei noch die Leitern mit sich schlep-

pen. Ein herabfallender Stein, ein lautes Wort mußte sie den Schildwachen verrathen; sie kamen aber glücklich auf dem Gipfel an. Hier wollten sie eben die Leitern an die Mauer legen, als sie oben eine Wache die Runde machen hörten. Eiligst schmiegten sie sich, um nicht bemerkt zu werden, dicht an die Mauer; sobald aber die Wache vorüber war, legten sie ihre Leitern an und stiegen hinauf. Francis war der erste, Randolf der zweite, welcher oben anlangte; die Uebrigen folgten, machten die Wachen nieder, die sie auf der Mauer fanden, und überwältigten mit leichter Mühe die ganze Besatzung, welche, im Vertrauen auf die Festigkeit des Schlosses, in tiefem Schlafe lag.

Nicht lange nachher verloren die Engländer ein anderes Schloß durch die Kühnheit eines Landmanns, Namens Binnock. Diesen verdroß es, daß Alles, was zur Befreiung des Vaterlandes geschah, immer nur von dem Adel ausging, und er wollte nun durch eine muthige That beweisen, daß es dem Bauer auch nicht an Muth und Vaterlandsliebe fehlte. Zu dem Ende verabredete er mit mehreren gleichgesinnten Freunden folgenden Plan. Er hatte schon seit einiger Zeit die englische Besatzung des benachbarten Schlosses mit Heu versorgen müssen, und sollte jetzt wieder ein Fuder liefern. In der Nacht verbarg er seine Freunde, gegen dreißig an der Zahl und alle wohl bewaffnet, in einem Gebüsch in der Nähe des Schloßthors; acht Männer aber mußten sich, gleichfalls bewaffnet, auf dem Wagen unter dem Heu verstecken. Zum Fuhrmann nahm er den zuverlässigsten von seinen Knechten und steckte ein scharfes Beil in seinen Gürtel, und als der Morgen graute, ließ er den Wagen vor das Schloßthor fahren und ging ganz unbefangen nebenher. Auf seinen Ruf wurde die Zugbrücke heruntergelassen, das Thor geöffnet und das Fallgitter heraufgezogen. Kaum hatte der Wagen die Mitte des Thores erreicht, so hieb der Knecht auf einen Wink seines Herrn die Stränge durch, so daß der Wagen stehen blieb, während die Pferde in den Schloßhof

liefen. Binnock hatte unterdessen ein Schwert unter seinem Mantel hervorgezogen und den Pförtner niedergestoßen; die acht Männer waren aus dem Wagen hervorgekommen und hatten die Wachen überwältigt, und nun liefen auch die Bewaffneten, die sich in dem Gebüsch verborgen gehalten hatten, herzu und machten die ganze Besatzung, die noch in tiefem Schlafe lag, zu Gefangenen. Der wackere Binnock erhielt vom König als Lohn für seine Heldenthat ein großes Gut, welches lange Zeit im Besitz seiner Nachkommen geblieben ist.

Eins der wichtigsten Schlösser in Schottland war das nahe der englischen Grenze gelegene Roxburgh. An einem Fastnachtsabend hatte sich die Besatzung bei einem fröhlichen Gelage gütlich gethan, zuvor jedoch doppelte Wachen ausgestellt, da Douglas mit seinen Schaaren in der Nachbarschaft gesehen worden war. Die Frau eines englischen Offiziers saß nach Sonnenuntergang mit ihrem Kinde auf der Zinne des Walls und bemerkte, als sie den Blick über das unter ihr liegende Thal schweifen ließ, mehrere schwarze Gegenstände, welche mit einer Rinderheerde Aehnlichkeit hatten und sich allmählich dem Schloßgraben zu nähern schienen. Sie machte die nächste Schildwache darauf aufmerksam und fragte, was das wohl sein könne. „Das ist das Vieh aus jener Meierei," antwortete der Soldat. „Der Pächter wird sich eine lustige Fastnacht gemacht und dabei vergessen haben, seine Kühe einzusperren. Wenn Douglas in der Nacht herkommen sollte, so wird der Mann von seinen Thieren nicht viele wiedersehen."

Die schwarzen Gegenstände, die sich dem Graben näherten, waren jedoch keine Viehheerde, sondern Douglas selbst mit seinen Gefährten, welche sich, um unbemerkt der Mauer nahe kommen zu können, mit schwarzen Mänteln bedeckt hatten und auf Händen und Füßen herankrochen. Die Frau saß noch immer auf dem Walle und sang ihrem Kinde etwas vom schwarzen Douglas vor; denn dieser tapfere Kämpfer, der wegen der dunklen Farbe seines Gesichts der schwarze genannt

wurde, hatte sich durch seine Thaten einen so furchtbaren Namen gemacht, daß die Mütter ihre Kinder, wenn sie nicht artig waren, mit ihm zu schrecken pflegten. Eben hatte die Frau die Worte gesungen: „So sei doch still, du kleiner Wicht! Der schwarze Douglas kriegt Dich nicht!" Da flüsterte hinter ihr eine Stimme: „Das könnt Ihr noch nicht wissen!" Zugleich fühlte sie eine Hand mit eisernem Handschuh auf ihrer Schulter, und als sie sich umsah, erblickte sie einen großen, starken Mann mit dunkelbraunem Antlitz, der niemand anders als der Graf Douglas war. Mit einem Streich seines Schwertes streckte er die Schildwache, welche Lärm machen wollte, zu Boden; inzwischen hatten auch mehrere seiner Gefährten die Leitern erstiegen und machten die übrigen Engländer nieder, die sie auf dem Walle trafen, und nach einer Viertelstunde war die ganze Besatzung, welche zum Theil betrunken, zum Theil auch schon eingeschlafen war, überwältigt und gebunden.

Während Douglas und Randolf ein Schloß nach dem andern eroberten, war der König Robert damit beschäftigt, die noch widerspenstigen Häuptlinge zur Unterwerfung zu zwingen und diejenigen, welche ihm zur Zeit der Noth verrätherisch nachgestellt hatten, für ihre Treulosigkeit zu bestrafen. Auch mußte er noch einen schweren Kampf gegen die Engländer bestehen, denn diese wollten noch einen letzten Versuch machen, die Herrschaft über Schottland zu behaupten, und fielen mit einem Heere von hunderttausend Mann in sein Land ein. Die Streitmacht, welche er ihnen entgegenstellen konnte, betrug kaum dreißigtausend Mann; aber diese waren von glühender Freiheitsliebe und tiefem Haß gegen die Fremdlinge erfüllt. Bei Bannockburn trafen die beiden Heere auf einander. Robert hatte die Gegend, hinter welcher er sein Fußvolk aufstellte, mit langen, tiefen Gräben durchziehen und diese mit Reisig und Rasen bedecken lassen. Als nun nach einigen unentschiedenen Treffen die Schotten zurückwichen und die eng-

lischen Reiter ungestüm vordrangen, stürzten diese zu Hunderten in die verdeckten Gräben. Ihre schwere Rüstung machte es ihnen unmöglich, sich schnell wieder zu erheben, und so gerieth bald das ganze Heer in Verwirrung. Unterdessen drangen mehrere Abtheilungen der Schotten, die sich seitwärts in den Hinterhalt gelegt hatten, gegen die aufgelösten Reihen vor und richteten ein gewaltiges Blutbad unter ihnen an. Schon fingen die Engländer an sich zurückzuziehen, als ein unerwartetes Ereigniß den Sieg der Schotten vollständig machte. Robert hatte nämlich die Dienerschaft und den ganzen Troß seines Heeres in einiger Entfernung auf einem Hügel sich aufstellen lassen. Als nun die Engländer sich zurückzogen, verließen die Troßknechte, nur mit Beilen, Stangen und Messern bewaffnet, den ihnen angewiesenen Platz und eilten von dem Hügel herab, um an der Plünderung des feindlichen Lagers theilzunehmen. Die Engländer glaubten, daß eine neue Heeresabtheilung gegen sie vorrücke, und ergriffen in wilder Eile die Flucht. Der König Eduard II. erreichte, von Douglas und Randolf heftig verfolgt, mit Mühe die Meeresküste, und rettete sich auf einem Fischerkahn nach England. Sein ganzes Heer war in völliger Auflösung; viele tapfere englische Ritter lagen todt auf dem Schlachtfelde, und eine noch größere Anzahl war gefangen genommen worden.

Nach diesem ruhmvollen Siege konnte Robert in Ruhe und Frieden sein Reich regieren und dem Wohlstand seines Volkes seine ganze Sorge zuwenden. Und in der That bedurfte das arme Land der Ruhe, wenn es nicht gänzlich in Barbarei versinken sollte. In den langjährigen Kriegen hatte der Ackerbau fast aufgehört, da niemand hoffen durfte, das Getreide, welches er säete, auch zu ernten; im ganzen Lande herrschte Gewalt und Zügellosigkeit, und durch das beständige Blutvergießen waren die Herzen des Volkes so verhärtet, daß die entsetzlichsten Verbrechen ohne Scheu verübt wurden. Gab es doch

lange Zeit keine Gewalt im Lande, welche die Frevler zur Verantwortung ziehen konnte. Manche Gegenden waren so entvölkert, daß die wilden Thiere in ganzen Schaaren aus den Gebirgen herabkamen und von den Wohnstätten der Menschen Besitz nahmen. Hunderte von Familien starben den Hungertod, andere nährten sich von Gras und Wurzeln, und es fehlte auch nicht an solchen, welche, um den wüthenden Hunger zu stillen, zum Menschenfleisch ihre Zuflucht nahmen. Robert war eifrig bemüht, diesen Leiden ein Ende zu machen, und hatte die Freude, den Wohlstand seines Volkes wieder kräftig aufblühen zu sehen.

Im fünfundfünfzigsten Lebensjahre ereilte den Helden der Tod. Da er seinen Wunsch, nach Jerusalem zu ziehen und sein Leben im Kampf gegen die Ungläubigen zu beenden, nicht hatte erfüllen können, so bat er auf dem Sterbebette seinen Freund Douglas, statt seiner den Zug auszuführen und zugleich sein Herz mitzunehmen und in das heilige Land zu tragen. Douglas zögerte nicht, diesem Verlangen nachzukommen. Er ließ das Herz des Königs einbalsamiren, legte es in eine silberne Kapsel, die er an einer goldenen Kette um den Hals trug, und machte sich mit einem Theil seiner Dienstmannen und mehreren Rittern, die sich freiwillig an ihn anschlossen, nach Palästina auf den Weg. Doch auch er erreichte das Ziel seiner Reise nicht, sondern fand in Spanien, wo er an einem Kampfe mit den Mauren theilnahm, im Handgemenge seinen Tod.

---

6. Eduard II.

Eduard II. war ein schwacher, willenloser Fürst, der nur den Vergnügungen ergeben war und seine Günstlinge nach Willkür schalten ließ. Als Knabe hatte er einen schönen, aber leichtsinnigen und übermüthigen Jüngling aus der Gascogne, Peter Gaveston, zu seinem Freunde erkoren; seinem Vater aber hatte seine Wahl dermaßen mißfallen, daß er den jungen Mann aus England verwies und noch auf dem Sterbebette den Prinzen schwören ließ, ihn niemals nach England zurückzuholen. Kaum war der Vater todt, so schickte Eduard, uneingedenk seines Eides, eine Gesandtschaft nach Frankreich und ließ seinen Liebling zurückrufen.

Gaveston besaß alle Eigenschaften, um einen schwachen, genußsüchtigen Fürsten zu beherrschen. Er war in allen ritterlichen Künsten geübt, von feinen, anmuthigen Sitten, gewandt und witzig und ein Meister im Erfinden und Anordnen von Lustbarkeiten. Sobald er in England ankam, ernannte ihn der König zum Grafen von Cornwall, schenkte ihm ausgedehnte Ländereien und große Summen Geldes, und gestattete ihm einen solchen Einfluß auf die Regierung, daß Alles nach seinem Willen entschieden wurde. Und damit noch nicht zufrieden, setzte er ihn, als er zu seiner Vermählung mit der Prinzessin Isabella, der Tochter Philipps des Schönen, nach Frankreich reiste, zum Regenten seines Reiches ein.

Die englischen Barone waren entrüstet über diese Bevorzugung eines Fremdlings, und ihre Unzufriedenheit steigerte sich mit jedem Tage, da Gaveston seine Macht auf das übermüthigste mißbrauchte. Mit den angesehensten Männern des Landes trieb er seinen Spott; den Grafen von Lancaster, einen Vetter des Königs, nannte er das alte

Schwein, den Grafen von Warwick den schwarzen Ardennerhund, und so war niemand vor Schimpf und Hohn sicher. Endlich verlangten die Barone die Entfernung des Günstlings, und der schwache König wagte es nicht, ihre Forderung abzuschlagen. Kaum aber war Gaveston abgereist, so ernannte ihn Eduard zum Gouverneur von Irland, und nach einem Jahre berief er ihn wieder an seinen Hof.

Als der königliche Schatz durch Gavestons sinnlose Verschwendung vergeudet war, sah sich Eduard genöthigt, ein Parlament zu berufen. Die Barone erschienen in voller Waffenrüstung und bewilligten die verlangten Steuern nur unter den beiden Bedingungen, daß aus ihrer Mitte ein Ausschuß erwählt würde, um die Staatsverwaltung und den Haushalt des Königs zu beaufsichtigen, und daß der Günstling das Land verließe und im Fall seiner Rückkehr mit dem Tode bestraft würde. Eduard willigte ein; sobald aber das Parlament auseinander gegangen war, rief er Gaveston abermals zurück und überhäufte ihn mit Reichthümern und Ehrenstellen.

Jetzt sahen die Barone ein, daß nur Gavestons Tod das Land retten könnte, griffen zu den Waffen, belagerten ihn, während der König sich entfernt hatte, um zu seinem Schutze Truppen zu werben, in einem Schloß am Ufer des Meeres, und zwangen ihn, sich zu ergeben. Der Unglückliche war jetzt in den Händen seiner bittersten Feinde. Eines Morgens traten Bewaffnete in seinen Kerker, an deren Spitze die Grafen von Warwick und Lancaster standen. „Ich glaube, Ihr kennt mich?" redete ihn Warwick an; „ich bin der schwarze Ardennerhund!" Gaveston warf sich zu den Füßen Lancasters und flehte um Gnade; aber dieser antwortete ihm: „Das alte Schwein kennt kein Erbarmen." Darauf führten sie ihn hinaus und ließen ihm durch Henkershand den Kopf abschlagen.

Als der König den Tod seines Lieblings erfuhr, schwur er den Baronen blutige Rache; diese standen jedoch an der Spitze eines so zahl-

reichen Heeres, daß er nichts gegen sie unternehmen konnte und endlich zu Allem, was geschehen war, seine Zustimmung geben mußte. Auch bedurfte er ihrer Hülfe gegen die Schotten, die damals die englischen Grenzen bedrohten; nach der Schlacht bei Bannockburn aber versank Eduard wieder in die frühere Erschlaffung und hatte auch bald wieder einen neuen Günstling gefunden, der ihn vollständig beherrschte. Dies war Hugo Spenser, ein schöner, tapferer Mann aus altem, ritterlichen Geschlecht. Jetzt wiederholten sich die früheren Auftritte. Der Adel verlangte die Entlassung des Günstlings, und als diese verweigert wurde, verband sich ein Theil desselben mit den aufrührischen Wallisern. Eduard sammelte ein Heer, und diesmal war er so glücklich, seine Gegner in einer blutigen Schlacht auf das Haupt zu schlagen und ihre Anführer gefangen zu nehmen. Unter diesen befand sich auch der Graf von Lancaster. Eduard ließ den alten Mann, um Gavestons Tod zu rächen, auf einem alten, mageren Pferde ohne Sattel und Zaum im Lager umherführen und ihm dann den Kopf abschlagen; achtundzwanzig seiner Anhänger wurden gehängt oder geviertheilt und viele andere geächtet und ihrer Besitzungen beraubt, mit denen dann Spenser und seine Freunde sich bereicherten.

Die Heftigkeit, mit der der König seine Rache befriedigte, vermehrte nur die Zahl seiner Feinde. Diesmal war es seine eigene Gemahlin Isabella, welche sich an die Spitze der Unzufriedenen stellte. Da sie sich vor den Feindseligkeiten Spensers nicht sicher glaubte, so entfloh sie mit ihrem Sohne Eduard zu ihrem Bruder, dem König von Frankreich. Hier vereinigte sie sich mit ihrem Günstling Roger Mortimer, der als Anhänger des Grafen von Lancaster gefangen genommen worden war und sich auf abenteuerliche Weise aus dem Kerker befreit hatte. Er war nämlich durch einen Kamin in den Schornstein gelangt und in diesem hinaufgeklettert, hatte sich dann an einem dünnen, aus Kleidungsstücken gedrehten Strick vom Dache hinabgelassen

und war endlich in einem Fischerkahn über den Kanal an die französische Küste gelangt. Da Isabella ihren Bruder nicht zum Kriege gegen ihren Gemahl zu bewegen vermochte, so wandte sie sich nach den Niederlanden, warb hier ein Heer von zweitausend Mann an, und landete in England. Wohin sie kam, wurde sie von dem jauchzenden Volke als Befreierin begrüßt; auch des Königs Brüder traten auf ihre Seite, und endlich gingen selbst die Truppen, welche Eduard gegen sie ausschickte, zu ihr über.

Der schwache König floh, von Allen verlassen, mit seinem Günstling in die Gebirge von Wales, wurde aber bald ergriffen und als Gefangener fortgeführt. Spenser wurde, obgleich man ihn keines bestimmten Verbrechens anklagen konnte, zum Tode verurtheilt und gehängt; dasselbe Loos traf seinen unschuldigen Vater, einen ehrwürdigen Greis von neunzig Jahren. Ein Parlament, welches von der Königin berufen wurde, erklärte den unfähigen König des Thrones verlustig; um aber sicher zu sein, daß er nicht von neuem Ansprüche auf die Krone erhebe, befahl Mortimer seinen Wächtern, ihn durch Mißhandlungen aller Art langsam zu tödten. Diese schleppten den Unglücklichen von einem Ort zum andern und suchten dabei durch unzureichende Kleidung, schlechte Nahrung und öftere Unterbrechung des Schlafs seine Lebenskraft zu zerstören. Dazu fügten sie die empörendste Mißachtung. Als Eduard sich einst den Bart scheeren wollte, brachte man ihm schmutziges Wasser aus einer Pfütze. Er verlangte reines und warmes Wasser, aber die Elenden erklärten ihm, daß kein anderes zu haben sei. Da brach der Unglückliche in Thränen aus, und als diese über seine Wangen liefen, rief er voller Schmerz: „So habe ich nun doch wider Euren Willen reines und warmes Wasser für meinen Bart erhalten!“

Endlich währte auch dieser Weg, sich des entthronten Königs zu entledigen, den Frevlern zu lange, und sie schickten Meuchelmörder ab,

welche ihn ohne Zögerung aus der Welt schaffen sollten. Diese ersannen, um jede Spur eines gewaltsamen Todes zu entfernen, eine gräßliche Marter; sie verbrannten ihm mit einem glühenden Eisen die Eingeweide, konnten es aber doch nicht hindern, daß die verzerrten Gesichtszüge die Schandthat verriethen.

7. Eduard III.

a. Mortimers Tod.

Eduard III. war, als er nach der Entthronung seines Vaters zum König gekrönt wurde, erst vierzehn Jahre alt. Seine Mutter Isabella übernahm daher die Regentschaft, und ihr Günstling Mortimer konnte nun ungestraft die Früchte seines Verbrechens genießen. Er bemächtigte sich der Güter der beiden Spenser, vertrieb alle diejenigen, die sich seiner Willkürherrschaft widersetzten, und ließ sogar einen Oheim des Königs, den Grafen von Kent, unter einem nichtigen Vorwand enthaupten. So wuchs denn der Haß gegen ihn mit jedem Tage, bis der junge König sich entschloß, der verderblichen Herrschaft des Günstlings, nachdem sie vier Jahre gewährt hatte, ein Ende zu machen.

Indessen war es nicht leicht, den Mächtigen zu stürzen. Er war im Besitz der königlichen Schlösser, war stets mit einer starken Leibwache umgeben und hatte den jungen König dermaßen mit Spähern umringt, daß dieser ohne sein Wissen nicht einen Schritt thun konnte. Endlich war Eduard so glücklich, den Befehlshaber des Schlosses Nottingham, in welchem Mortimer mit der Königin seinen Wohnsitz ge-

nommen hatte, für sich zu gewinnen. Zwar war das Schloß durch hohe Mauern und eine starke Besatzung geschützt, aber der Befehlshaber kannte einen unterirdischen Gang, der aus einer nah gelegenen Kapelle in das Schloß führte. Durch diesen ließ er in einer finsteren Nacht mehrere Edelleute, die sich zum Sturz des verhaßten Günstlings verschworen hatten, in die unteren Räume des Schlosses ein, wo Eduard sich an ihre Spitze stellte. Zwei Ritter, welche ihnen den Eintritt in Mortimers Schlafzimmer verwehren wollten, wurden niedergehauen; dieser selbst wurde gefangen genommen und gefesselt abgeführt. Durch den Lärm erschreckt, stürzte Isabella in das Zimmer, betheuerte unter Thränen Mortimers Unschuld und flehte ihren Sohn um Gnade an; sie fand aber verschlossene Ohren. Mortimer wurde vor dem Parlament der Ermordung des vorigen Königs und des Grafen von Kent angeklagt, zum Tode verurtheilt und gehängt. Seiner Mutter wies Eduard ein entlegenes Schloß zum Wohnsitz an, wo sie noch siebenundzwanzig Jahre in stiller Abgeschiedenheit lebte.

Eduard übernahm jetzt, obgleich er erst achtzehn Jahre alt war, die Regierung des Staats und bewährte sich bald als einen tapferen und thatkräftigen König. Zwar mißlang seine Unternehmung gegen Schottland; dagegen eröffnete sich ihm die Hoffnung auf eine weit glänzendere Erwerbung. Als nämlich mit Karl IV. die gerade Linie des französischen Königshauses ausgestorben und diesem sein Vetter, Philipp von Valois, gefolgt war, hatte Eduard als Sohn einer Schwester Karls IV. Ansprüche auf die französische Krone erhoben. Diese Ansprüche waren freilich nicht begründet, denn durch das in Frankreich geltende Erbrecht waren die Frauen von der Thronfolge ausgeschlossen; indessen handelte es sich hier nur darum, einen Vorwand zu einem Kriege zu finden, der, wenn er glücklich endete, die Macht Englands auf eine bisher nicht geahnte Höhe bringen mußte. So segelte denn Eduard im Juli des Jahres 1346 mit einem wohlgerüsteten Heere

von dreißigtausend Mann über den Kanal und landete an der Küste der Normandie.

---

b. Die Schlacht bei Crecy.

Während Eduard III. nach der Sitte jener Zeit unter Sengen und Brennen in das nördliche Frankreich eindrang, sammelte Philipp VI. seine Streitkräfte und stand plötzlich mit sechzigtausend Mann dem englischen Heere, das durch die Zurücklassung vieler Besatzungen in den eroberten Plätzen auf zehntausend Mann zusammengeschmolzen war, bei dem Dorfe Crecy gegenüber. Eduard theilte sein Heer in drei Haufen. Den ersten befehligte sein gleichnamiger Sohn, der Prinz von Wales, der damals erst sechzehn Jahre alt war und später nach der Farbe seiner Rüstung den Namen des schwarzen Prinzen erhielt; der zweite stand unter dem Befehl mehrerer alter Krieger, die sich schon früher im Kriege gegen die Franzosen ausgezeichnet hatten; den dritten führte der König selbst. Als der Morgen dämmerte, nahm der König mit allen Grafen und Rittern das heilige Abendmahl; dann bestieg er sein Schlachtroß und ritt von einer Abtheilung zur andern, um die Soldaten zur Tapferkeit zu ermahnen. Während das französische Heer heranrückte, trat eine Sonnenfinsterniß ein, welche mehrere Stunden währte; zugleich entlud sich ein heftiges Gewitter mit Blitz und Donner und furchtbaren Regengüssen. Erschreckt durch diese ungewöhnlichen Naturerscheinungen beschloß der französische König, den Angriff auf den folgenden Tag zu verschieben; doch sein Befehl, Halt zu machen, erreichte den Vortrab nicht mehr, der bereits mit den Feinden handgemein geworden war. So war denn die Schlacht unver-

meidlich. Philipp hatte, um den englischen Bogenschützen eine ähnliche Waffe entgegenstellen zu können, zweitausend genuesische Armbrustschützen in Sold genommen, und ließ diese vorrücken; sie wurden aber mit einem solchen Hagel von Pfeilen überschüttet, daß sie nur kurze Zeit Stand hielten. Sie konnten nämlich die Armbrust nur mittelst einer Maschine spannen, und es verging daher immer einige Zeit, ehe sie einen zweiten Bolzen abschossen. Die Engländer dagegen schossen ihre Pfeile schnell hintereinander ab und richteten dadurch eine solche Verheerung in den Reihen ihrer Gegner an, daß diese nach kurzer Zeit die Flucht ergriffen.

Als Philipp die Genueser fliehen sah, befahl er seiner Reiterei, diese Feiglinge niederzureiten und in die dichten Schaaren der Feinde einzudringen. Den Reitern aber erging es nicht besser als den Armbrustschützen; sie wurden zu Hunderten von den Pferden geschossen, und wenn sie dann in ihrer schweren Rüstung hülflos am Boden lagen, stürzten die leicht bewaffneten Walliser aus den Reihen der Engländer hervor und gaben ihnen mit ihren langen Messern den Rest.

Unterdessen gerieth der Prinz von Wales mit seiner Abtheilung in solche Bedrängniß, daß er seinem Vater, der von einer Windmühle aus die Schlacht überblickte, einen Boten sandte, um sich Hülfe zu erbitten. „Ist mein Sohn erschlagen?" fragte der König. „Nein, Herr, er lebt!" lautete die Antwort. „Ist er verwundet?" fuhr der König fort. „Nein, Herr, auch das nicht!" erwiderte der Bote. „Wohlan!" sagte der König, „so meldet meinem Sohn, daß er von mir keine Hülfe zu erwarten hat. Er soll sich heut die Sporen verdienen, und darum will ich ihm die Ehre des Tages nicht schmälern."

Als dem Prinzen diese Worte hinterbracht wurden, belebte sich sein Muth von neuem; er verdoppelte seine Anstrengungen und drang mit solchem Ungestüm gegen die Feinde vor, daß diese endlich zurückwichen. Bald war das ganze französische Heer in völliger Auflösung.

Zwar versuchte Philipp zu verschiedenen Malen, seine zurückweichenden Schaaren zu ordnen und wieder gegen den Feind zu führen; doch alle seine Bemühungen waren vergeblich. Zuletzt mußte er, nachdem ihm das Pferd unter dem Leibe getödtet worden war, von seinen Freunden mit Gewalt vom Schlachtfelde entfernt werden. Nur von fünf Rittern begleitet, gelangte er nach Amiens; doch dauerte der Kampf an einigen Stellen des Schlachtfeldes noch fort, bis die einbrechende Dunkelheit ihm ein Ende machte.

Als der Prinz von Wales sich seinem Vater näherte, eilte dieser ihm freudig bewegt entgegen, schloß ihn in seine Arme und sagte: „Mein theurer Sohn, Du hast Dich ritterlich gehalten und Dich der Krone würdig gezeigt!“ Am andern Morgen brachte man dem König achtzig erbeutete Banner, und zählte dann die Todten und Verwundeten. Unter den Franzosen, welche todt auf dem Schlachtfelde lagen, waren elf Prinzen, zweitausend sechshundert Ritter, viertausend Gewappnete und dreißigtausend gemeine Krieger. Der erlauchteste unter den Gefallenen war der König Johann von Böhmen. Er hatte sich zum Besuch am französischen Hofe aufgehalten und sich, obgleich blind vor Alter, von vier Rittern in das Schlachtgetümmel führen lassen. Sein Helmschmuck, bestehend aus drei Straußenfedern mit den Worten „Ich dien,“ wurde dem Prinzen von Wales überbracht, und ist seitdem das Wappen aller Prinzen von Wales geblieben.

---

c. Die Eroberung von Calais.

Nach dem Siege bei Crecy zog Eduard vor Calais, um sich in den Besitz eines sicheren Hafens an der französischen Küste zu setzen.

Die Belagerung dieser durch hohe und feste Mauern und tiefe Gräben geschützten Stadt währte länger als ein Jahr, denn die Bürger und die Besatzung waren zum hartnäckigsten Widerstand entschlossen, und ihr Befehlshaber, Johann von Vienne, war ein eben so tapferer als erfahrener Krieger. Da von einem Sturm auf die Festungswerke kein Erfolg zu hoffen war, so suchte Eduard die Stadt durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen. Er sperrte also den Hafen durch seine Flotte und umgab die ganze Stadt mit einem befestigten Lager, in welchem seine Soldaten in hölzernen Häusern wohnten, so daß plötzlich rings um das alte Calais ein neues entstand. Um die vorhandenen Lebensmittel zu schonen, ließ Johann von Vienne alle unnützen Mäuler entfernen, und so mußten eintausend siebenhundert Greise, Frauen und Kinder die Stadt verlassen. Eduard ließ diese Unglücklichen ungefährdet abziehen und versorgte sie noch mit Reisegeld und mit Lebensmitteln; als aber später bei zunehmendem Mangel abermals fünfhundert Menschen aus der Stadt geschickt wurden, durften diese sich nicht entfernen und gingen aus Mangel an Nahrung und Obdach elend zu Grunde.

In der Stadt hatte inzwischen die Noth eine solche Höhe erreicht, daß bereits alle Pferde, Hunde und Katzen aufgezehrt waren und selbst Ratten und Mäuse als Leckerbissen galten, die nur von den reichsten Leuten bezahlt werden konnten. Da schrieben die Bürger ihrem König, wenn er ihnen nicht Hülfe schicke, so müßten sie entweder einander verzehren oder sich den Engländern ergeben. Philipp machte sogleich einen Versuch, die bedrängte Stadt zu entsetzen; da aber alle Straßen, auf denen er sich nähern konnte, von den Engländern besetzt waren, so mußte er umkehren und Calais seinem Schicksal überlassen.

Die Besatzung pflanzte jetzt die englische Fahne auf und versprach die Stadt zu übergeben, wenn sowohl den Soldaten als den Bürgern Leben und Freiheit zugesichert würde. Eduard wollte hiervon nichts

hören; er verlangte unbedingte Unterwerfung und begnügte sich endlich mit dem Leben von sechs angesehenen Männern, welche ihm im bloßen Hemde und mit Stricken um den Hals die Schlüssel der Stadt übergeben sollten.

Auf dem Marktplatz erhob sich lautes Jammern und Wehklagen, als diese Bedingung den versammelten Bürgern mitgetheilt wurde. Während Alle noch unschlüssig dastanden, trat einer der angesehensten Männer, Eustach von St. Pierre, aus der Menge hervor und sagte: „Soll etwa die ganze Bevölkerung dieser Stadt zu Grunde gehen? Ich biete mich gern zum Opfer dar, um meine Mitbürger zu retten, und zweifle nicht, daß Andere eben so denken werden.“ Seinem Beispiel folgten fünf andere ehrenwerthe Männer; der Befehlshaber des Platzes aber, der zu schwer verwundet war, als daß er hätte gehen können, bestieg das einzige Pferd, welches man nicht verzehrt hatte, weil es zu mager und elend war, und gab ihnen das Geleit in das feindliche Lager, während alle Bürger laut jammernd nachfolgten.

Eduard war sehr erzürnt, als der jammervolle Zug vor ihm erschien, und befahl, die sechs Männer zu enthaupten. Vergebens baten seine Feldherren für sie um Gnade; er blieb bei seinem Entschluß. Da warf sich seine edle Gemahlin Philippine vor ihm auf die Knie und bat, die Männer ihr zu übergeben. „Ich wollte, Du hättest etwas Anderes von mir erbeten,“ antwortete der König; „aber abschlagen kann ich es Dir nicht.“

Die Königin ließ sogleich die Männer anständig kleiden und ihnen eine Mahlzeit bereiten, beschenkte sie reichlich und schickte sie zur Freude des ganzen Lagers in die Stadt zurück. Eduard ließ unterdessen Lebensmittel unter die hungernden Bürger vertheilen und hielt dann seinen Einzug in die schwer geprüfte Stadt, die nun länger als zweihundert Jahre im Besitz der Engländer blieb.

Dieselbe treffliche Fürstin, die sich hier gegen die Ueberwundenen

so mitleidig zeigte, hatte kurz vorher einen Muth und eine Entschlossenheit bewiesen, wie man sie nur selten bei Frauen findet. Der König David von Schottland war nämlich, während Eduard gegen die Franzosen kämpfte, in England eingebrochen. Da sammelte sie in der Eile, was noch an wehrhaften Männern aufzutreiben war, griff die dreimal stärkeren Schotten muthig an und brachte ihnen eine solche Niederlage bei, daß ihr König mit vielen Grafen und Rittern in die Gefangenschaft gerieth.

---

d. Der schwarze Prinz.

Nach der Eroberung von Calais ruhten die Waffen auf einige Jahre, da beide Parteien zu neuen Rüstungen Zeit gewinnen wollten und überdies eine furchtbare, bisher unbekannte Krankheit, die Pest, aus Asien nach Europa kam und in den meisten Ländern dieses Erdtheils entsetzliche Verheerungen anrichtete. In England soll sie damals die Hälfte der Einwohner fortgerafft haben, und auch in Frankreich blieben so wenig arbeitsfähige Menschen am Leben, daß der Boden nur noch nothdürftig bestellt werden konnte, und daher viele von denen, welche die Krankheit verschonte, nachher dem Mangel an Lebensmitteln erlagen.

Inzwischen war Philipp VI. gestorben und ihm sein Sohn Johann der Gute gefolgt. Eduard III. erneuerte nun den Krieg und überließ die Führung desselben seinem heldenmüthigen Sohne, dem schwarzen Prinzen. Dieser war, das Land weithin verwüstend, mit achttausend Mann von Bordeaux aus bis in die Gegend der Loire vorgedrungen, ohne einem Feinde zu begegnen. Da trat ihm plötzlich bei Mauper-

tuis unweit Poitiers ein vierzigtausend Mann starkes französisches Heer gegenüber. Gern wäre der Prinz einem so ungleichen Kampfe ausgewichen; der König Johann verwarf aber alle Friedensanträge und verlangte, daß jener sich mit hundert seiner vornehmsten Ritter als Gefangenen stellte. Eine so entehrende Bedingung wurde von dem jungen Helden mit Unwillen verworfen. „Wohlan," rief er, „so mag Gott uns helfen! Wir aber wollen unsere Schuldigkeit thun!"

Die Engländer hatten sich auf einer Anhöhe aufgestellt, welche von Weingärten und Hecken eingeschlossen war. Durch diese führte nur ein schmaler Hohlweg, auf dem sich kaum vier Reiter neben einander bewegen konnten. Als die französische Reiterei in diesen Hohlweg eindrang, wurde sie von den englischen Bogenschützen, die sich auf beiden Seiten aufgestellt hatten, mit einem solchen Hagel von Pfeilen überschüttet, daß Roß und Mann zu Hunderten stürzten und die übrigen bestürzt zurückwichen. Eine zweite Abtheilung hatte kein besseres Schicksal; während aber die französischen Ritter sich zurückzogen, drangen die Engländer muthig vor und konnten nun, durch die Hecken vor den Angriffen der Reiter geschützt, ihre Geschosse in die dichten Reihen der Feinde schleudern. Jetzt kam eine Abtheilung von sechshundert Engländern von einem nahen Hügel herab und fiel den Franzosen in den Rücken. Dies entschied; die aufgelösten Reihen der Franzosen wandten sich zur Flucht und überließen den Feinden das Schlachtfeld. „Mein Prinz," sagte in diesem Augenblick einer von den Begleitern Eduards, „das Feld ist gewonnen; aber heut gilt's, noch mehr zu gewinnen. Laßt uns aufsitzen und auf den französischen König eindringen! Ich kenne ihn als einen tapferen Ritter, der nie vor einem Feinde fliehen wird; darum hoffe ich, daß wir ihn in unsere Gewalt bekommen werden!"

Der Prinz besann sich einen Augenblick; dann rief er: „Vorwärts im Namen Gottes und des heiligen Georg!"

Augenblicklich saßen Alle im Sattel und sprengten durch den Hohlweg auf die Ebene. Hier hatte bereits der größte Theil des französischen Heeres das Feld geräumt; nur der König stand noch mit seiner Abtheilung und setzte in Verzweiflung den Kampf fort. Die meisten seiner Begleiter waren an seiner Seite gefallen; er selbst war zweimal verwundet und zweimal zu Boden geworfen worden. Jetzt drang ein junger englischer Ritter auf ihn ein, fiel vor ihm auf die Knie und bat ihn, sich zu ergeben und dadurch sein Leben zu retten. „Wer seid Ihr?" fragte Johann. „Ich bin ein französischer Ritter," lautete die Antwort, „und bin in die Dienste des Königs von England getreten, weil man mich aus Frankreich verbannt hat." Der König gab ihm sein Schwert, und in demselben Augenblick wurde auch sein Sohn Philipp gefangen genommen.

Der schwarze Prinz hatte vor und in der Schlacht den Muth eines Helden gezeigt; sein Benehmen nach dem Siege gewann ihm noch schöneren Ruhm. Als der gefangene König in sein Zelt geführt wurde, trat er ihm ehrfurchtsvoll entgegen. „Das Glück," sagte er, „hat mir den Sieg zugewendet, Ihr aber, mein König, habt den Preis der Tapferkeit gewonnen." Bei der Tafel wartete er dem König auf, indem er erklärte, daß er als sein Vasall nicht zu der Ehre berechtigt sei, mit ihm zu Tische zu sitzen. Darauf schloß er mit dem Dauphin einen Waffenstillstand auf zwei Jahre und begab sich mit seinem Gefangenen nach England. Hier wurde er mit unbeschreiblichem Jubel empfangen. In allen Straßen Londons waren Triumphbogen erbaut und die Häuser mit Teppichen und anderen kostbaren Stoffen behängt; die Bürger zogen ihm in feierlichem Aufzug entgegen, und wo er erschien, da erfüllte lautes Freudengeschrei die Luft. Er selbst ritt auf einem kleinen, unscheinbaren Pferde; der gefangene König saß auf einem reich aufgezäumten isabellfarbenen Schlachtroß.

Als der Zug den Palast erreichte, in welchem der König Eduard

in der Mitte der angesehensten Prälaten und Barone saß, trat dieser dem Gefangenen entgegen, umarmte ihn, führte ihn zu einem prächtigen Mahle und wies ihm dann einen seiner Paläste zur Wohnung an. Die Friedens-Unterhandlungen wurden sofort eröffnet; es währte aber vier Jahre, ehe sie zum Abschluß kamen. Endlich einigte man sich dahin, daß Johann gegen ein Lösegeld von drei Millionen Goldkronen in Freiheit gesetzt werden sollte; da es ihm aber nicht möglich war, in seinem durch auswärtige und innere Kriege erschöpften Lande diese Summe aufzubringen, so kehrte er freiwillig in die Gefangenschaft zurück, in der er dann bis an seinen Tod geblieben ist.

Unterdessen hatte der schwarze Prinz Gelegenheit, sich noch in einem anderen Lande Ruhm zu erwerben. Der König Peter von Castilien, wegen seines blutdürstigen, wilden Sinnes der Grausame genannt, war nach mannigfachen Schandthaten aus seinem Reiche vertrieben worden und wandte sich an Eduard, der durch seine Gemahlin mit ihm verwandt war, um durch seine Hülfe die Krone wiederzuerlangen. Eduard rüstete sofort ein Heer von dreißigtausend Mann, unterwarf durch eine Reihe siegreicher Kämpfe ganz Castilien und setzte den vertriebenen König wieder auf den Thron. Der undankbare Tyrann hielt jedoch keine von den Versprechungen, die er seinem Retter gemacht hatte, denn kaum war er wieder im Besitz der Macht, so schaltete er mit der alten Wildheit, bis er im folgenden Jahre unter dem Dolche seines eigenen Bruders fiel.

Den Prinzen schmerzte es tief, daß Geld und Menschen auf dem Zuge nach Spanien umsonst geopfert worden waren. Auch hatten die Anstrengungen so vieler Feldzüge seine Gesundheit untergraben, so daß er in dem Kriege gegen Frankreich, der nun von neuem ausbrach, nicht mehr zu Pferde steigen konnte, sondern sich in einer Sänfte vor den Truppen hertragen lassen mußte. Eine Zeit lang setzte er den Kampf noch unverdrossen fort, dann aber verschlimmerte sich sein Uebel der-

maßen, daß er, um auf vaterländischer Erde zu sterben, nach England zurückkehrte. Er verschied im Jahre 1376 in einem Alter von sechsundvierzig Jahren, allgemein betrauert als der trefflichste Prinz, den England je gehabt hat.

Der König Eduard überlebte seinen berühmten Sohn nur um ein Jahr und hinterließ den Ruhm eines durch Tapferkeit, Edelmuth und Scharfsinn ausgezeichneten Fürsten.

---

e. Johann Wycliffe.

Wie in den übrigen Ländern des Abendlandes hatte sich auch in England die Geistlichkeit durch Anmaßungen und Sittenverderben allgemeinen Haß zugezogen. Da trat unter der Regierung Eduards III. ein englischer Geistlicher, Johann Wycliffe, ein durch Geist, Gelehrsamkeit und den unbescholtensten Lebenswandel ausgezeichneter Mann, mit der Forderung auf, daß die Kirche nach den in der heiligen Schrift enthaltenen Grundsätzen umgestaltet und von allen den Irrthümern, welche menschliche Satzungen in dieselbe gebracht hätten, gereinigt werden müsse. Namentlich erklärte er sich gegen die Lehre vom päpstlichen Ablaß und von der Ohrenbeichte, verlangte die Aufhebung aller Klöster und behauptete, daß der Papst wie jeder andere Mensch dem Irrthum unterworfen sei.

Die Mönche, welche damals in England einen großen Einfluß ausübten, unterließen nicht, den unerschrockenen Mann der Ketzerei anzuklagen, und der Papst verlangte seine Absetzung. Jetzt griff Wycliffe den Papst selbst an, ging nach Oxford und hielt dort Vorlesungen, welche mit dem größten Beifall aufgenommen wurden. Zugleich

vertheidigte er die Rechte des Königs gegen die Anmaßung der Kirche und sprach den Geistlichen alle weltliche Macht und allen Landbesitz ab. Der König schützte ihn, so viel es in seiner Macht stand; endlich aber mußte er dem Verlangen des Papstes nachgeben und eine allgemeine Versammlung der englischen Geistlichen nach London zusammenberufen. Wycliffe erschien hier in Begleitung des Herzogs von Lancaster und vertheidigte sich mit solcher Kraft und Würde, daß er fast einstimmig freigesprochen wurde. Auch eine zweite Versammlung, vor der ihn der Papst der Ketzerei anklagte, wagte nicht ihn zu verdammen, sondern begnügte sich damit, ihm Stillschweigen aufzulegen. Wycliffe fuhr jedoch fort, sowohl in seinen Schriften als auch auf der Kanzel und dem Lehrstuhl seine Lehre zu vertheidigen, und sah die Zahl seiner Anhänger mit jedem Tage zunehmen.

Jetzt aber starb Eduard III., und sein Nachfolger, der schwache Richard II., hatte nicht den Muth, den Forderungen des Papstes entgegenzutreten. So wurde denn Wycliffe zum dritten Male zur Untersuchung gezogen und diesmal die Mehrzahl seiner Lehrsätze als ketzerisch verdammt. Seine Anhänger wurden theils zum Widerruf gezwungen, theils ins Gefängniß geworfen; er selbst starb vor Beendigung seines Prozesses. Ein späterer Papst, Martin V., nahm an dem trefflichen Mann eine kleinliche Rache, indem er seine Gebeine ausgraben und verbrennen ließ.

Wycliffes Lehren fanden einen eifrigen Vertheidiger an dem böhmischen Reformator Johann Huß, und auch in England war die Zahl seiner Anhänger, die man hier Lollharden nannte, eine Zeit lang beständig im Wachsen. Da sie unter Anderem verlangten, daß die Geistlichen alle ihre Güter und liegenden Gründe herausgeben sollten, so wurden sie von diesen auf das heftigste verfolgt und verleumdet. Endlich ließ der König Heinrich V. strenge Strafgesetze gegen sie ergehen und die angesehensten unter ihnen hinrichten. So wurde die so nöthige

Umgestaltung der Kirche durch Gewaltmaßregeln hintertrieben, bis sie hundert Jahre später nach den durch Luther aufgestellten Grundsätzen auch in England ins Leben trat.

---

8. Richard II.

a. Der Bauern-Aufstand.

Richard II., der Sohn des schwarzen Prinzen, war ein elfjähriger Knabe, als er seinem Großvater Eduard III. in der Regierung folgte. Anfangs leitete eine vom Parlament eingesetzte Regentschaft die Staatsgeschäfte; doch schon nach drei Jahren wurde der junge König für volljährig erklärt und mußte nun unter sehr schwierigen Verhältnissen die Regierung des Staats selbst übernehmen. Um die für den Krieg mit Frankreich und Schottland erforderlichen Summen aufzubringen, war nämlich eine Kopfsteuer eingeführt worden, welche besonders für die ärmeren Volksklassen sehr drückend war. Da mehrere von den Steuer-Einnehmern mit großer Härte und tyrannischem Uebermuth verfuhren, so brach in den südlichen Grafschaften ein Aufruhr aus, der dann auch die übrigen Theile des Landes ergriff. Die Empörung hatte zunächst den Zweck, die verhaßte Kopfsteuer wieder zu beseitigen; bald aber forderten die Bauern auch die Abschaffung der Leibeigenschaft und der harten Frohndienste, die sie leisten mußten, und viele sprachen sogar den Grundsatz aus, daß alles Uebel in der Welt aus der Verschiedenheit der Stände entspränge, und verlangten daher für alle Menschen gleiche Rechte und gleiches Besitzthum. Auch Priester gab es, welche

das Volk in solchen Gesinnungen noch bestärkten, und einer derselben pflegte zum Text seiner Predigten den damals sehr beliebten Reim zu nehmen: „Als Adam grub und Eva spann, wer war denn da der Edelmann?“

Es währte nicht lange, so standen mehr als hunderttausend Bauern unter den Waffen. Ihr Anführer war ein Ziegelbrenner aus Kent, Namens Walter, gewöhnlich Wat Tyler genannt, ein muthiger, entschlossener Mann, welcher einen Steuer-Einnehmer, der ihn schmählich beschimpfte, erschlagen und dann das Volk zu den Waffen gerufen hatte. Dieser führte seine ungeordneten Schaaren nach London, wo der Pöbel ihm die Thore öffnete, und nun ergoß sich der wilde Haufe durch alle Straßen, erbrach die Gefängnisse, zerstörte die Paläste, plünderte die Wohnungen der Geistlichen und der Richter, und beging Unfug und Gewaltthätigkeiten aller Art.

Der König hatte sich mit seinen Freunden in den Tower, das feste Schloß von London, geflüchtet und bezeichnete den Aufrührern eine große Wiese vor der Stadt als den Platz, auf welchem er mit ihnen über ihre Beschwerden unterhandeln wolle. Während er sich mit mehreren Begleitern dorthin begab, drang Wat Tyler mit vierhundert seiner Spießgesellen in das offene Thor, erschlug den Erzbischof von Canterbury und mehrere andere angesehene Männer, steckte ihre Köpfe auf Spieße und ließ sie durch die Straßen von London tragen. Andere Schaaren durchsuchten die Häuser der Reichen, zerstörten alle Kostbarkeiten, die sie fanden, stellten an Jeden, dem sie begegneten, die Frage, mit wem er es hielte, und wenn er nicht antwortete „Mit dem König und dem armen Volke,“ so flog sein Kopf von den Schultern.

Die ruhigeren unter den Bauern hatten unterdessen ihre Forderungen aufgesetzt und dem König überreicht. Sie verlangten Abschaffung der Leibeigenschaft, eine bestimmte Steuer statt der Frohndienste, das Recht, auf allen Märkten ohne weitere Abgaben zu kaufen und

zu verkaufen, und Straflosigkeit für das Geschehene. Der König gab zu allen vier Punkten seine Zustimmung, befahl, die darüber sprechenden Urkunden auszufertigen, und forderte die Bauern auf, nach Hause zu gehen. Die Mehrzahl gehorchte seinem Befehl; das Gesindel aber blieb, etwa dreißigtausend Köpfe stark, unter Tylers Anführung zurück, um den Kampf gegen die Reichen und Vornehmen, so wie gegen die Geistlichen und Richter fortzusetzen und ihre Häuser zu plündern.

Am andern Morgen waren diese wilden Menschen wieder auf einem Platze vor der Stadt versammelt, um weitere Maßregeln zu verabreden, als der König sich ihnen mit sechzig Begleitern zu Pferde näherte, um sie zum Fortgehen aufzufordern. Da sagte Tyler zu seinen Leuten: „Ich werde dem König entgegengehen und mit ihm reden. Ihr verhaltet Euch ruhig, bis ich Euch ein Zeichen gebe; dann kommt Ihr schnell herbei und tödtet alle seine Begleiter. Ihm selbst darf Niemand ein Leid zufügen; doch werden wir ihn mit uns nehmen und, so lange wir ihn in unserer Gewalt haben, Herren von ganz England sein."

Nach diesen Worten ritt Tyler zum König hin und fing an, ganz unziemlich und frech mit ihm zu reden. Dabei spielte er fortwährend mit einem Dolche, und endlich griff er sogar nach dem Zügel des Königs. Da rief der Bürgermeister von London, der sich in dem Gefolge befand, voller Entrüstung: „Bursche, wie darfst Du es wagen, Dich gegen den König so unverschämt zu benehmen?" Zugleich zog er sein Schwert und versetzte ihm einen Hieb, daß er vom Pferde stürzte; einer der Knappen des Königs aber stieg ab und durchbohrte ihm die Kehle, so daß er augenblicklich den Geist aufgab.

Als die Empörer ihren Führer fallen sahen, erhoben sie ein grimmiges Geschrei, stellten sich zum Kampfe auf und spannten ihre Bogen. Der König war in der größten Gefahr, denn er hatte nur sechzig Bewaffnete bei sich; er faßte sich aber schnell, sprengte auf die Bauern

zu und rief mit seltener Geistesgegenwart: „Da liegt der Verräther, und ich bin jetzt Euer Führer! Oder wollt Ihr einen anderen Feldherrn als Euren König?“

Die Bauern antworteten mit lautem Jubelgeschrei und folgten dem König, der sie hier- und dorthin führte, bis bewaffnete Hülfe herbeikam. Als sich nämlich in London das Gerücht verbreitete, der König sei in Lebensgefahr, griffen die Bürger zu den Waffen und eilten zu seinem Schutze herbei. Zugleich sammelte sich der Adel, der bisher in seinen festen Burgen geblieben war, so daß Richard bald ein stattliches Heer beisammen hatte. Er befahl jetzt denjenigen Bauern, die noch versammelt waren, sich in ihre Dörfer zu begeben, berief dann ein Parlament und legte diesem die Forderungen der Empörer zur Bestätigung vor. Da die Barone, die hohe Geistlichkeit und die Abgeordneten der Städte sich einstimmig gegen die Aufhebung der Leibeigenschaft und der Frohndienste erklärten, so ließ er den Bauern die Urkunden, die er ihnen ausgestellt hatte, wieder abfordern, und zugleich schickte er fünfhundert Reiter und Bogenschützen in diejenigen Grafschaften, von welchen die Empörung ausgegangen war, und ließ sich die Rädelsführer ausliefern. Diese wurden, zweitausend an der Zahl, hingerichtet, und der Druck, unter dem das arme Volk seufzte, blieb so groß wie zuvor.

---

b. Richards Entthronung.

Als die Ordnung im Innern des Reichs wiederhergestellt war, hätte sich, da auch der Krieg mit Frankreich aufgehört hatte, das arme Land einer lange entbehrten Ruhe erfreuen können, wenn nicht das Verhalten des jungen Königs zu neuen Verwickelungen Veranlassung gegeben hätte.

Richard war ein Jüngling von ausgezeichneten Anlagen, aber jähzornig und unbeständig und, wie Eduard II., ein willenloses Werkzeug in den Händen seiner Schmeichler und Günstlinge. Das Volk, welches unter dem schweren Druck der Abgaben seufzte, haßte ihn wegen seiner Verschwendung und seiner Ausschweifungen, der Adel aber war über die Willkür aufgebracht, mit der seine Räthe im Lande schalteten. Endlich stellte sich einer seiner Oheime, der Herzog von Gloucester, an die Spitze der Unzufriedenen, zwang ihn durch einen Beschluß des Parlaments, seine sämmtlichen Räthe zu entlassen, ließ mehrere derselben hinrichten und herrschte nun ein Jahr lang mit unumschränkter Macht.

Richard war jedoch entschlossen, sich der Bevormundung durch seinen herrschsüchtigen Oheim bei der ersten Gelegenheit zu entziehen. Als einst die sämmtlichen Barone und Prälaten in seinem Schlosse versammelt waren, wandte er sich mit den Worten an Gloucester: „Oheim, wie alt bin ich jetzt?"

„Ew. Hoheit," antwortete der Herzog, „sind vor wenigen Tagen in Ihr zweiundzwanzigstes Jahr getreten."

„Nun wohl," sagte Richard, „da ich so alt bin, so werde ich fortan die Regierungsgeschäfte selbst besorgen. Ich bin Euch für die Dienste, die Ihr mir geleistet, sehr verbunden, allein ich bedarf ihrer nicht weiter."

Am andern Tage ernannte der König einen neuen Kanzler und einen neuen Schatzmeister und regierte nun wieder in derselben Weise wie zuvor. Dabei beschäftigte ihn fortwährend der Gedanke, wie er den Tod seiner Freunde an Gloucester rächen könnte. Da er keine Veranlassung hatte, gerichtlich gegen ihn einzuschreiten, so beschloß er, Gewalt zu brauchen. Eines Tages erschien er mit einem zahlreichen Gefolge vor dem Schloß des Herzogs, als ob er ihm einen Besuch abstatten wollte. Der Herzog kam ihm in den Hof entgegen, um ihn

zu begrüßen, wurde aber hier von den Begleitern des Königs ergriffen, gebunden und nach Calais geschafft. Nach einiger Zeit erhielt der Gouverneur dieser Festung Befehl, den Herzog nach England hinüberzuschicken, weil er dort vor Gericht gestellt werden sollte; doch nach drei Tagen kam die Antwort zurück, daß dem Befehl nicht Folge gegeben werden könne, weil der Herzog so eben im Gefängniß gestorben sei. Dieser wurde nun für einen Verräther erklärt und sein ganzes Vermögen vom König eingezogen; auch mehrere seiner Freunde wurden auf hinterlistige Weise verhaftet und theils enthauptet, theils aus England verbannt. Auf welche Weise der Herzog umgekommen ist, hat Niemand erfahren; es ist aber mit Sicherheit anzunehmen, daß er auf Befehl des Königs im Gefängniß umgebracht worden ist.

Jetzt überließ sich Richard ungescheut seinem Hang zur Ueppigkeit und Verschwendung. Bis zum niedrigsten Diener hinab war sein Hofstaat auf das kostbarste gekleidet, und an den Tafeln in seinem Palast schwelgten täglich mehr als tausend Menschen. Zum Schutz seiner Person unterhielt er eine Schaar von zwölftausend Bogenschützen, und nicht zufrieden damit, durch einen so unerhörten Aufwand die Einkünfte des Staats zu vergeuden, verletzte er auch die angesehensten Männer durch Uebermuth und gewaltthätige Handlungen.

Eine solche führte endlich seinen Sturz herbei. Sein Vetter Heinrich von Hereford, der Sohn des Herzogs von Lancaster, hatte den Herzog von Norfolk beschuldigt, hochverrätherische Reden geführt zu haben; dieser hatte dagegen erklärt, sein Ankläger sei ein Lügner und Verleumder, und beide waren daher nach dem Gebrauch jener Zeiten verhaftet worden, um durch einen gerichtlichen Zweikampf die Wahrheit an den Tag zu bringen. Der Tag des Kampfes erschien, und eine gewaltige Menschenmasse strömte von allen Seiten herbei, um dem Schauspiel beizuwohnen. Schon waren die beiden Kämpfer im Begriff, die Lanzen gegen einander einzulegen, als der König seinen

Heroldstab auf den Kampfplatz hinabwarf und erklärte, er könne zwischen zwei so angesehenen Männern ein Gottesurtheil nicht gestatten, da dieses nothwendig über einen von beiden Schmach und Verderben bringen müsse. Zugleich verbannte er Hereford auf zehn Jahre, Norfolk aber auf Lebenszeit aus dem Reiche, und entledigte sich auf diese Weise zweier Männer, die ihm längst durch ihre Gesinnungen verdächtig waren. Hereford begab sich nach Frankreich, und da er in hohem Grade die Liebe des Volkes besaß, so gaben ihm in London vierzigtausend Menschen unter lautem Weinen und Wehklagen das Geleit. Norfolk unternahm eine Pilgerfahrt nach Jerusalem, erreichte aber das heilige Land nicht, sondern starb aus Schmerz über das ihm widerfahrene Unrecht, als er sich in Venedig einschiffen wollte.

Drei Monate nach Heinrichs Verbannung starb sein Vater, der Herzog von Lancaster. Gegen Recht und Gesetz zog Richard die reichen Güter desselben ein, und zugleich sprach er unter einem nichtigen Vorwand über siebzehn Grafschaften die Reichsacht aus, lediglich aus dem Grunde, um dann von den Einwohnern erhöhte Abgaben und Geldstrafen erheben zu können. Alle diese Gewaltschritte steigerten die allgemeine Unzufriedenheit in dem Grade, daß die Freunde des Königs besorgt wurden und ihn auf die Gefahr, in der er schwebte, aufmerksam machten. Er achtete aber auf ihre Warnungen nicht und unternahm gerade in dem Augenblick, als das Volk seinem Unwillen durch lautes Murren Luft zu machen begann, einen Kriegszug gegen Irland, wo ein Aufstand gegen die Engländer ausgebrochen war.

Kaum hatte Richard England verlassen, als Heinrich von Hereford mit zwanzig Begleitern in Yorkshire landete, um das ihm widerrechtlich entzogene Herzogthum Lancaster in Besitz zu nehmen. Sogleich eilten von allen Seiten die Mißvergnügten herbei und schaarten sich zu seinen Fahnen. Nach wenigen Wochen war er von sechzigtausend Bewaffneten umgeben, unter denen sich die ersten Barone und die an-

gesehensten Männer des Reichs befanden, und selbst der Herzog von York, den Richard für die Zeit seiner Abwesenheit zum Regenten ernannt hatte, ging mit dem größten Theil des königlichen Heeres zu ihm über.

Als Richard von diesen Vorfällen Kunde erhielt, kehrte er eiligst nach England zurück. Hier überzeugte er sich bald, daß Alles für ihn verloren wäre. Von seinen Freunden und seinen Soldaten verlassen, von seinem Volke gehaßt und verachtet, ritt er von einer Burg zur andern und bat vergebens um Aufnahme und Schutz. Endlich blieb ihm nichts übrig, als sich an Heinrich auszuliefern. „Mein theurer Vetter von Lancaster,“ redete er ihn an, als dieser sich ehrfurchtsvoll vor ihm auf ein Knie niederließ, „seid mir willkommen!“

„Mein Fürst,“ erwiderte Heinrich, „Euer Volk beklagt sich, daß es von Euch seit zweiundzwanzig Jahren schlecht regiert worden ist. Mit Gottes Hülfe will ich Euch jetzt zur Seite stehen, damit Ihr hinfort besser regieret.“

Heinrich hatte durch den bisherigen Erfolg seines Unternehmens die Ueberzeugung gewonnen, daß Richard unfähig wäre, fernerhin zu herrschen, und zugleich war in ihm der Plan zur Reife gekommen, sich selbst des Thrones zu bemächtigen. Er ließ daher den König als Gefangenen in den Tower bringen, berief das Parlament und legte diesem eine Urkunde vor, in welcher Richard dem Thron entsagte. Zugleich nahm er von dem Königreich England als Vetter und rechtmäßiger Nachfolger desselben Besitz und wurde von den Erzbischöfen von Canterbury und York gekrönt.

Der entthronte König wurde noch ein Jahr lang in strenger Haft gehalten; dann starb er, ohne daß man Sicheres über sein Ende erfahren hat. Einige meinen, er habe seinen Tod dadurch herbeigeführt, daß er sich freiwillig der Nahrung enthielt; Andere sagen, daß er von seinen Wächtern umgebracht worden ist.

V.

Das Haus Lancaster.

1. Heinrich IV.

Heinrich von Lancaster bestieg unter sehr schwierigen Verhältnissen den Thron. Zwar war er von allen Volksklassen mit Jubel begrüßt worden, aber bald genug legte sich die Begeisterung, da es dem neuen König auch beim besten Willen nicht möglich war, die Wünsche derjenigen, die ihn erhoben hatten, vollständig zu befriedigen. Das arme Volk fand sich nicht genug in seinen Abgaben erleichtert, die Barone glaubten sich für ihre Hülfe nicht hinlänglich belohnt, und so kam es denn, daß sich schon nach kurzer Zeit wieder eine Verschwörung bildete, welche den Zweck hatte, den König bei einem Turnier umzubringen. Der verbrecherische Plan wurde von einem Verschworenen verrathen; der König erklärte die Theilnehmer öffentlich für Hochverräther, rückte mit allen ihm zu Gebote stehenden Streitkräften gegen sie ins Feld und bestrafte sie mit dem Tode.

Nicht lange nachher wurde ein zweiter Empörungsversuch gemacht, der für Heinrich um so gefährlicher zu werden drohte, da er von seinen ehemaligen Freunden ausging. An der Spitze der Empörung stand

der durch Heldenmuth und Kühnheit ausgezeichnete Heinrich Percy, genannt Heißsporn. Dieser hatte in einem Kriege mit den Schotten einen glänzenden Sieg erfochten und unter anderen vornehmen Männern auch den tapferen Grafen Douglas gefangen genommen. Um dieselbe Zeit war sein Schwager Mortimer von einem wallisischen Häuptling, Owen Glendower, der sich zum Fürsten von Wales hatte ausrufen lassen, geschlagen und gefangen genommen worden. Als nun der König die Auswechselung Mortimers verweigerte, dagegen von Percy die Auslieferung der schottischen Gefangenen verlangte, verband sich dieser mit mehreren angesehenen Männern, unter denen sich auch der Erzbischof von York befand, mit Glendower und dem zu diesem Zweck von ihm freigelassenen Douglas. Nach kurzer Zeit hatten die Verschworenen ein Heer von vierzehntausend Mann beisammen, und rückten nun dem König entgegen, dessen Heer ungefähr eben so stark war. Bei Shrewsbury kam es zur Schlacht. Um die Feinde zu täuschen, hatte der König eine gewöhnliche Rüstung angelegt; dagegen trugen vier Ritter seines Heeres königlichen Waffenschmuck. Während von beiden Seiten die Bogenschützen ihre tödtlichen Geschosse schleuderten, stürzten sich Percy und Douglas mit dreißig Begleitern in die feindlichen Schaaren, um den König aufzusuchen und durch seinen Tod dem Kampfe ein Ende zu machen. Es gelang ihnen, sich des königlichen Banners zu bemächtigen und jene vier Ritter im königlichen Schmuck, einen nach dem andern, zu erschlagen. Aber nun wurde Percy durch einen Pfeil getödtet, der ihm den Kopf durchbohrte; Douglas und mehrere andere Anführer der Rebellen geriethen in Gefangenschaft, und endlich mußte, nachdem zwei Drittel ihrer Streiter gefallen waren, der Ueberrest die Flucht ergreifen. Die Häupter der Empörung wurden zum größten Theil als Verräther hingerichtet; einige, unter ihnen der Erzbischof von York, erhielten Verzeihung. Der König verdankte diesen Sieg nächst seiner eigenen Ent-

schlossenheit dem Heldenmuth seines Sohnes, des Prinzen von Wales, der ihn aus der augenscheinlichsten Lebensgefahr gerettet hatte.

Ein dritter Aufstand nahm ein ähnliches Ende. Der alte Graf von Northumberland, der Vater Heinrich Percys, und der Erzbischof von York, dem seine erste Empörung verziehen worden war, ließen eine Schrift an die Kirchthüren anschlagen, in der sie den König des Meineides, der Ermordung seines Souveräns und vieler anderer Verbrechen anklagten und alle Engländer aufforderten, sich unter ihren Fahnen zu sammeln. Diesmal traf den Erzbischof die verdiente Strafe; er wurde gefangen genommen und hingerichtet. Der Graf von Northumberland setzte den Kampf noch eine Zeit lang fort und fand endlich in einem Treffen seinen Tod.

Auch abgesehen von diesen inneren Kämpfen war Heinrichs kurze Regierung keine glückliche. Sein Sohn, der Prinz von Wales, hatte zwar im Felde eine seltene Tapferkeit bewiesen, führte aber einen ausgelassenen, zügellosen Lebenswandel, durch den er seinem Vater großen Kummer bereitete. Dabei gab er jedoch auch Beweise eines unverdorbenen Herzens. Einst war er zum Oberrichter gegangen, um die Freilassung eines seiner Genossen zu erbitten, der wegen groben Unfugs verhaftet worden war. Da der Richter sich weigerte, seinem Verlangen zu entsprechen, so zog der Prinz sein Schwert; der Richter aber rief seine Gerichtsdiener herbei, ließ den Prinzen verhaften, und dieser unterwarf sich ohne Widerrede der verdienten Strafe. Als der König dies erfuhr, sagte er: „Wohl dem Lande, dessen Richter mit solcher Unerschrockenheit ihre Pflicht erfüllen, und dessen Thronerbe sich den Gesetzen so willig unterwirft!"

Unruhe und Sorge aller Art, auch wohl Gewissensbisse über die Art, wie er die Krone erworben, hatten Heinrichs schwankende Gesundheit vollends untergraben. Er hatte eben sein siebenundvierzigstes Lebensjahr angetreten, als er beim Gebet in der Westminster-Abtei

von einem heftigen Krampfanfall ergriffen wurde. Man brachte ihn in die Wohnung des Abts und rief Aerzte herbei. In seiner Jugend hatte er die Weissagung erhalten, daß er in Jerusalem sterben würde. Als er nun aus seiner Ohnmacht erwachte, fragte er, wo er sich befände. Man antwortete ihm, er sei in der Westminster-Abtei und zwar in der Jerusalems-Kammer. „So wird also die Weissagung doch erfüllt,“ sagte er, indem er die Hände faltete; „Herr, habe Erbarmen mit meiner Seele!“ Mit diesen Worten verschied er.

Heinrich IV. besaß viele schätzenswerthe Eigenschaften und würde ein vortrefflicher Regent geworden sein, wenn er auf gesetzlichem Wege zum Throne gelangt wäre; wie er aber die Krone durch Gewalt erworben hatte, so konnte er sie auch nur durch Gewalt behaupten.

---

2. Heinrich V.

a. Die Schlacht bei Azincourt.

Heinrich V. war einer der trefflichsten Fürsten, die je einen Thron geziert haben. Mit den schönsten Gaben des Geistes verband er eine unermüdliche Thatkraft, mit der heldenmüthigsten Tapferkeit eine solche Milde und Freundlichkeit, daß er von allen Volksklassen geliebt, von seinen Kriegern aber fast angebetet wurde. Gleich die ersten Handlungen des jungen Königs gaben von seiner edlen Gesinnung Zeugniß. Der Familie Percy gab er alle Güter und Ehrenstellen zurück, deren sie in Folge des Aufstands gegen seinen Vater beraubt worden war; die redlichen Diener seines Vaters bestätigte er in ihren Aemtern; die

zügellosen Genossen seiner jugendlichen Ausschweifungen aber entfernte er vom Hofe, indem er ihnen für den Fall, daß sie sich besserten und ein ehrbares Leben anfingen, seine Gnade und Unterstützung zusicherte. Nur die unglücklichen Lollharden, welche man dem König als Hochverräther schilderte, die den Thron umstürzen wollten, erfuhren eine harte Behandlung, indem gegen dreißig ihrer Führer in Ketten aufgehängt und lebendig verbrannt wurden.

Zur Zeit, als Heinrich V. den englischen Thron bestieg, herrschte in Frankreich der König Karl VI. Dieser war bald nach seiner Volljährigkeit in eine Geisteskrankheit verfallen, und nun war zwischen den Herzogen von Burgund und von Orleans ein Streit um die Regentschaft ausgebrochen, der das unglückliche Land dem Verderben nahe brachte. Heinrich war entschlossen, die Zerrüttung Frankreichs zu benutzen, um die Ansprüche seiner Vorfahren auf den französischen Thron zu erneuern. Als er mit seiner Forderung abgewiesen wurde, verlangte er die Rückgabe aller der Landschaften, welche die englischen Könige früher in Frankreich besessen hatten, und außerdem die Hand der Prinzessin Katharina, der Tochter Karls VI., mit einer Mitgift von zwei Millionen Kronen. Da auch dies verweigert wurde, rüstete er ein Heer von dreißigtausend Mann und drang nach einer glücklichen Ueberfahrt durch die Normandie vor.

Heinrichs Kriegsführung unterschied sich wesentlich von der seiner Vorgänger. Bisher hatten die Engländer, wie dies auch bei den meisten anderen Völkern Sitte war, im feindlichen Lande überall die Aecker verwüstet, die Dörfer und Landsitze geplündert und verbrannt und den armen Einwohnern so viel Schaden als möglich zugefügt. Heinrich verbot bei Todesstrafe jede Gefährdung des Lebens und Eigenthums der friedlichen Einwohner, und sein Befehl wurde von den Soldaten so genau beachtet, daß sie auch dann, wenn sie an allen Lebensbedürfnissen den äußersten Mangel litten, sich keinen Raub oder Diebstahl erlaubten.

Obgleich Heinrich lange Zeit kein feindliches Heer antraf, so schmolz doch die Zahl seiner Krieger durch Krankheiten und Mangel allmählich auf die Hälfte zusammen. Schon dachte er daran, nach Calais zurückzukehren und dort Hülfstruppen aus England zu erwarten, als er an einem Abend — es war der 26. October des Jahres 1415 — das ganze französische Heer in der Ebene beim Schlosse Azincourt in Schlachtordnung aufgestellt sah. Obgleich die Feinde ihm um das Siebenfache überlegen und außerdem mit Vorräthen aller Art reichlich versehen waren, so mußte er sich doch zur Schlacht entschließen, da der Rückzug unmöglich war.

Das französische Heer bestand fast ganz aus Edelleuten, welche in stolzer Siegestrunkenheit — denn sie hielten es für unmöglich, daß die kleine Schaar der Engländer ihnen Widerstand leistete — die Nacht in wilden Zechgelagen zubrachten und dabei das Lösegeld des englischen Königs und seiner vornehmsten Barone festsetzten. Die Engländer dagegen, unter denen sich außer den Rittern dreitausend bürgerliche Bogenschützen befanden, verlebten die Nacht unter Gebeten und Andachtsübungen, versammelten sich vor Sonnenaufgang zur Messe und stellten sich dann voll Zuversicht zum Kampfe auf. Heinrich trug einen Helm von blitzendem Stahl, auf welchem eine goldene, mit Edelsteinen gezierte Krone hervorragte. Auf seinem Schilde waren die Wappen von England und Frankreich abgebildet, und sein blaues Auge strahlte von Muth und Zuversicht. Auf einem Grauschimmel durchritt er die Reihen seiner Krieger, erinnerte sie an die herrlichen Siege, die ihre Väter bei Crecy und Poitiers erfochten, und versicherte, daß er entschlossen sei, zu siegen oder zu sterben, und daß England niemals für ihn ein Lösegeld zu zahlen haben würde. Dann sandte er zwei kleine Heerhaufen ab, von denen der eine sich in einem Walde zur Linken in den Hinterhalt legen, der andere das Dorf im Rücken der Franzosen in Brand stecken sollte.

Unterdessen näherten sich die französischen Edelleute und forderten die Engländer auf, sich zu ergeben. Als Antwort ertheilte Heinrich seinen Bannerträgern den Befehl zum Vorrücken; der Anführer der Bogenschützen warf seinen Kommandostab freudig in die Luft, und das ganze englische Heer kniete nieder und küßte zum Zeichen der Besitznahme des Landes die Erde.

Jetzt rückten die Bogenschützen mit ihrem gewohnten Ungestüm zum Angriff vor. Jeder von ihnen trug außer seinen Waffen einen schweren, unten zugespitzten Stab, den er in die Erde stieß, sobald die feindlichen Reiter vorrückten. Die erste Abtheilung französischer Ritter wurde mit einer den Himmel verfinsternden Wolke von Pfeilen empfangen, so daß diejenigen, welche nicht getroffen wurden, augenblicklich Kehrt machten und in wilder Eile entflohen. Während Pferde und Menschen noch übereinander hinstürzten, rückte eine zweite Abtheilung vor, konnte sich aber zwischen den in den sumpfigen Boden eingestoßenen Stäben nicht frei bewegen und bildete bald einen ungeordneten Haufen, in welchem die leichten englischen Bogenschützen eine furchtbare Niederlage anrichteten.

Unterdessen kämpften auf dem anderen Flügel die französischen Ritter mit besserem Erfolge. Nachdem sie schon verschiedene Vortheile errungen hatten, drangen achtzehn von ihnen, welche geschworen hatten, den englischen König entweder zu tödten oder gefangen zu nehmen, mit Ungestüm in die feindlichen Reihen ein und schlugen sich bis zum König durch, der an seinem Helm deutlich zu erkennen war. Schon war Heinrich umringt und einer jener Ritter traf ihn mit seiner Streitaxt, daß er taumelnd vom Pferde sank. Doch jetzt eilten seine Freunde von allen Seiten zu seiner Vertheidigung herbei und kämpften so muthig, daß jene achtzehn Ritter bis auf den letzten Mann erschlagen wurden.

Heinrich hatte sich von dem Schlage, der ihn getroffen, augen-

blicklich erholt und gerieth, sobald er wieder in der Reihe der Kämpfenden stand, zum zweiten Male in Lebensgefahr. Sein Bruder, der Herzog von Clarence, wurde an seiner Seite schwer verwundet und stürzte nieder. Um ihn zu schützen, stellte sich Heinrich über ihn und wehrte alle Angriffe der Feinde ab, bis seine Leibwache herbeikam. In diesem Augenblick drang der Herzog von Alençon, der Anführer des französischen Heeres, bis zur königlichen Standarte von England vor, tödtete den Herzog von York mit einem Streiche und spaltete mit einem zweiten Hiebe die Krone auf Heinrichs Helm. In dem Augenblick aber fiel er selbst, von mehreren Pfeilen durchbohrt, und seine Abtheilung wandte sich zur Flucht.

Der Fall ihres Anführers entschied die Niederlage der Franzosen. Die vierte Abtheilung ihres Heeres, welche noch nicht im Gefecht gewesen war und an Zahl das ganze englische Heer um das Doppelte übertraf, ergriff die Flucht, als sie die Ihrigen überall zurückweichen und eine Schaar Engländer aus dem Walde hervorbrechen, eine andere aber das Dorf in ihrem Rücken anzünden sah. Bis jetzt waren in der Hitze des Kampfes keine Gefangene gemacht worden; jetzt aber begannen die Engländer die Fliehenden zu verfolgen und nahmen mehrere Tausend gefangen. Plötzlich verbreitete sich die Nachricht, daß ein französisches Hülfsheer die siegreichen Engländer im Rücken angriffe. Heinrich befahl sogleich die Gefangenen zu tödten; doch zeigte es sich bald, daß der blinde Lärm von einem Haufen französischer Bauern herrührte, welche das Gepäck der Engländer plünderten. Sogleich wurde dem Blutbade Einhalt gethan; doch hatten schon viele von den Unglücklichen das Leben eingebüßt.

Der Tag von Azincourt war für Frankreich ein sehr unglücklicher. Unter den Erschlagenen waren drei Herzoge, sieben Grafen, über hundert Bannerherren und achttausend Ritter und Knappen; dagegen betrug der Verlust der Engländer nicht mehr als sechzehnhundert Mann.

Heinrich zog, da er mit seinem geschwächten Heere für den Augenblick nichts unternehmen konnte, aus dem glänzenden Siege keinen anderen Gewinn als Ehre und unsterblichen Ruhm.

---

b. Der Vertrag von Troyes.

Als Heinrich nach einem kurzen Aufenthalt in Calais nach England zurückkehrte, wurde er von seinem Volke mit unbeschreiblichem Jubel empfangen. Bei seiner Ankunft an der Küste wateten Hunderte von Menschen ins Wasser, um ihn auf ihren Schultern ans Land zu tragen; aus jedem Dorfe und jeder Stadt kam ihm die ganze Bevölkerung in festlichen Kleidern entgegen und geleitete ihn unter Jubelgeschrei bis zu dem nächsten Orte, und so war die ganze Reise nach London ein Triumphzug. Hier aber überboten sich die Bürger in kostbaren Festlichkeiten, um dem geliebten Fürsten ihre Verehrung zu bezeigen; sie bestreuten die Straßen mit Blumen, schmückten die Häuser mit bunten Teppichen und schönen seidenen Stoffen, ließen weißen und rothen Wein aus den Brunnen fließen und veranstalteten mehrere Wochen hindurch festliche Aufzüge, Tänze und Mummereien.

Zwei Jahre nach dem Siege von Azincourt erneuerte Heinrich den Krieg gegen das von Parteikämpfen und Bürgerkriegen zerrüttete Frankreich. Hier hatten die Anhänger des Herzogs von Burgund, Johanns des Unerschrockenen, in Paris ein Blutbad angerichtet, in welchem zehntausend ihrer Gegner den Tod fanden, und nicht lange darauf war der Herzog von einem Begleiter des Dauphins verrätherisch ermordet worden. Johanns Sohn, Philipp der Gute, dachte nur daran, diesen Frevel zu rächen. Er lud den König Heinrich, der unter-

dessen Rouen und mehrere andere wichtige Städte erobert hatte, zu einer Zusammenkunft ein, an der auch die Königin Isabeau im Namen ihres unglücklichen Gemahls, des noch immer geisteskranken Königs Karls VI., theilnahm. Die Zusammenkunft fand im Mai 1420 in der Stadt Troyes statt, und hier wurde nach kurzen Unterhandlungen ein Vertrag unterzeichnet, nach welchem Heinrich die Prinzessin Katharina, die Tochter Karls VI., zur Gemahlin erhalten und nach dem Tode des Letzteren das Königreich Frankreich erben, einstweilen aber die Verwaltung dieses Reiches übernehmen sollte. Der Dauphin wurde als Mörder des Herzogs von Burgund seiner Rechte auf den französischen Thron verlustig erklärt und zu ewiger Verbannung verurtheilt.

Heinrich schien jetzt das Ziel, nach welchem seine Vorgänger vergebens gestrebt hatten, erreicht zu haben. In Paris wurde er vom Volke mit Jubel aufgenommen, und als er weiter nach Süden vordrang, um auch diejenigen Provinzen zu erobern, die sich noch im Besitz des Dauphins befanden, unterwarf sich ihm eine Stadt nach der andern. Doch mitten in dieser Siegeslaufbahn raffte ein frühzeitiger Tod den heldenmüthigen König im vierunddreißigsten Jahre seines Alters dahin. Als er fühlte, daß sein Ende herannahte, empfahl er seine Gemahlin und seinen Sohn der Fürsorge seines Bruders, des Herzogs von Bedford, forderte diesen auf, den Krieg gegen Frankreich so lange fortzusetzen, bis der Besitz der Normandie den Engländern gesichert wäre, ließ die anwesenden Priester Bußpsalmen singen und gab in frommer Ergebung seinen Geist auf. Als sein Leichnam in feierlichem Zuge über Paris, Calais und Dover in die Westminster-Abtei gebracht wurde, schloß sich überall das Volk laut weinend und wehklagend dem Zuge an, so daß die Landstraßen meilenweit mit trauernden Menschen bedeckt waren.

Zwei Monate später starb der unglückliche König von Frankreich, und da nun der Dauphin, als König Karl VII. genannt, die Krone

nach dem Erbrecht beanspruchte, während die Engländer nach den Bestimmungen des Vertrags von Troyes den französischen Thron für ihren jungen König, Heinrich VI., forderten, so entbrannte der Krieg mit erneuter Heftigkeit.

---

3. Heinrich VI.

a. Die Jungfrau von Orleans.

Der Erbe des englischen Thrones, Heinrich VI., war beim Tode seines Vaters erst neun Monate alt, und sein Oheim, der treffliche Herzog von Bedford, übernahm daher die vormundschaftliche Regierung. Dieser war entschlossen, den Krieg mit Frankreich, wie es ihm sein Bruder anempfohlen hatte, auf das kräftigste fortzuführen, und war auch so glücklich, mehrere feste Plätze zu erobern und in zwei großen Feldschlachten zu siegen. Bald war die ganze nördliche Hälfte von Frankreich in den Händen der Engländer, und Karl VII. dachte schon daran, seine Krone im Stich zu lassen und sich ins Ausland zu begeben. Als endlich die Engländer Orleans belagerten und diese wichtige Stadt durch ihre Uebermacht hart bedrängten, da schien es, als ob Karl nur noch durch ein Wunder gerettet werden könnte. Und in der That war es die wunderbare Hülfe eines armen, unwissenden Landmädchens, welche ihm Thron und Reich rettete und den Engländern die Früchte so vieler glänzenden Siege wieder entriß.

Johanna d'Arc, die Tochter eines lothringischen Landmanns, hatte sich schon als Kind durch ihre Frömmigkeit und ihren ernsten Sinn

unter ihren Gespielinnen hervorgethan. Schmerzlich bewegt von dem Unglück ihres Vaterlandes, richtete sie täglich inbrünstige Gebete an Gott, bis sie plötzlich den Ruf in sich zu vernehmen glaubte, zur Rettung des Landes und des Königs selbst die Waffen zu ergreifen und durch ihre gläubige Zuversicht auch den gesunkenen Muth der französischen Krieger wieder aufzurichten. Mit Helm, Schild und Schwert bewaffnet, machte sie sich nach dem Hoflager des Königs auf den Weg, erkannte diesen in der Schaar der Höflinge augenblicklich heraus, verneigte sich vor ihm und versprach ihm, Orleans zu entsetzen und ihn selbst zur Krönung nach Rheims zu führen, wenn er ihr eine angemessene Zahl Bewaffneter anvertrauen wollte. Der König beschloß, ihr die Führung eines Transports von Lebensmitteln, welche in die bedrängte Stadt geführt werden sollten, zu übergeben. Während diese zusammengebracht wurden, führte sie bei den Soldaten eine strenge Mannszucht ein, verbot alles Fluchen, Spielen und Plündern und schickte dem englischen Anführer einen Brief folgenden Inhalts: „Ihr, König von England, und Ihr, Herzog von Bedford, und Ihr übrigen Hauptleute, gehorchet dem Herrn des Himmels und übergebt der von Gott gesendeten Jungfrau die Schlüssel aller der Städte, die Ihr in Frankreich gewaltsam weggenommen habt! Wenn Ihr dies thut, so sollt Ihr Frieden haben und ungekränkt abziehen; thut Ihr es aber nicht, so wird Euch die Jungfrau mit Waffengewalt aus diesem Lande vertreiben, denn es ist Gottes Wille, daß nur Karl VII., der rechtmäßige Erbe des Reichs, in Frankreich herrsche!“

Die englischen Anführer lachten, als sie diesen Brief erhielten; bald aber merkten sie, daß sich unter ihren Kriegern bei der Nachricht von der Annäherung der wunderbaren Jungfrau eine abergläubische Furcht verbreitete. Trotz aller Anstrengungen konnten sie es nicht hindern, daß Johanna mit ihren Bewaffneten und mit allen schwer beladenen Kähnen in die belagerte Stadt gelangte, wo das Volk sie

mit lautem Jubel empfing. Bald fielen auch die Verschanzungen der Engländer in die Hände der Belagerten, und endlich mußten sie die Belagerung aufgeben und mit ihrem entmuthigten Heere den Rückzug antreten.

Somit hatte das heldenmüthige Mädchen den ersten Theil ihrer Sendung vollführt, und sie forderte nun den König auf, mit ihr nach Rheims zu ziehen. Obgleich alles zwischenliegende Land noch von den mit den Engländern verbundenen Burgundern besetzt war, machte sich Karl doch mit seinem nur zehntausend Mann starken Heere auf den Weg, erreichte glücklich die Krönungsstadt und wurde mit dem heiligen Oele gesalbt, das nach der Sage eine Taube zur Krönung des Königs Chlodwig vom Himmel gebracht hatte. Als die heilige Handlung vollendet war, fiel Johanna auf ihre Knie, erklärte ihre Sendung für vollendet und bat mit Thränen um ihre Entlassung; doch der König vermochte sie, noch länger beim Heere zu bleiben und den Soldaten durch ihre Gegenwart Muth und Zuversicht einzuflößen.

Der Krönung des Königs folgte ein Sieg nach dem andern, denn das Beispiel der begeisterten, anspruchslosen Jungfrau wirkte gleich mächtig auf die Anführer wie auf die gemeinen Krieger. Vor Paris, dessen Bürger es noch immer mit den Engländern hielten, wurde Johannna verwundet und lag unbeachtet einen Tag über in einem Graben. Als sie wiederhergestellt war, bat sie abermals um ihre Entlassung, denn ein banges Vorgefühl sagte ihr, daß ihr ein Unglück bevorstehe. Doch ließ sie sich durch die Bitten des Königs bewegen, noch an dem nächsten Feldzuge theilzunehmen. So kam der Winter heran. Im Februar 1431 führte sie eine Heeresabtheilung nach Compiegne, um diese von den Burgundern belagerte Stadt zu entsetzen. Nachdem sie hier in mehreren Gefechten gesiegt hatte, mußte sie sich endlich vor einer zahlreichen Schaar, die den Belagerern zu Hülfe kam, zurückziehen. Um den Marsch ihrer Krieger zu decken, blieb sie am Ende

des Zuges; da sprang ein englischer Bogenschütze herzu, ergriff sie bei der Hand und zog sie vom Pferde. So gerieth die heldenmüthige Jungfrau in die Gewalt der Burgunder, die sie gegen eine Geldsumme ihren Todfeinden, den Engländern, überlieferten.

Im englischen Lager verbreitete die Nachricht von ihrer Gefangennehmung eine unmäßige Freude. In Rouen wurde sie vor Gericht gestellt und, mit schweren Ketten belastet, sechzehn Tage lang von verblendeten oder bestochenen Richtern verhört. Aus Furcht vor dem Feuertode erklärte sie endlich ihre Erscheinungen für Teufelswerk, versprach, nie wieder Waffen und Mannskleider zu tragen, und wurde nun zu ewigem Gefängniß bei Wasser und Brot verurtheilt. Nach einiger Zeit jedoch vertauschten ihre Wächter, während sie schlief, ihre weiblichen Kleider mit männlichen, und da sie diese in der Noth anlegte, wurde sie als rückfällige Ketzerin zum Feuertode verurtheilt und auf dem Marktplatze zu Rouen lebendig verbrannt.

Dem König Karl gereicht es zu ewiger Schande, daß er keinen Versuch zur Befreiung seiner Retterin oder wenigstens zur Erleichterung ihres Schicksals machte. Aber auch den Engländern brachte das grausame Verfahren gegen die heldenmüthige Jungfrau keinen Segen, denn die folgenden Feldzüge führten für sie eine fast ununterbrochene Reihe von Unglücksfällen herbei. Der Herzog von Bedford starb; der Herzog von Burgund fiel von ihnen ab und trat auf die französische Seite über; Talbot, ihr tapferster und erfahrenster Feldherr, blieb in der Schlacht, nachdem er zweimal in Gefangenschaft gerathen war, und als endlich der Krieg aufhörte, weil innere Unruhen die Fortsetzung desselben unmöglich machten, blieb den Engländern von allen ihren französischen Besitzungen nichts als die Stadt Calais.

b. Jack Cade.

Zu der Zeit, als die Engländer ihre letzten Besitzungen in Frankreich verloren, war ihr König Heinrich VI., der als unmündiges Kind den Thron bestiegen hatte, bereits zum Manne herangereift. Aber auch als Mann blieb er der Spielball seiner Vertrauten und seiner herrschsüchtigen Gemahlin Margarethe. So gerieth denn das Reich in einen Zustand äußerster Verwirrung, welcher eine Reihe von Empörungen und zuletzt einen blutigen Bürgerkrieg herbeiführte.

Zuerst wandte sich die Unzufriedenheit des Volks gegen den Herzog von Suffolk, der mehrere Jahre lang den größten Einfluß auf den unselbständigen König ausgeübt hatte. Da man ihm hauptsächlich den unglücklichen Ausgang des französischen Krieges Schuld gab, so klagte ihn das Parlament an, englische Besitzungen an Frankreich verkauft und für seinen Sohn nach der Krone gestrebt zu haben. Der schwache König vermochte seinen Günstling nicht zu schützen, und da das Volk sich zusammenrottete, so mußte Suffolk nach Calais entfliehen, wo er, bevor er landen konnte, ergriffen und enthauptet wurde. Wer seinen Tod befohlen hat, ist nie ermittelt worden.

Um dieselbe Zeit standen die Bewohner von Kent und mehreren benachbarten Grafschaften auf, um den Mißbräuchen in der Staatsverwaltung ein Ende zu machen. Unter Anführung eines Irländers, Namens Jack Cade, rückten zwanzigtausend Bewaffnete gegen London vor, zerstreuten die königlichen Truppen, die ihnen entgegengeschickt wurden, erschlugen den Feldherrn derselben und besetzten einen Theil der Hauptstadt. Mehrere angesehene Männer, welche ihnen in die Hände fielen, wurden ohne Weiteres enthauptet. Die Bürger von London sahen, so lange ihr Eigenthum nicht bedroht war, dem Treiben ruhig zu; als aber die Empörer die Häuser zu plündern anfingen,

machte die Bürgerschaft mit dem Adel gemeinschaftliche Sache und griff zu den Waffen. Unterdessen war es dem Hofe gelungen, durch eine Reihe von Versprechungen eine Spaltung in die Empörer zu bringen. Ein Theil derselben erklärte sich nämlich mit den angebotenen Bedingungen einverstanden und ging wieder nach Hause; ein anderer zweifelte daran, daß die Versprechungen ehrlich gemeint seien, und blieb unter den Waffen. Cade selbst wollte von Unterhandlungen nichts wissen und wurde, nachdem die Regierung einen Preis von tausend Mark auf seinen Kopf gesetzt hatte, von einem Gerichtsbeamten nach hartnäckiger Gegenwehr erschlagen. Darauf wurden noch mehrere seiner Anhänger eingefangen und als Hochverräther hingerichtet; von den Versprechungen aber, die den Empörern gemacht worden waren, wurde keine erfüllt.

---

c. Der Krieg der rothen und weißen Rose.

Kaum war Cades Aufstand unterdrückt, so erhob sich einer der nächsten Verwandten des Königs, der Herzog Richard von York, um den Mißbräuchen in der Verwaltung, über welche die Unzufriedenheit immer größer wurde, ein Ende zu machen. An der Spitze von viertausend Mann erzwang er die Zusammenberufung eines Parlaments, und nicht lange darauf wurde er, nachdem der König in eine Geisteskrankheit verfallen war, zum Regenten oder Protector des Reichs ernannt. Als nach zwei Jahren der König so weit wiederhergestellt war, daß er die Regierung unter der Leitung seiner Gemahlin wieder übernehmen konnte, legte Richard sein Amt nieder, erhob aber nun Ansprüche auf die Krone selbst. Er stammte nämlich väterlicherseits

zwar von dem vierten, mütterlicherseits aber von dem zweiten Sohne Eduards III. ab, während der Stammvater des Hauses Lancaster der dritte Sohn jenes Königs gewesen war. Hiermit begann der blutige Bürgerkrieg, welcher mit geringen Unterbrechungen über dreißig Jahre in England gewüthet hat. Man nennt ihn den Krieg der rothen und weißen Rose, weil das Haus Lancaster eine rothe, das Haus York eine weiße Rose zum Wappen und Feldzeichen hatte. Dem Hause Lancaster hing der größte Theil des Adels an, dagegen standen die mittleren und unteren Volksklassen mehr auf der Seite des Hauses York, das außerdem in der Hauptstadt des Landes einen bedeutenden Anhang hatte.

Das erste feindliche Zusammentreffen der beiden Parteien war für Richard ungünstig, denn seine Truppen erlitten eine vollständige Niederlage und seine vornehmsten Anhänger, unter denen der Graf Warwick der mächtigste war, konnten sich nur durch eilige Flucht retten. Im folgenden Jahre aber siegte Richard in einer Schlacht, in welcher der König gefangen genommen wurde. Um dem Blutvergießen Einhalt zu thun, bestimmte das Parlament, daß Heinrich bis an seinen Tod König bleiben und Richard ihm in der Regierung folgen sollte. Beide waren mit dieser Ausgleichung zufrieden; die Königin Margarethe aber war entschlossen, die Rechte ihres Sohnes Eduard, des Prinzen von Wales, bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Sie begab sich in die nördlichen Grafschaften und wußte hier durch die Anmuth ihrer Erscheinung und das Feuer ihrer Beredtsamkeit den Adel dermaßen für die Sache ihres Sohnes zu begeistern, daß sie nach kurzer Zeit an der Spitze von zwanzigtausend Bewaffneten stand. Richard zog ihr entgegen, obgleich er in der Eile nur fünftausend Mann aufbringen konnte. Seine Generale baten ihn, die Ankunft seines Sohnes Eduard abzuwarten, der mit bedeutenden Verstärkungen heranrückte; er aber beschloß, die Herausforderung zum Kampfe, die seine Feinde ihm schickten, anzunehmen und stellte seine kleine Schaar in

Schlachtordnung. Was seine Freunde vorhergesehen hatten, geschah: seine Truppen erlitten eine vollständige Niederlage, und er selbst gerieth, nachdem die Hälfte seines Heeres gefallen war, in Gefangenschaft. Seine Feinde setzten ihn gefesselt auf einen Ameisenhaufen, flochten eine Krone von Gras um sein Haupt und knieten mit den Worten vor ihm nieder: „O König ohne Reich, o Fürst ohne Volk! Glück auf! Glück auf!“ Dann ließen sie einen Scharfrichter kommen und dem Gefangenen den Kopf abschlagen. Das blutige Haupt wurde der Königin Margarethe gebracht, welche es mit lautem Lachen empfing und es dann mit einer papiernen Krone auf den Mauern von York aufstecken ließ. Auch zwölf der angesehensten Anhänger Richards, welche mit ihm gefangen genommen worden waren, wurden hingerichtet; sein zweiter Sohn aber, ein siebzehnjähriger Jüngling, den sein Erzieher, ein ehrwürdiger Priester, in Sicherheit bringen wollte, wurde auf der Flucht von einem Anhänger der Lancasterschen Partei erkannt und durch einen Dolchstoß getödtet.

Durch diese unglückliche Schlacht — sie fand im Jahre 1460 bei Wakefield statt — war indessen die Yorksche Partei keineswegs vernichtet, denn Richards ältester Sohn Eduard hatte ein Heer von dreiundzwanzigtausend Mann beisammen, an dessen Spitze er nach mehreren glücklichen Gefechten triumphirend in London einzog. Hier riefen seine Freunde die Bürger zusammen und fragten sie, ob sie Heinrich von Lancaster zum König haben wollten. „Nein, nein!“ erscholl es aus tausend Kehlen; auf die Frage aber, ob Eduard von York König sein solle, erfolgte ein lautes „Ja!“ Darauf warfen Alle ihre Mützen in die Höhe, reichten einander die Hände und erhoben ein Freudengeschrei, das kein Ende nehmen wollte. Am andern Morgen wurde Eduard feierlich zum König ausgerufen und gekrönt.

VI.

Das Haus York.

1. Eduard IV.

Der neue König — er war noch nicht volle zweiundzwanzig Jahre alt — mußte schon wenige Tage nach seiner Erhebung ins Feld ziehen, um seinen Thron gegen die Lancastersche Partei zu vertheidigen, welche in zahlreichen Schaaren gegen London vorrückte. Bei Towton trafen die beiden Heere auf einander, und hier entbrannte eine der blutigsten Schlachten, die je auf englischem Boden geliefert worden sind. Eduard hatte befohlen, keinem seiner Gegner Pardon zu geben, und so kam es, daß über achtundzwanzigtausend seiner Feinde erschlagen wurden, während er selbst den Sieg mit einem Verlust von zwölftausend Mann erkaufte.

Als Eduard nach London zurückgekehrt war, berief er ein Parlament, auf welchem, wie vorauszusehen war, nur seine Anhänger erschienen. Dieses erklärte, uneingedenk der unsterblichen Verdienste Heinrichs V., die drei letzten Regierungen für unrechtmäßig, sprach über alle Anhänger des Lancasterschen Hauses die Acht aus und beraubte sie ihrer Güter. Ein so hartes Verfahren entsprach ganz dem Cha-

rakter Eduards, der die vortrefflichen Gaben, mit denen die Natur seinen Geist und seinen Körper ausgestattet hatte, durch einen wilden, grausamen Sinn und die heftigsten Leidenschaften entstellte.

Unterdessen war Margarethe unermüdlich thätig, ein neues Heer zur Vertheidigung der Rechte ihres Gemahls und ihres Sohnes zusammenzubringen. Hierbei gerieth sie mehrmals in große Gefahr, aus der sie sich aber immer durch Entschlossenheit und Geistesgegenwart rettete. Einst hatte sie sich von ihren Begleitern trennen müssen und wurde, als sie mit ihrem Sohne durch einen Wald ritt, von einer Räuberbande angehalten und geplündert. Während die Räuber mit der Theilung der Beute beschäftigt waren, gelang es ihr, mit ihrem Sohne zu entspringen. Sie war indeß noch nicht weit gekommen, als sie einem einzelnen Räuber begegnete, der ihr mit gezücktem Schwerte entgegentrat. Schnell entschlossen sagte sie zu ihm: „Mein Freund, dies ist der junge Sohn Eures rechtmäßigen Königs; ich übergebe ihn Eurem Schutze!“ Bei diesen Worten erwachte das Ehrgefühl des Räubers; er schloß den Knaben in seine Arme und geleitete ihn mit seiner Mutter zu ihren Begleitern.

Durch mehrere unglückliche Treffen wurde Margarethe endlich genöthigt, England zu verlassen und nach den Niederlanden zu entfliehen. Von dort begab sie sich zu ihrem Vater nach Lothringen und lebte hier mehrere Jahre in stiller Verborgenheit. Unterdessen befand sich ihr unglücklicher Gemahl bei armen Landleuten in Westmoreland, die ihn schützten und das Geheimniß seines Aufenthalts aufs treuste bewahrten, bis ein Mönch ihn an seine Feinde verrieth. Der Graf Warwick, an den er ausgeliefert wurde, ließ ihn auf ein Pferd setzen und festbinden, ihn dann dreimal um den Schandpfahl herumführen und endlich in den Tower abführen, wo er streng bewacht, aber im Uebrigen gut behandelt wurde.

Während Eduards Herrschaft sich in dieser Weise mit jedem Tage

mehr befestigte, überließ er selbst sich einem ausschweifenden und schwelgerischen Leben, durch das er sich Haß und Verachtung zuzog. Noch mehr steigerte sich die Unzufriedenheit, als seine Gemahlin Elisabeth ihre Verwandten auffallend zu begünstigen und mit Ehrenstellen und Reichthümern zu überhäufen begann. Dadurch fühlte sich besonders der Graf Warwick verletzt, dem Eduard hauptsächlich den Thron verdankte und der nun plötzlich seines ganzes Einflusses beraubt wurde. Mit ihm verband sich Richards Bruder, der Herzog von Clarence, der auch durch die Familie der Königin mannigfache Kränkungen erfahren hatte, und beide begannen nun die Lancastersche Partei erst heimlich und dann auch öffentlich zu unterstützen. Eduard war so glücklich, die Empörer zu besiegen; Warwick und der Herzog von Clarence wurden für Verräther erklärt und geächtet, und flohen nach Frankreich, wo sie von dem König Ludwig XI. bereitwillig unterstützt wurden. Nachdem sich hier noch die Königin Margarethe mit ihnen vereinigt hatte, beschlossen sie, Eduard zu entthronen und Heinrich VI. wieder zum König zu machen. Sie warben mit französischem Gelde Truppen, forderten die Häupter der Lancasterschen Partei durch Briefe auf, sich bereit zu halten, setzten nach England über und standen nach wenigen Tagen an der Spitze eines Heeres von sechzigtausend Mann.

Eduard hatte im Taumel der Vergnügungen die nöthigen Rüstungen versäumt, und als daher die Feinde heranrückten, hatte er kaum viertausend Bewaffnete beisammen. Auch unter diesen befanden sich noch Verräther, welche damit umgingen, ihn an seine Feinde auszuliefern. Er wurde noch zu rechter Zeit gewarnt, warf sich auf ein Pferd und entfloh mit einigen Begleitern an die Küste, wo er sich, an Allem verzweifelnd, nach Holland einschiffte. Während der Ueberfahrt gerieth er noch einmal in Lebensgefahr; er wurde nämlich von Seeräubern angegriffen und mußte, um sich zu retten, das Schiff auf den Strand laufen lassen. Bei der Eile, mit der er entflohen war,

hatte er nicht einmal so viel Geld bei sich, um die Ueberfahrt zu bezahlen; er schenkte daher dem Schiffsherrn seinen Zobelpelz und behielt sich eine angemessene Belohnung für bessere Zeiten vor.

So war der stolze und mächtige König in wenigen Tagen zu einem armen, hülflosen Flüchtling geworden. Warwick war elf Tage nach seiner Landung Herr des ganzen Königreichs, befreite Heinrich VI. aus seinem Kerker und setzte ihn auf den Thron. Da er es vorzüglich gewesen war, welcher Eduard IV. zum König erhoben hatte, und er nun zum zweiten Male die Krone vergab, so nannte ihn das Volk seitdem den Königsmacher. Das Parlament zeigte sich gegen Heinrich eben so gefügig, wie neun Jahre früher gegen Eduard; es leistete ihm ohne Widerstand die Huldigung und erkannte seinen Sohn Eduard, der sich mit seiner Mutter noch in Frankreich befand, als seinen rechtmäßigen Nachfolger an. Die geächteten Barone der Lancasterschen Partei wurden nun in alle ihre Güter und Würden wieder eingesetzt; die Häupter der Yorkschen Partei entflohen oder wurden aus ihren Besitzungen vertrieben, und Warwick und Clarence herrschten im Namen des willenlosen Königs mit unumschränkter Gewalt. Doch befleckten sie ihren Triumph nicht durch Blutvergießen, denn nur einer ihrer Gegner wurde wegen der Wildheit, mit der er gegen ihre Anhänger gewüthet hatte, zur Untersuchung gezogen und hingerichtet.

Doch auch dieser Zustand sollte nicht lange währen. Eduard IV. hatte mit dem Gelde, das ihm sein Schwager, der Herzog Karl der Kühne von Burgund, vorstreckte, Söldner geworben und Schiffe gemiethet, und kehrte ein Jahr nach seiner Flucht nach England zurück. Um seine Gegner zu täuschen, ließ er überall bekannt machen, er habe keine andere Absicht, als die ihm gehörenden Güter wieder in Besitz zu nehmen; auch befahl er seinen Soldaten, in allen Städten und Dörfern den Ruf „Lange lebe der König Heinrich!“ ertönen zu lassen. Da seine Anhänger von allen Seiten zu seinen Fahnen strömten, so

befand er sich bald an der Spitze eines ansehnlichen Heeres, und dieses erhielt dadurch, daß sein Bruder Clarence zu ihm übertrat, noch einen bedeutenden Zuwachs. Jetzt warf er die Maske ab; seine Soldaten steckten die weiße Rose auf, und an ihrer Spitze zog er in London ein, dessen Bürger ihn mit Jubel empfingen. Dann wandte er sich gegen Warwick, der mit seinem Heere bei der Stadt Barnet stand, und nahm den Gegenkönig Heinrich mit sich.

Ehe der Kampf begann, schickte der Herzog von Clarence einen vertrauten Boten an Warwick und ließ ihn, indem er sich zum Vermittler anbot, zur Unterwerfung auffordern. „Geh," antwortete Warwick, „und sage Deinem meineidigen Herrn, daß ich meinem Worte treu bleiben und nicht, wie er, zum Verräther werden will." Darauf ließ er seine Truppen zum Angriff vorrücken und kämpfte eine Zeit lang so glücklich, daß Eduard schon einen Reiter mit der Nachricht von seiner Niederlage nach London abschickte. Plötzlich aber wandte sich das Glück, und zwar, wie erzählt wird, in Folge eines Irrthums. Warwicks Krieger griffen nämlich eine Abtheilung, die zu ihnen gehörte, die sie aber wegen der Aehnlichkeit der Feldzeichen für eine feindliche hielten, mit Ungestüm an, schlugen sie in die Flucht und geriethen dabei in solche Unordnung, daß sie von Eduards Truppen, die inzwischen wieder vorgerückt waren, mit leichter Mühe überwältigt wurden. Warwick selbst wurde, tapfer kämpfend, erschlagen, und auch von seinen Unteranführern kamen nur wenige mit dem Leben davon.

An demselben Tage, an welchem die Schlacht bei Barnet stattfand, kam Margarethe mit ihrem Sohne, der jetzt das achtzehnte Jahr erreicht hatte, in England an. Als sie die erschütternde Nachricht von der Niederlage ihrer Anhänger erhielt, sank sie verzweifelnd zu Boden; bald aber ermannte sie sich und beschloß, mit den wenigen Streitkräften, die ihr zu Gebote standen, noch einen Kampf zu wagen. Bei Tewkesbury trafen die beiden Heere aufeinander. Wie zu erwarten

war, erfocht Eduard mit seinem zahlreichen Heere einen vollständigen Sieg. Von Lancasterscher Seite fielen dreitausend Mann; die Gefangenen wurden vor ein Kriegsgericht gestellt und hingerichtet. Auch Margarethe und ihr Sohn geriethen in Gefangenschaft. Als der Jüngling in das Zelt des Siegers gebracht und von diesem gefragt wurde, wie er es habe wagen können, nach England zu kommen, antwortete er unerschrocken: „Ich bin gekommen, um das Königreich meines Vaters und mein rechtmäßiges Erbe in Besitz zu nehmen." Da schlug Eduard den Jüngling mit seinem Handschuh ins Gesicht; seine Brüder, die Herzoge von Clarence und Gloucester, führten ihn hinaus und hieben ihn mit ihren Schwertern nieder. Margarethe blieb in der Gefangenschaft, bis sie gegen eine Summe von fünfzigtausend Kronen, welche der König von Frankreich bezahlte, in Freiheit gesetzt wurde.

Eduard kehrte jetzt im Triumph nach London zurück und wurde, wie früher, von den Bürgern mit lautem Jubel empfangen. Am Tage seines Einzugs endete Heinrich VI. sein elendes Leben. Man gab vor, er sei aus Kummer gestorben; es ist aber mit Gewißheit anzunehmen, daß er auf Eduards Befehl getödtet worden ist. Einige versichern, daß des Königs jüngster Bruder, Richard von Gloucester, ihn mit eigener Hand umgebracht hat.

Eduard war jetzt im unbestrittenen Besitz des Reichs, aber die Greuel in dem Königshause hörten darum noch nicht auf. Zwischen den Brüdern des Königs, den Herzogen von Clarence und von Gloucester, entstand nämlich wegen der Güter des Grafen Warwick, mit dessen Töchtern sie vermählt waren, ein Streit, in Folge dessen Clarence den Hof verließ. Eduard haßte diesen noch wegen seiner früheren Abtrünnigkeit und fand bald eine Gelegenheit, sich an ihm zu rächen. Eines Tages begab es sich, daß der König auf dem Landsitz eines Edelmanns jagte, der zu den Freunden des Herzogs von Clarence gehörte, und daß er einen weißen Hirsch erlegte, welcher der

Liebling des Gutsherrn war. Als dieser den Hirsch todt daliegen sah, sprach er in seinem Zorn den Wunsch aus, daß das Geweih im Leibe dessen stecken möchte, der ihn geschossen hätte. Er wußte nämlich nicht, daß der König der Thäter war; dennoch wurde er wegen dieser Aeußerung des Hochverraths angeklagt und hingerichtet. Bald darauf wurde der Kaplan des Herzogs, ein ehrwürdiger Priester, der Zauberei beschuldigt und, ungeachtet der Verwendung seines Herrn, gleichfalls zum Tode verurtheilt und hingerichtet. Den Herzog schmerzte das grausame Verfahren gegen diese beiden Männer; er sprach sich offen darüber aus, daß sie unschuldig und ihr Tod eine Ungerechtigkeit wäre. Jetzt wurde auch gegen ihn die Anklage auf Hochverrath erhoben; das knechtische Parlament verurtheilte ihn zum Tode, und sein unnatürlicher Bruder bestätigte dieses Urtheil, indem er ihm nur die Wahl der Todesart freistellte. Clarence fügte sich dieser Nothwendigkeit mit der ihm eigenthümlichen Laune: er verlangte in einem Fasse Malvasier ersäuft zu werden, da er diesen Wein immer gern getrunken hatte. Eduard soll nachher die Härte gegen seinen Bruder bitter bereut haben; auch hat sie sich an seinen unschuldigen Kindern schwer gerächt.

Eduard starb im Jahre 1483, zweiundvierzig Jahre alt. Er war ein Mann von seltener Schönheit und dem Vergnügen und jeder Art von Lebensgenuß leidenschaftlich ergeben; dabei war er aber auch ein tüchtiger Regent und ein umsichtiger und tapferer Feldherr. Im Kreise seiner Familie war er liebreich und gütig und im Umgang mit seinen Unterthanen so leutselig, daß er trotz der Grausamkeit, mit der er seine Gegner verfolgte, die Liebe des Volkes, namentlich der unteren Klassen, in hohem Grade besaß.

2. Eduard V.

Eduard IV. hinterließ zwei unmündige Söhne. Der ältere, welcher ihm unter dem Namen Eduard V. in der Regierung folgte, war erst dreizehn, der jüngere, Richard von York, erst elf Jahre alt, und es übernahm daher ihr Oheim, Richard von Gloucester, als Protector die Regentschaft.

Gloucester war eins von jenen Scheusalen, in welchen sich die menschliche Natur in ihrer tiefsten Entartung darstellt. In seinem kleinen, schwächlichen Körper, der durch eine schiefe Schulter und einen lahmen Fuß noch mehr entstellt wurde, wohnte eine finstere, jedes Verbrechens-fähige Seele. Ein Meister in der Verstellungskunst und in der Heuchelei, wußte er Alle in Betreff seiner Absichten zu täuschen und Diejenigen, die er verderben wollte, mit Schmeichelworten an sich zu locken. Um sich den Weg zum Throne zu bahnen, beging er in einem Zeitraum von wenigen Monaten eine Reihe entsetzlicher Mordthaten, und dabei hüllte er sich dem leichtgläubigen Volke gegenüber noch in den Mantel christlicher Demuth und Frömmigkeit.

Seine erste Sorge war, diejenigen Männer zu beseitigen, welche dem jungen König treu ergeben waren. Den Anfang machte er mit den Verwandten der verwittweten Königin Elisabeth. Als diese kamen, ihn in seiner neuen Würde zu begrüßen, beschuldigte er sie, ihm durch Verleumdungen die Zuneigung seines Neffen entzogen zu haben, ließ sie gefangen nehmen und ohne Urtheil und Recht hinrichten. Darauf entließ er das Gefolge und die Diener des jungen Königs, und als dieser, von allen seinen Freunden verlassen, in Thränen ausbrach, fiel er vor ihm auf die Knie, betheuerte, daß die Verwandten seiner Mutter Böses gegen ihn im Schilde führten und daß ihre Treulosigkeit

diese Vorsichtsmaßregel nöthig machte, und versicherte ihn seiner innigsten Liebe und Ergebenheit. Bald darauf schilderte er den versammelten Höflingen die Gefahren, von denen der junge König durch die herrschsüchtigen Verwandten seiner Mutter bedroht wäre, und erklärte, daß er nur dann für seine Sicherheit einstehen könne, wenn er in dem Tower seine Wohnung nähme. Während er ihn dorthin übersiedeln ließ, ritt er selbst entblößten Hauptes an seiner Seite und heuchelte in Worten und Mienen die zärtlichste Zuneigung für ihn. Elisabeth, die Mutter des jungen Königs, entfloh, als sie von diesen Vorgängen Kunde erhielt, mit ihrem jüngeren Sohne Richard und ihren Töchtern in die Westminster-Abtei und suchte in dem Heiligthum Schutz, denn sie wußte jetzt, daß der Untergang ihres Hauses beschlossen war.

Gloucesters nächstes Opfer war der Graf Hastings, der bisher zu seinen Anhängern gehört hatte, aber jetzt, da er seine Absichten durchschaute, als eifriger Vertheidiger des jungen Königs auftrat. Als einst die angesehensten Lords im Tower zu einer Berathung versammelt waren, trat Gloucester mit heiterem Antlitz in das Zimmer, sprach mit Allen auf das freundlichste, lobte die schönen Erdbeeren, die er bei einem der anwesenden Bischöfe gegessen hatte, und erbat sich welche zum Mittagessen. Nachdem er die Versammlung verlassen hatte, priesen Alle seine Milde und Freundlichkeit; doch nach kurzer Zeit trat er mit finsterer Miene wieder in das Zimmer. „Was haben," rief er mit drohender Stimme, „Diejenigen verdient, welche mir nach dem Leben trachten, der ich des Königs und des Reichs Protector bin?"

„Die Strafe der Hochverräther," antwortete Graf Hastings, denn er hatte ein reines Gewissen und ahnte nicht, daß der Protector es auf ihn abgesehen hatte.

„Wohlan!" fuhr Gloucester fort; „meines verstorbenen Bruders Weib hat mit höllischen Zauberkünsten meinen Körper welken gemacht

und meinen Arm zusammenschrumpfen lassen. Seht selbst, ob ich die Wahrheit rede!"

Bei diesen Worten streifte er den Aermel auf und zeigte seinen linken Arm, der in der That zusammengeschrumpft war, aber, wie alle Anwesenden wußten, seit der Stunde seiner Geburt niemals anders gewesen war.

„Fürwahr, Mylord," sagte Hastings, „wenn die verwittwete Königin daran Schuld ist, so hat sie Strafe verdient."

„Du zweifelst an der Wahrheit meiner Worte?" erwiderte Gloucester. „Ich sage Dir, sie ist daran Schuld, und Du, Verräther, hast ihr bei ihren Zauberkünsten geholfen! Darum will ich es an Deinem Leibe vergelten!"

Während er dies sagte, schlug er mit der Faust auf den Tisch, und auf dieses Zeichen stürzten Bewaffnete in das Zimmer und ergriffen den Grafen.

„Laßt augenblicklich einen Priester kommen," rief Gloucester, „und führt den Verräther hinaus, denn beim heiligen Paulus, ich will nicht zu Mittag speisen, bevor ich seinen Kopf habe fallen sehen!"

Hastings wurde in den Hof hinuntergeführt und, nachdem er gebeichtet, auf einem Holzblock, der zufällig am Boden lag, enthauptet. Gloucester speiste in der fröhlichsten Laune zu Mittag; dann ließ er die angesehensten Bürger von London zu sich kommen, eröffnete ihnen, daß Hastings sich mit mehreren anderen Lords gegen ihn verschworen und die Strafe für seinen Verrath erduldet habe, und bat sie, dies der Bürgerschaft anzuzeigen.

Einige Tage nach diesem Vorfall bestieg der Protector mit mehreren Prälaten und Edelleuten eine Barke und fuhr nach Westminster, um sich auch des Herzogs von York, des jüngeren Bruders des Königs, zu bemächtigen. Als er dort ankam, sandte er den Erzbischof

von Canterbury an die Königin ab und ließ ihr sagen, daß der Prinz zu seiner eigenen Sicherheit in den Tower gebracht werden müsse, da die Feinde des Königshauses Böses gegen ihn im Schilde führten. Die unglückliche Königin wußte, daß aller Widerstand vergeblich war; sie ließ ihren Sohn rufen, umarmte ihn zum letzten Male und wandte unter heißen Thränen ihr Angesicht ab. Der Knabe wurde in feierlichem Aufzuge in den Tower gebracht und war herzlich erfreut, wieder mit seinem Bruder vereinigt zu sein, denn er ahnte nichts von dem gräßlichen Schicksal, welches ihnen beiden bevorstand.

Gloucester hatte jetzt die Knaben, die seiner Thronbesteigung im Wege standen, in seiner Gewalt und glaubte nun den entscheidenden Schritt thun zu dürfen. Als am folgenden Sonntage ein großer Theil der Bürgerschaft vor der Paulskirche versammelt war, nahm ein von ihm bestochener Geistlicher das Wort und sprach über die zügellose Lebensweise des verstorbenen Königs, der schon heimlich verheirathet gewesen sei, als er sich mit der Königin Elisabeth vermählt habe, und folgerte daraus, daß Eduard V. und Richard von York nicht seine rechtmäßigen Söhne seien. „Wenn aber," so schloß er seine Rede, „die letzte Ehe des verstorbenen Königs ungültig ist, so darf auch Eduard nicht unser König sein, und der Thron gebührt dem würdigen Protector, diesem trefflichen Prinzen, in dem sich alle Tugenden vereinigen, der nicht allein ein tapferer Held, sondern auch ein Muster wahrer Frömmigkeit und Gottesfurcht ist."

In diesem Augenblick erschien, wie verabredet war, der Protector auf dem Platze. Er hatte gehofft, daß das versammelte Volk, durch die Worte des Redners hingerissen, ihn sogleich zum König ausrufen würde; doch keine Lippe rührte sich, da seine tyrannische Herrschaft allgemein verhaßt war.

Gloucester ließ sich durch diesen verunglückten Versuch nicht abschrecken. Wenige Tage nachher versammelte der Herzog von Buckingham

ham, sein treuer Genosse bei allen bisherigen Schandthaten, die Bürgerschaft auf dem Stadthause, hielt eine ähnliche Rede wie der Geistliche und fragte zum Schluß, ob sie den Herzog von Gloucester zum König haben wollten. Aber obgleich er seine Frage zweimal wiederholte, so blieb doch Alles ruhig. „Haltet Eure Meinung nicht zurück, meine Freunde!“ rief Buckingham jetzt. „Ihr müßt nur wissen, daß die Lords dieses Landes sich bereits für den Herzog von Gloucester ausgesprochen haben. Indessen wünschen wir doch zu wissen, ob die Bürger der Hauptstadt ihn auch zum König haben wollen.“ Jetzt faßten einige gedungene Leute am Ende des Saales sich ein Herz, warfen ihre Mützen in die Höhe und riefen: „Lange lebe der König Richard!“

Am folgenden Tage begab sich Buckingham, von einigen Edelleuten und Bürgern begleitet, zum Protector. Dieser wollte sich Anfangs nicht sprechen lassen, da er, wie seine Diener versicherten, mit zwei Geistlichen im Gebet begriffen sei. Als er endlich erschien, überreichte ihm Buckingham eine Schrift, in welcher er gebeten wurde, die Krone von England, die ihm durch das Erbrecht und durch die Wahl des Volkes gehöre, anzunehmen. Gloucester antwortete in heuchlerischer Demuth, daß die Herrschaft keinen Reiz für ihn habe und daß er seinen Neffen zu sehr liebe, um ihn vom Throne zu verdrängen, selbst wenn dieser ihm nicht gebühre. „Nun wohl, Mylord,“ erwiderte Buckingham, „so muß ich Euch erklären, daß das freie englische Volk sich niemals einem König unterwerfen wird, der durch seine unrechtmäßige Geburt vom Throne ausgeschlossen ist. Wenn der, dem die Krone gebührt, sie ausschlägt, so wird das Volk einen Prinzen zu finden wissen, der sie mit Freuden annimmt.“

Gloucester that, als ob er unter diesen Umständen sich der Nothwendigkeit fügen und den Wünschen des Volkes nachgeben müsse, nahm die Krone an und ließ sich am andern Morgen unter dem Namen

Richard III. zum König ausrufen. Nachdem er dann seine Freunde für ihre Hülfsleistungen mit Gütern und Ehrenstellen belohnt hatte, schritt er zu der entsetzlichsten aller seiner Schandthaten, der Ermordung seiner Neffen, des rechtmäßigen Königs Eduard V. und seines Bruders, des jungen Herzogs von York. Er schickte dem Gouverneur des Towers den Befehl, sie ums Leben zu bringen, und da der rechtschaffene Mann sich weigerte, einen solchen Frevel zu begehen, so nahm er ihm auf eine Nacht den Oberbefehl über die Festung und übertrug ihn seinem Stallmeister Tyrrel. Dieser begab sich in der Nacht mit einem gedungenen Mörder, Namens Forest, und einem seiner Diener in das Zimmer, in welchem die beiden Knaben schliefen, und ließ die arglos Schlummernden durch seine beiden Mordgehülfen mit Betten und Kissen ersticken.

---

3. Richard III.

Richard III. hatte, als er die Krone an sich riß, zwei mächtige Parteien zu bekämpfen, die ihn in gleichem Maße haßten, die Freunde Eduards V. und die Anhänger der Lancasterschen Partei. Als der Tod Eduards und seines Bruders bekannt wurde, vereinigten sich ihre Anhänger mit der Lancasterschen Partei und beschlossen, das Haupt derselben, Heinrich Tudor, Grafen von Richmond, unter der Bedingung als König anzuerkennen, daß er sich mit Elisabeth von York, der Schwester Eduards V. und der rechtmäßigen Erbin des Yorkschen Hauses, vermählte und dadurch dem verderblichen Zwist der beiden Häuser ein Ende machte. Auch der Herzog von Buckingham, bisher der eifrigste Anhänger und der treuste Gehülfe Richards bei allen seinen Frevel-



Ermordung der Söhne Eduard's IV.

thaten, ging jetzt, wahrscheinlich aus Mißmuth über die ihm vorenthaltene Belohnung, zu den Verschworenen über und warb für Heinrich Truppen an, so daß sich Richard in einer sehr gefährlichen Lage befand.

Eine Zeit lang begünstigte ihn indeß das Glück. Heinrich war mit der in Frankreich angeworbenen Mannschaft auf vierzig Schiffen aus der Bretagne abgesegelt; ehe er aber die Landung bewerkstelligen konnte, erhob sich ein Sturm, welcher seine Flotte zerstreute, einen Theil der Schiffe zerstörte und ihn zwang, nach Frankreich zurückzukehren. Hierdurch entmuthigt, löste sich auch Buckinghams Heer auf; der Herzog selbst mußte fliehen und wurde, als er sich im Hause eines seiner Diener verbarg, durch einen Verräther an Richard ausgeliefert und hingerichtet.

Um die Pläne seiner Gegner zu vereiteln und sich auf dem Throne zu befestigen, fügte Richard jetzt zu den früheren Schandthaten, die ihm die Krone verschafft hatten, noch eine neue hinzu. Er hatte nämlich die Absicht gehabt, seine Nichte Elisabeth seinem einzigen Sohne zur Ehe zu geben, und als nun der Knabe, zum großen Schmerz der Eltern, plötzlich starb, beschloß er, sich selbst mit der Prinzessin zu vermählen. Er theilte ihr seinen Plan mit und fügte hinzu, daß seine Gemahlin, wie ihm geweissagt worden sei, im nächsten Monat sterben würde. Die Königin starb in der That zu der angegebenen Zeit, und es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß Richard, der ihren Tod vorhergesagt hatte, auch der Urheber desselben war. Die beabsichtigte Heirath kam übrigens nicht zu Stande, da schon nach wenigen Monaten der Bürgerkrieg ausbrach, der dem verbrecherischen König Thron und Leben kostete.

Heinrich Tudor hatte unterdessen seine Flotte wieder gesammelt und die zerstörten Schiffe durch neue ersetzt, und landete im August des Jahres 1485 an der Küste von Wales. Obgleich Richard allgemein verhaßt war, so ließen sich doch viele seiner Gegner durch die Furcht

vor seiner Rache abhalten, sich offen gegen ihn zu erklären. So kam es, daß Heinrichs Heer nicht viel über sechstausend Mann zählte, während ihm Richard mit mehr als zwölftausend Mann entgegentrat. Bei Bosworth kam es zur Schlacht. Was Richard im Bewußtsein seiner Schuld befürchtet hatte, geschah: ein Theil seines Heeres ging während der Schlacht zum Feinde über, ein anderer sah unthätig dem Kampfe zu, und das Schicksal des Tages war daher bald entschieden. Als Richard sah, daß die wenigen Truppen, die ihm treu geblieben waren, die Flucht ergriffen, gab er seinem Pferde die Sporen, sprengte nach der Stelle hin, wo Heinrich stand, erlegte den Fahnenträger, riß einen andern Edelmann in wildem Ungestüm vom Pferde und holte zu einem gewaltigen Streiche aus, um seinen Gegner zu erlegen. Doch einer der Ritter in Heinrichs Umgebung, der Graf Stanley, fing den Hieb mit dem Schwerte auf, und ehe Richard seinen Arm zu einem zweiten Streiche erheben konnte, wurde er selbst vom Pferde gerissen und erschlagen. Die Krone wurde ihm vom Haupt genommen und voller Beulen und mit Blut befleckt, wie sie war, auf Heinrichs Helm befestigt, während von allen Seiten der Jubelruf ertönte: „Lange lebe der König Heinrich!"

Richard war erst zweiunddreißig Jahre alt, als er seinem Ehrgeiz zum Opfer fiel. Die letzten Monate hatte er in Angst und Furcht verlebt; bei Tage hatte ihn das Bewußtsein seiner Verbrechen gemartert, bei Nacht hatten grauenvolle Träume die Ruhe von seinem Lager gescheucht, und noch in der Nacht vor seinem Tode glaubte er die Geister der von ihm Gemordeten zu sehen und ihren Fluch zu hören. Er war der letzte König aus dem Hause Plantagenet, welches dreihundert und dreißig Jahre unter vielem Blutvergießen in England regiert hatte.

VII.

Das Haus Tudor.

1. Heinrich VII.

a. Die Vereinigung der beiden Rosen.

Heinrich VII. hatte die schwere Aufgabe, in einem Lande, welches durch einen schrecklichen Bürgerkrieg zerrissen, dessen Sitten verwildert, dessen Wohlstand zerrüttet war, ein ruhiges und geordnetes Staatsleben wiederherzustellen. Unter allen inneren Kriegen, von denen die Geschichte erzählt, war der der rothen und weißen Rose einer der blutigsten gewesen. Während seiner mehr als dreißigjährigen Dauer waren viele alte Adelsgeschlechter theils auf dem Schlachtfelde, theils auf dem Schaffot zu Grunde gegangen; andere waren ihrer Güter beraubt und in die kläglichste Armuth gestürzt worden. Die Zahl der Prinzen aus dem königlichen Hause, welche auf gewaltsame Weise umgekommen waren, giebt ein gleichzeitiger Geschichtschreiber auf achtzig an, und derselbe Schriftsteller erzählt von einem englischen Herzog und Schwager des Königs von England, den er mit eigenen Augen sein Brot in den Straßen von Paris habe erbetteln sehen. Daß bei der großen Unsicherheit des Besitzes Landbau, Handel und Gewerbe in den

größten Verfall geriethen, bedarf keiner weiteren Ausführung, und eben so begreiflich ist es, daß durch die Greuel des langen Bürgerkrieges die Herzen der Menschen verhärtet, ihr Sinn für alles Edlere abgestumpft wurde. Wie nämlich alle Bürgerkriege mit weit größerer Erbitterung geführt werden, als Kämpfe zwischen zwei verschiedenen Völkern, so war auch in den Kriegen der weißen und rothen Rose von beiden Seiten mit entsetzlicher Wildheit und Grausamkeit verfahren worden. So waren, um ein Beispiel anzuführen, in mehreren Schlachten durchaus keine Gefangene gemacht worden, weil die Anführer verboten hatten, den Gegnern Pardon zu geben, und in anderen Treffen waren auf dem Schlachtfelde selbst Schaffote errichtet worden, auf welchen die Gefangenen nach Beendigung des Kampfes durch Henkershand das Leben verloren.

Zum Glück für das arme Land besaß Heinrich die nöthige Kraft und Einsicht, um der eingerissenen Verwilderung Meister zu werden und in kurzer Zeit einen geordneten Zustand herzustellen. Nachdem dies geschehen war, vermählte er sich, wie er versprochen hatte, mit Elisabeth von York, der Schwester Eduards V. und Erbin des Yorkschen Hauses, und machte dadurch dem Zwist der rothen und weißen Rose ein Ende. Der Geist des Aufruhrs hatte indessen durch den langen Thronstreit so tiefe Wurzeln im englischen Volke geschlagen, daß auch Heinrich noch gegen mehrere Empörungen zu kämpfen hatte, unter denen besonders die des Lambert Simnel und des Perkin Warbeck zu merken sind.

b. Lambert Simnel.

Als Heinrich VII. den Thron bestieg, lebte noch ein Sprößling des Hauses Plantagenet, nämlich der junge Graf von Warwick, der Sohn des auf Eduards IV. Befehl ermordeten Herzogs von Clarence. Obgleich dieser sich, wie alle Welt wußte, als Gefangener in dem Tower befand, so kam doch ein Geistlicher, Namens Simons, mit einem Jüngling zum Vorschein, den er für den Grafen ausgab. Er behauptete, daß dieser aus dem Gefängniß entsprungen sei und daß ihm, und nicht Heinrich Tudor, der Thron gebühre. Der junge Mensch hieß Lambert Simnel und war der Sohn eines Bäckers, mußte aber von hochgestellten Personen in seine Rolle eingeweiht worden sein, da er viele Geheimnisse der königlichen Familie und des Hofes kannte, durch welche er auch erfahrene und besonnene Männer täuschte. Er begab sich zuerst nach Irland, wo die englische Herrschaft allgemein verhaßt war. Hier fiel ihm Alles in großen Schaaren zu; Hohe und Niedere beeilten sich, ihn als König anzuerkennen, und einer der Bischöfe krönte ihn mit einem Diadem, das einem wunderthätigen Marienbilde abgenommen war. Auch in England fand er großen Anhang, denn überall, wohin die Kunde von seiner Erscheinung gelangte, gab es leichtgläubige und wankelmüthige Menschen, welche mit Begierde die Gelegenheit ergriffen, die Unruhen des Bürgerkriegs zu erneuern.

Als Heinrich von den Fortschritten des Kronbewerber's hörte, ließ er, um seine Unechtheit zu beweisen, den wirklichen Grafen Warwick aus dem Tower holen und mehrmals durch die Straßen von London führen. Zugleich ließ er untersuchen, von wem der Betrüger die Nachrichten erhalten hatte, durch die es ihm gelungen war, so viele angesehene Männer zu täuschen. Der größte Verdacht fiel auf die Schwiegermutter des Königs, die herrschsüchtige und ränkevolle Wittwe Eduards IV.,

welche sich durch den geringen Einfluß, den sie auf die Regierung ausübte, verletzt fühlte. Sie wurde daher vom Hofe entfernt und in ein Kloster gebracht, in welchem sie bis an ihren Tod geblieben ist.

Unterdessen war Simnel mit seinen Anhängern aus Irland herübergekommen und schickte sich an, gegen London vorzurücken. Heinrich zog ihm mit der geringen Mannschaft, die er gerade unter den Waffen hatte, entgegen, schlug die ungeordneten Schaaren mit leichter Mühe in die Flucht, nahm den anmaßenden Jüngling gefangen und führte ihn nach London. Um zu beweisen, wie wenig Besorgnisse er vor ihm hegte, machte er ihn zum Küchenjungen; dann aber begab er sich in diejenigen Gegenden, welche hauptsächlich an der Empörung theilgenommen hatten, und trieb von allen Schuldigen beträchtliche Strafgelder ein. Simons, der Urheber des ganzen Betrugs, wurde ins Gefängniß geworfen und mußte sein Leben im Kerker beschließen.

---

c. Perkin Warbeck.

Fünf Jahre nach Simnels verunglückter Empörung stand ein anderer Thronbewerber auf, dessen Ursprung bei weitem räthselhafter ist und der auch durch seine Persönlichkeit und seine Unternehmungen viel bedeutender erscheint, als jener arme Bäckerjunge. Seine Umgebungen nannten ihn Perkin Warbeck, er selbst aber behauptete, der Herzog Richard von York, der jüngere Sohn Eduards IV., zu sein. Die von seinem Oheim ausgesandten Mörder hätten — so versicherte er — nur seinen Bruder, den jungen König Eduard V., getödtet; er selbst habe damals Mittel gefunden, aus dem Tower zu entfliehen und sich nach Frankreich zu retten. In der That fanden Alle, welche Ri-

chard von York gekannt hatten, zwischen diesem und dem jungen Warbeck eine auffallende Aehnlichkeit; auch schienen die feinen Züge des Jünglings, sein freier, würdevoller Blick und sein edler Anstand auf eine fürstliche Abstammung hinzudeuten. Der König von Frankreich, welcher damals mit England in Krieg verwickelt war, fand es seinem Vortheil gemäß, Perkin als denjenigen anzuerkennen, für welchen er sich ausgab, und auch die verwittwete Herzogin von Burgund, eine Schwester Eduards IV., erklärte ihn für ihren Neffen, umarmte ihn vor dem ganzen Hofe und schenkte ihm eine bedeutende Summe Geldes, damit er seine Ansprüche auf den englischen Thron geltend machen könnte.

Als diese Vorfälle in England bekannt wurden, traten an allen Orten die Mißvergnügten zusammen, setzten sich durch Abgesandte mit Perkin in Verbindung und forderten ihn auf, nach England zu kommen und die ihm gebührende Krone in Besitz zu nehmen. Unterdessen war aber der König auch nicht unthätig; er ermittelte durch geschickte Spione die angesehensten unter den Verschworenen und ließ sie festnehmen und hinrichten. Unter diesen befand sich auch der Graf Stanley, derselbe, welcher dem König in der Schlacht bei Bosworth das Leben gerettet hatte. Aus unbekannten Gründen war er plötzlich ein Gegner Heinrichs geworden, und da er seine Schuld offen eingestand, so wurde er als Hochverräther hingerichtet und sein Vermögen eingezogen.

Das kräftige, entschlossene Verfahren des Königs schreckte seine Feinde von weiteren Unternehmungen ab, und Perkin verhielt sich drei Jahre lang ruhig. Dann versuchte er eine Landung an der Küste von Kent; die Bauern waren jedoch der Empörungen überdrüssig, bewaffneten sich, nahmen hundertundfünfzig von seinen Begleitern gefangen, banden sie mit Stricken zusammen und trieben sie wie einen Zug Ochsen nach London. Die Gefangenen wurden sämmtlich zum Tode

verurtheilt und an verschiedenen Stellen der Küste aufgehängt, damit, wenn wieder feindliche Schaaren eine Landung versuchen sollten, die Leichname ihnen zur Warnung dienen könnten. Perkin selbst hatte sich bei Zeiten davongemacht und begab sich, nachdem ein Versuch, die Irländer aufzuwiegeln, gleichfalls verunglückt war, nach Schottland. Hier fand er die freundlichste Aufnahme: der König Jakob IV. nannte ihn seinen Vetter, ließ ihn in seinem eigenen Schlosse wohnen, unterstützte ihn mit Geld und gab ihm endlich die schöne und liebenswürdige Gräfin Katharina Gordon, eine nahe Verwandte des königlichen Hauses, zur Frau.

Im folgenden Jahre hatte Perkin ein Heer von fünfzehnhundert Mann beisammen, mit welchem er von Schottland aus in Northumberland einfiel. Die Plünderungen seiner Soldaten, denen er vergeblich Einhalt zu thun bemüht war, machten ihn aber den Einwohnern so verhaßt, daß sich keine Hand für ihn rührte und er schon nach kurzer Zeit wieder umkehren mußte. Einen noch schlimmeren Erfolg hatte sein Einfall in Cornwallis. Hier sammelten sich zwar sechstausend Mißvergnügte unter seinen Fahnen; er wagte es jedoch nicht, das königliche Heer, das ihm entgegenkam, anzugreifen, sondern floh, ehe es zur Schlacht kam, in eine einsame Kapelle und suchte in dem Heiligthum Schutz. Seine Anhänger unterwarfen sich dem König und wurden mit Ausnahme der Rädelsführer begnadigt; seine treffliche Gemahlin wurde gefangen genommen und ehrenvoll behandelt; er selbst ergab sich den ihm nachgesandten Soldaten unter der Bedingung, daß ihm das Leben gesichert wurde.

Als Perkin nach London gebracht wurde, strömte das Volk in großen Schaaren herbei, um ihn zu sehen. Beim Einzuge des Königs ritt er im Gefolge desselben; dann wurde ihm das Schloß von Westminster zur Wohnung angewiesen. Nach sechs Monaten fand er eine Gelegenheit zur Flucht; er wurde jedoch eingeholt, ehe er die Küste

erreichte, und nach London zurückgeführt. Hier mußte er einen ganzen Tag am Pranger stehen und das von ihm selbst aufgesetzte Geständniß seines Betrugs zu wiederholten Malen laut ablesen; alsdann wurde er in den Tower gebracht, und zwar in dieselben Räume, welche der unglückliche Graf von Warwick seit vierzehn Jahren bewohnte. Offenbar wurden Beide in grausamer Absicht zusammengeführt; man wollte sie zu einem Fluchtversuch verleiten, um sie dann Beide mit einem Male beseitigen zu können. Was man gewollt hatte, geschah: der junge Warwick, der fast sein ganzes Leben im Kerker zugebracht hatte und von der Welt nichts wußte, ging bereitwillig auf Perkins Pläne ein und bestach mit ihm vier von den Wächtern, welche sich anheischig machten, den Gouverneur des Towers zu ermorden, die beiden Gefangenen in Freiheit zu setzen und ihnen die Mittel zur Flucht nach Frankreich zu verschaffen. Die Wächter waren aber bereits vom König gewonnen; sie machten zu rechter Zeit Anzeige, und die beiden Jünglinge wurden in dem Augenblick, als sie ihre Flucht bewerkstelligen wollten, ergriffen und vor Gericht gestellt. Beide wurden des Hochverraths schuldig befunden und Perkin durch den Strang, Warwick durch das Schwert hingerichtet. Der Tod des Abenteurers wurde allgemein als wohlverdiente Strafe für seinen wiederholten Hochverrath betrachtet; dagegen erregte das Schicksal des unglücklichen Warwick, dessen einziges Vergehen darin bestand, daß er der letzte männliche Sproß des Hauses Plantagenet war, das Mitleid und den Unwillen des ganzen Volkes.

Heinrich hatte nun keine Empörungen mehr zu bekämpfen und konnte die letzten zehn Jahre seines Lebens in Ruhe regieren. Mit manchen schätzenswerthen Eigenschaften verband er eine unersättliche Geldgier, welche ihn zu argen Erpressungen trieb, so daß, als er im Jahre 1509 starb, das Volk mit freudiger Hoffnung der Regierung seines Sohnes entgegenblickte.

d. Jakob III., König von Schottland.

Wie England, so war auch das benachbarte Schottland das ganze Mittelalter hindurch der Schauplatz blutiger Bürgerkriege und unaufhörlicher Fehden des kampflustigen Adels. Am traurigsten war der Zustand des Landes während des Thronstreits der Häuser Baliol und Bruce; doch auch unter den Stuarts, welche seit dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts auf dem Throne saßen, herrschte eine solche Verwirrung, daß die meisten Könige dieses Hauses auf gewaltsame Weise ums Leben kamen. So wurde Jakob I., nachdem er sich aus Furcht vor den Nachstellungen des Adels in ein Kloster geflüchtet hatte, von den Verschworenen an heiliger Stätte ermordet; sein Sohn Jakob II. aber wurde durch eine seiner eigenen Kanonen getödtet, welche zersprang und unter den vielen Hunderten, die in der Nähe umherstanden, außer dem König nur noch einen Mann verletzte.

Jakob III., der Sohn Jakobs II., war bei seiner Thronbesteigung erst acht Jahre alt. Nachdem während seiner Minderjährigkeit heftige Kämpfe um die Regentschaft stattgefunden hatten, übernahm er in seinem achtzehnten Jahre selbst die Regierung, verrieth aber bald einen so furchtsamen, unentschlossenen Charakter, daß er unter dem kriegerischen Adel, der nur durch einen kräftigen und tapferen Fürsten im Zaume gehalten werden konnte, allgemein verachtet war. Dabei ließ er sich durch seinen Geiz zu Ungerechtigkeiten aller Art verleiten; was aber besonders dazu beitrug, ihn bei seinen Unterthanen verhaßt zu machen, das waren die Männer, die er sich zum Umgang auswählte und die den größten Einfluß auf die Regierung ausübten. Ein Baumeister, ein Musicus, ein Schneider, ein Schmied und ein Fechtmeister waren nämlich seine täglichen Gesellschafter und seine Rathgeber; dagegen behandelte er den Adel mit Geringschätzung und ließ sich selbst

in kriegerischen Angelegenheiten durch den Rath jener Künstler und Handwerker leiten.

Während sich der König durch sein würdeloses Verhalten die Herzen seines Volks immer mehr entfremdete, stieg das Ansehn seiner Brüder, des Grafen von Marr und des Herzogs von Albany, mit jedem Tage. Beide waren Meister in allen ritterlichen Künsten, im Fechten, Reiten, Lanzenbrechen und Jagen; sie waren tapfere Krieger und umsichtige Feldherren; sie wußten endlich den Adel durch Güte und Freundlichkeit für sich zu gewinnen, dem niederen Volk durch Ernst und Würde Ehrfurcht einzuflößen. Da sie den Günstlingen des Königs ihre Verachtung offen an den Tag gelegt hatten, so benutzten diese jede sich ihnen darbietende Gelegenheit, den schwachen König gegen seine Brüder mißtrauisch zu machen. Einst benachrichtigten sie ihn, der Graf von Marr habe eine Wahrsagerin befragt, wann und auf welche Art der König sterben würde, und die Antwort erhalten, er werde in kurzer Zeit durch einen seiner nächsten Verwandten ums Leben kommen. Der furchtsame König erschrak, und während er noch unentschlossen war, was er thun solle, brachten ihm seine Günstlinge einen Sterndeuter, der ihm aus der Stellung der Gestirne verkündete, daß nächstens in Schottland ein Löwe von seinen eigenen Jungen gefressen werden würde. Jetzt zweifelte Jakob nicht mehr daran, daß seine Brüder ihm nach dem Leben trachteten; er befahl, Beide zu verhaften, und ließ sie auf das Schloß von Edinburgh bringen. Das Schicksal des Grafen von Marr wurde sogleich entschieden; er wurde auf Befehl des Königs umgebracht, indem man ihm die Adern öffnete. Den Herzog von Albany hätte wahrscheinlich ein ähnliches Loos getroffen, wenn er nicht durch seine Freunde auf folgende Art gerettet worden wäre.

An einem Abend landete ein Mann mit einer Schaluppe in der Nähe des Schlosses und bat den Hauptmann um die Erlaubniß, dem Gefangenen zwei Fässer mit Wein bringen zu dürfen,

welche einer seiner Freunde ihm aus Frankreich geschickt hätte. Die Erlaubniß wurde ertheilt; die Fässer wurden in das Zimmer des Herzogs gebracht, und dieser fand, als er ihren Inhalt untersuchte, in einem derselben einen mit einem Klumpen Wachs umgebenen Brief und eine Strickleiter. Der Brief enthielt die Mittheilung, daß sein Tod vom König beschlossen sei und daß er, wenn er sein Leben retten wolle, noch in derselben Nacht entfliehen und auf der an der Küste bereitstehenden Schaluppe nach Frankreich segeln müsse. Der Herzog entwarf sogleich mit seinem Kammerherrn, der das Nebenzimmer bewohnte, einen Plan zur Flucht. Zuerst ließ er den Schloßhauptmann zum Abendessen einladen und ihn bitten, den Wein, den er zum Geschenk erhalten habe, zu kosten. Als der Hauptmann erschien, schenkte er ihm wacker ein; dann mußte der Kammerherr mit ihm würfeln und ihm dabei noch tüchtig zutrinken, während der Herzog selbst unter die vor seinem Zimmer und auf den Mauern aufgestellten Schildwachen einen Humpen Wein nach dem andern vertheilen ließ. Um Mitternacht, als Alle mehr oder weniger betrunken waren, sprang der Herzog plötzlich auf, durchbohrte den Hauptmann mit seinem Dolche und beseitigte dann auf gleiche Weise auch die Schildwachen vor der Thüre. Darauf nahm er die Schlüssel aus der Tasche des Hauptmanns, öffnete alle Thüren und gelangte so mit dem Kammerherrn, der die Strickleiter trug, an eine abgelegene Stelle der Mauer, an der er seine gefährliche Flucht bewerkstelligen zu können hoffte. Als die Strickleiter befestigt war, stieg zuerst der Kammerherr hinab; er fiel jedoch, da die Leiter zu kurz war, auf den Felsen hinab und brach ein Bein. Der Herzog kehrte noch einmal in sein Gefängniß zurück, holte die Betttücher, knüpfte diese an die Leiter und gelangte glücklich hinab. Nun nahm er seinen Gefährten auf den Rücken, trug ihn an das Ufer, bestieg mit ihm die Schaluppe und gelangte glücklich nach Frankreich.

Am andern Morgen kam, wie die Freunde des Herzogs vorausgesehen hatten, der Befehl zu seiner Hinrichtung. Als der König von seiner Flucht Nachricht erhielt, wollte er die Sache nicht glauben, bis er sich mit eigenen Augen an Ort und Stelle von der Wahrheit überzeugte.

Nach dem Tode des Grafen von Marr und der Flucht des Herzogs von Albany kannte die Anmaßung und die Frechheit der Günstlinge des Königs keine Grenzen mehr. Namentlich schaltete der oben erwähnte Baumeister — er hieß Robert Cochran und war zum ersten Minister ernannt worden — mit unbeschränkter Macht. Alles, was an den König gelangen sollte, mußte durch seine Hand gehen, und kein Gesuch wurde bewilligt, wenn er nicht zuvor von dem Bittsteller ein Geschenk erhalten hatte. Endlich verlieh ihm der bethörte König noch die Grafschaft Marr mit allen Einkünften seines ermordeten Bruders; doch auch hiermit noch nicht zufrieden, griff Cochran zu den schimpflichsten Mitteln, um sich zu bereichern. So ließ er die Silbermünzen mit Messing und Blei versetzen und steckte das dadurch ersparte Silber in seine Tasche, und als seine Freunde sich hierüber beschwerten und die Einziehung des gefälschten Geldes verlangten, antwortete er mit dem ihm eigenthümlichen Leichtsinn: „Wenn ich gehängt sein werde, mögt Ihr die von mir geprägten Münzen einziehen; ich schaffe sie nicht ab.“

Diese leichtfertige Rede sollte bald genug in Erfüllung gehen. Der König Eduard IV. von England rüstete sich nämlich zu einem Einfall in Schottland und forderte den Herzog von Albany zur Theilnahme auf, indem er ihm die schottische Krone verhieß. Als nun der König Jakob den ganzen Adel seines Landes zu den Waffen rief, hielten, während das Heer in der Nähe der Hauptstadt ein Lager bezog, die angesehensten Barone in einer Kirche eine Zusammenkunft, um sich

über die Mittel zu berathen, durch welche sie der Herrschaft des verhaßten Günstlings ein Ende machen könnten. Nachdem lange hin und her gesprochen worden war, sagte einer der Edelleute: „Unsere Versammlung kommt mir vor wie die der Mäuse in der Fabel. Diese hatten, wie Ihr wißt, beschlossen, der Katze eine Glocke um den Hals zu hängen, damit sie immer hören könnten, wenn ihr Feind sich näherte. Die vorgeschlagene Maßregel war gewiß sehr zweckmäßig; sie kam aber nicht zur Ausführung, weil unter allen Mäusen auch nicht eine den Muth hatte, der Katze die Glocke umzuhängen."

Kaum hatte Jener geendet, so erhob sich der Graf von Angus, ein Mann von riesiger Körperkraft und unerschrockenem Muthe, und sagte: „Ich bin derjenige, welcher der Katze die Glocke umhängen wird."

In diesem Augenblick erschien Cochran mit dreihundert Bewaffneten an der Kirchthür, um zu erfahren, was die Barone beschlossen hätten. Er trug einen mit Edelsteinen besetzten Reitrock von schwarzem Sammet; seinen Nacken zierte eine schwere goldene Kette, und an seiner rechten Seite hing ein mit Gold beschlagenes Jagdhorn herab. Sein goldener Helm und sein aus seidenen Stoffen verfertigtes Zelt wurde hinter ihm hergetragen, und auch die dreihundert Trabanten waren so prächtig gekleidet und bewaffnet, daß sie die versammelten Ritter weit überstrahlten.

Sobald Cochran eingetreten war, schritt der Graf von Angus auf ihn zu, riß ihm die goldene Kette vom Halse und sagte: „Elender, ein Strick würde Dir besser stehen!"

„Was wollt Ihr, Mylords?" rief Cochran, indem er erstaunt zurücktrat.

„Du hast des Königs Gunst zu Deinem Vortheil und zum Verderben des Landes gemißbraucht," antwortete Angus; „wir wollen Dich jetzt zur Verantwortung ziehen, damit Dir der verdiente Lohn zu Theil werde."

Cochran wurde ergriffen und gebunden, ohne daß er oder seine Trabanten den geringsten Widerstand versuchten. Unterdessen begab sich ein Theil der Barone zum König und zwang ihn, das Todesurtheil seiner Günstlinge zu unterschreiben, während Andere sich in der Stadt zerstreuten und den Musicus, den Schneider, den Schmied und den Fechtmeister verhafteten. Als die Gefangenen in das Lager geführt wurden, erhoben die Soldaten ein lautes Freudengeschrei und beeilten sich, Zeltstricke und Pferdehalfter herbeizubringen, und bald darauf waren alle Fünf auf einer in der Nähe befindlichen Brücke aufgehängt.

Unterdessen hatten die Engländer die schottische Grenze überschritten und die Feindseligkeiten begonnen; doch wurde schon nach dem ersten Treffen durch Vermittlung des Herzogs von Albany Friede geschlossen. Jakob blieb dem Namen nach König; er beschäftigte sich aber bloß mit seinen Bauten und mit der Musik und überließ die Regierungsgeschäfte seinem Bruder. Nach einigen Jahren begab sich dieser wieder nach England und von da nach Frankreich, und wurde bei einem Turnier durch einen Lanzensplitter so schwer verwundet, daß er nach kurzer Zeit starb.

Jakob hatte seit der Abreise seines Bruders die Leitung der Staatsgeschäfte wieder übernommen und in der alten Weise fortregiert, nur daß bei ihm mit den Jahren auch der Geiz noch zunahm. Zuletzt trieb er es eben so arg wie sein ehemaliger Günstling Cochran, denn jede Gunstbezeigung mußte mit reichen Geschenken erkauft werden. Endlich vereinigten sich die Barone der südlichen Grafschaften, um dem unwürdigen Treiben des Königs ein Ende zu machen. Da sie ein bedeutendes Heer aufstellten und gegen die Hauptstadt vorrückten, so wandte sich Jakob, der sich hier nicht mehr für sicher hielt, nach den nördlichen Theilen des Landes, wo er noch viele Anhänger hatte. Durch Bestechung eines Schloßhauptmanns, dem die Beschützung der Familie

des Königs anvertraut war, brachten die Empörer den Thronerben in ihre Gewalt und erließen nun im Namen desselben eine Bekanntmachung, in der sie erklärten, daß der König durch seine Tyrannei und seine Erpressungen den Thron verwirkt habe. Dieser stand indeß an der Spitze eines Heeres von dreißigtausend Mann, während die Empörer kaum zwanzigtausend Mann beisammen hatten. Ehe es zur Schlacht kam, führte einer der treusten Anhänger des Königs diesem einen schönen, großen Schimmel zu und bat ihn, dieses kräftige Thier, welches eben so schnell wie lenksam wäre, zu besteigen. Der König that es, jedoch zu seinem Verderben; denn kaum hatte die Schlacht begonnen, so lief das Pferd, ohne auf seinen Reiter zu achten, mit Windesschnelligkeit davon und warf den König in der Nähe einer Mühle ab. Hier wurde er in ein Bett gebracht; als er wieder zur Besinnung kam, verlangte er nach einem Geistlichen, und auf die Frage der Müllerin, wer er denn eigentlich wäre, antwortete er unvorsichtiger Weise: „Diesen Morgen war ich noch Euer König.“ Die Frau sprang sogleich zum Hause hinaus und rief mit lauter Stimme: „Ist kein Priester in der Nähe? Der König liegt krank in meinem Hause und wünscht zu beichten!“

Ein Unbekannter, welcher vorüberging, hatte kaum diese Worte gehört, als er einen Augenblick nachdachte und dann hastig sagte: „Ich bin ein Priester; führt mich nur schnell zum König!“ Als er eintrat und sich als Priester zu erkennen gab, sagte der König: „Ich glaube nicht, daß meine Wunden tödtlich sind; indessen wünsche ich doch zu beichten und Vergebung meiner Sünden zu erlangen.“ „Die soll Dir werden!“ sagte der Unbekannte, stieß dem König einen Dolch ins Herz und entfernte sich, ohne daß man jemals erfahren konnte, wer er war und aus welchem Grunde er den Mord begangen hatte.

So endete Jakob III., nachdem er durch seine mit Schlechtigkeit gepaarte Schwäche viel Unglück über sein Volk gebracht hatte. Sein

Sohn Jakob IV. fiel in einer Schlacht gegen die Engländer, und sein Enkel Jakob V. starb nach einer unruhigen Regierung in Tiefsinn, nach Einigen sogar an Gift. Des Letzteren Tochter war die unglückliche Maria Stuart, von deren Schicksalen wir weiter unten hören werden.

---

2. Heinrich VIII.

a. Das Turnier auf dem goldenen Felde.

Heinrich VIII., welcher seinem Vater Heinrich VII. als achtzehnjähriger Jüngling in der Regierung folgte, war ein Fürst von leidenschaftlicher Heftigkeit, unbeugsamem Starrsinn und dem launenhaftesten Wankelmuth in seinen Neigungen. Anfangs kümmerte er sich wenig um die Angelegenheiten des Staats; er widmete seine ganze Zeit den prunkvollsten Vergnügungen und ließ Turniere, Festgelage und Mummereien in raschem Wechsel auf einander folgen. Eine der prachtvollsten Festlichkeiten war das Turnier, welches er mit dem jungen König von Frankreich, Franz I., in der Nähe von Calais veranstaltete. Schon lange vor der festgesetzten Zeit wurden Herolde durch alle Hauptstädte Europas gesandt, welche verkündeten, daß die Könige von Frankreich und England als Freunde und Waffenbrüder, jeder in Begleitung von achtzehn Rittern, mit Allen, die dazu bereit wären, eine Lanze brechen würden. Auf einem Felde bei Calais, welches nachher wegen der Pracht, mit der man es ausschmückte, das goldene hieß, wurde für Heinrich und sein Gefolge ein hölzerner Palast mit zahllosen Gemächern errichtet, deren Wände mit kostbaren Teppichen behängt, deren

Decken mit seidenem Zeug überzogen waren. Ein ähnliches Gebäude ließ sich der König Franz errichten, und zwischen beiden befand sich der mit Schranken umgebene Kampfplatz, welcher neunhundert Fuß lang und dreihundert Fuß breit war. Außerdem hatte man große Hallen erbaut, in welchen sämmtliche Anwesende auf Kosten der beiden Könige mit den seltensten Speisen und Getränken bewirthet wurden; auch gab es Springbrunnen, aus denen Wein statt des Wassers floß, Schaubühnen für Tänzer und Possenreißer und seidene Zelte zum Aufenthalt während der heißen Tageszeit. Die Waffen der Ritter und die Kleider der Frauen übertrafen an Pracht Alles, was man bisher gesehen hatte, und von Einigen pflegte man zu sagen, sie trügen ihre sämmtlichen Mühlen, Wälder und Wiesen auf ihren Schultern.

Als die beiden Könige auf dem Kampfplatz ankamen, ließen sie ihr Gefolge auf den letzten Hügeln zurück, ritten einander entgegen, umarmten sich und gingen dann Arm in Arm in ein Zelt, wo sie sich eine Zeit lang besprachen. Alsdann begannen die ritterlichen Spiele, welche zehn Tage währten. Sechs Tage lang fochten die beiden Könige zu Pferde mit der Lanze gegen Alle, welche sich meldeten; dann kämpften sie zwei Tage lang zu Pferde mit breiten Schwertern; an den beiden letzten Tagen fochten sie zu Fuß. Die beiden Königinnen und ihre Damen sahen von den Balkonen aus den Kämpfen zu und theilten die Preise aus, und die sämmtlichen anwesenden Ritter waren so höflich, sich stets von den beiden Königen besiegen zu lassen, so daß diese die sämmtlichen Preise gewannen.

So groß indeß die Freundschaft der beiden Monarchen zu sein schien, so herrschte doch die ganze Zeit über ein entschiedenes Mißtrauen. Bei jeder Zusammenkunft wurde die Zahl der bewaffneten Begleiter genau festgesetzt; wenn die Könige wechselseitig den Königinnen einen Besuch abstatteten, machten sie sich auf ein durch einen Kanenschuß gegebenes Zeichen auf den Weg, ritten an einander vorüber

und betraten in demselben Augenblick die beiden Paläste, und als einst der englische König von dem französischen bei einem Kampfe niedergeworfen wurde, wäre aus dem Spiele beinahe Ernst geworden. Franz, von Natur offen und edelmüthig, wurde dieser Vorsichtsmaßregeln bald überdrüssig, und eines Morgens setzte er sich nur mit drei Begleitern zu Pferde, ritt nach Heinrichs Palast, trat unangemeldet in dessen Schlafzimmer und kündigte sich ihm im Scherz als seinen Gefangenen an. Heinrich lag noch im Bett; er sprang eiligst auf und umarmte Franz, der ihm nun beim Ankleiden half und, wie er sagte, eine Ehre darin suchte, der Kammerdiener des Königs von England zu sein. Als die beiden Könige von einander Abschied nahmen, hing Heinrich ein Perlenhalsband im Werthe von dreißigtausend Thalern um Franz' Nacken, der ihm zum Gegengeschenk ein noch kostbareres Armband reichte. Darauf umarmten sie sich und sagten sich Lebewohl.

So endete diese merkwürdige Zusammenkunft, die indessen von keinen weiteren Folgen war, denn bald darauf brach zwischen den beiden Monarchen wieder ein Krieg aus, welcher bewies, daß der alte Haß zwischen Franzosen und Engländern noch keineswegs erloschen war.

---

b. Thomas Wolsey.

Thomas Wolsey war der Sohn eines Fleischers in Ipswich. Nachdem er eine gelehrte Schulbildung erhalten hatte, trat er in den geistlichen Stand und wurde wegen seiner ausgezeichneten Talente durch Heinrich VII. zum Hofkaplan ernannt. In dieser Stellung wußte er sich durch seinen scharfen Verstand, seine umfassenden Kenntnisse und seine hinreißende Beredtsamkeit so beliebt zu machen, daß er bald einer

der einflußreichsten Männer am Hofe war. Auch in Staatsgeschäften zeigte er eine außerordentliche Geschicklichkeit, so daß ihm alle bedeutenderen Gesandtschaften übertragen wurden. Einst wurde er in einer wichtigen Sache nach Brüssel geschickt. Als er am vierten Tage wieder bei Hofe erschien, rief ihm der König voller Verdruß entgegen: „Mein Gott, seid Ihr noch nicht fort? Ihr wißt doch, daß die Sache dringend ist.“ „Ich bitte um Verzeihung,“ antwortete Wolsey, „ich komme so eben wieder zurück.“ „Das ist mir nicht lieb,“ sagte der König; „ich hatte etwas Wichtiges vergessen und habe Euch daher einen zweiten Botschafter nachgeschickt.“ „Er ist mir auf dem Rückweg begegnet,“ erwiderte Wolsey. „Also doch zu spät!“ rief der König; „ich dachte es wohl!“ „Nein, gnädigster Herr,“ sagte Wolsey, „ich konnte mir denken, daß an meinem Auftrage etwas fehlte, und habe es auf meine eigene Verantwortung hinzugesetzt.“

Eine solche Verbindung von Eifer, Schnelligkeit und Klugheit erwarb ihm in dem Grade das Vertrauen des Königs, daß er nun sein erster Rathgeber wurde. Noch höher stieg sein Ansehn unter Heinrich VIII., der ihn wegen seines heiteren Sinns, seines feinen Betragens und seiner geistreichen Gespräche unter allen Männern des Hofes am meisten liebte. Auch nahm er an allen Vergnügungen des Königs theil, sang und trank, tanzte und scherzte bei den Hoffesten, und disputirte dann wieder über die schwierigsten theologischen Streitpunkte. In kurzer Zeit stieg er nun von einer Würde zur andern empor; er wurde Bischof von Dornik und dann Erzbischof von York, der Papst ernannte ihn zum Cardinal und zu seinem Legaten in England, und endlich machte ihn der König noch zu seinem Kanzler. Dabei war sein Einfluß und seine Macht so groß, daß Jeder, der etwas erlangen wollte, und wenn es auch ein Kaiser oder König war, sich an ihn wenden und sich um seine Gunst bewerben mußte.

Durch die vielen Aemter, welche Wolsey in seiner Person verei-

nigte, waren seine Einkünfte dermaßen angewachsen, daß er für einen der reichsten Männer in Europa galt. Die Pracht seines Hofstaats überstieg Alles, was man bisher gesehen hatte. Sein Palast war größer und schöner als der des Königs; bei festlichen Gelegenheiten erschien er mit einem Gefolge von achthundert Personen, welche alle in Scharlach gekleidet waren; seine Schuhe waren von Gold und mit den kostbarsten Edelsteinen besetzt. Unter seinen Hausbeamten befanden sich Grafen und Barone; seine Diener hatten die schönsten arabischen Pferde, während er selbst in wunderlicher Nachahmung der priesterlichen Demuth auf einem Esel ritt, der indessen einen goldenen Zaum und goldene Steigbügel hatte. Wenn er an hohen Festtagen die Messe las, so bedienten ihn nur Bischöfe und Aebte, und Männer aus den ersten Familien des Landes reichten ihm das Weihwasser. Uebrigens verwaltete er sein Amt als Kanzler des Reichs mit Gerechtigkeit und Unparteilichkeit, und die Rechtspflege verdankte ihm viele Verbesserungen.

Um diese Zeit begann Martin Luther in Wittenberg gegen den Ablaßhandel und viele andere Mißbräuche zu predigen, welche sich in die christliche Kirche eingeschlichen hatten. In England, wo schon vor länger als hundert Jahren Johann Wycliffe ähnliche Grundsätze aufgestellt hatte, fanden die Lehren der Reformatoren großen Anhang, und viele angesehene Männer bekannten sich offen zu ihnen. Der König Heinrich war mit diesen Neuerungen sehr unzufrieden, denn sein despotischer Charakter duldete es nicht, daß einer seiner Unterthanen sich anmaßte, in Glaubenssachen der eigenen Ueberzeugung zu folgen. Er erließ daher strenge Strafbestimmungen gegen diejenigen, welche sich zu der neuen Lehre hinneigten, und Wolsey stand ihm hierbei treulich zur Seite, indem er alle diejenigen mit dem Kirchenbann bedrohte, welche die Schriften Luthers oder eines anderen Reformators lesen oder verbreiten würden. Auch schrieb der König, der sich früher viel mit theologischen Studien beschäftigt hatte, ein Buch gegen Luther,

und erwarb sich dadurch vom Papste den Titel „Vertheidiger des Glaubens.“

Was aber die Ueberzeugung des Volkes nicht zu bewirken vermochte, das geschah jetzt durch den leidenschaftlichen und wankelmüthigen Sinn des Königs, nämlich die Trennung Englands von der römisch-katholischen Kirche. Heinrich hatte sich bald nach seiner Thronbesteigung mit der Wittwe seines älteren Bruders, Katharina von Aragonien, vermählt; er war aber seiner Gemahlin längst überdrüssig, da sie älter als er und überaus schwermüthig, auch mit körperlichen Gebrechen behaftet war. Als nun der König ein junges Hoffräulein, Namens Anna Boleyn, kennen lernte, welche mit einer seltenen Schönheit einen munteren, heiteren Sinn verband, beschloß er, sich mit ihr zu vermählen und sich zu dem Ende von Katharina scheiden zu lassen. Ein Vorwand hierzu war bald gefunden. Nach den Gesetzen der katholischen Kirche ist die Ehe mit der Wittwe des Bruders verboten. Zwar hatte der Papst zur Vermählung Heinrichs mit seiner Schwägerin die Erlaubniß gegeben; dieser aber that nun, als ob er dessenungeachtet von Gewissenszweifeln gequält und die Auflösung der unerlaubten Ehe zur Herstellung seiner Seelenruhe nöthig wäre. Wolsey war auch jetzt wieder bereit, sich den Wünschen seines Herrn zu fügen; der Papst dagegen wollte von einer Scheidung nichts wissen und verweigerte seine Zustimmung. Da that der König den Schritt, der ihn am schnellsten zum Ziele führen mußte: er sagte sich, obgleich er die Lehren der Reformatoren von ganzer Seele haßte, vom Papste los und machte sich zum Oberhaupt der englischen Kirche. Zugleich erklärte er seine Ehe mit Katharina für ungültig, befahl ihr, den Hof zu verlassen, und vermählte sich mit Anna Boleyn.

Die neue Ehe des Königs führte aber auch den Sturz des allmächtigen Ministers herbei. Wolsey hatte den König in seiner Absicht, seine erste Gemahlin zu verstoßen, bestärkt, weil er der Meinung war,

daß dieser nur durch religiöse Bedenken bestimmt würde; als er jedoch Heinrichs Absicht durchschaute, fiel er ihm zu Füßen und beschwor ihn, die zweite Ehe nicht einzugehen. So war er denn für die beiden Parteien am Hofe, die der ersten und die der zukünftigen Königin, ein Gegenstand gleichen Hasses. Der wankelmüthige König, uneingedenk der langjährigen treuen Dienste seines Kanzlers, ließ ihm die Siegel abnehmen und schickte ihn in sein Erzbisthum York. Als Wolsey auf dem Wege dorthin noch eine Botschaft von seinem undankbaren Herrn erhielt, stieg er von seinem Maulthier, kniete in den Koth nieder, entblößte sein Haupt und nahm so das Schreiben in Empfang. In York lebte er noch ein halbes Jahr den Pflichten seines Berufs und, wie in den Tagen des Glücks, eifrig bemüht, die Wissenschaften und Künste zu befördern; dann aber traf ihn ein neuer Schlag, den er nicht zu ertragen vermochte. Seine Feinde hatten den König bestimmt, ihn des Hochverraths anklagen und verhaften zu lassen. Man führte ihn als Gefangenen fort, um ihn in London vor Gericht zu stellen; unterwegs aber erkrankte er und gab in einem Kloster, in welchem er übernachten sollte, den Geist auf. Seine letzten Worte waren: „Hätte ich Gott so treu und eifrig gedient, wie ich dem König gedient habe, er würde mich nicht verlassen haben bei meinen grauen Haaren. Jetzt aber leide ich die gerechte Strafe dafür, daß ich bei meinen Sorgen und Mühen nicht Gott, sondern nur das Wohl meines Fürsten im Auge gehabt habe."

---

c. Thomas More.

Als der Papst die Nachricht von dem Abfall und der Heirath des Königs erhielt, gerieth er in heftigen Zorn, erklärte die zweite Ehe für

ungültig und bedrohte den König mit den härtesten Kirchenstrafen. Dieser hob, um sich zu rächen, alle Klöster in seinem Lande auf, zog ihre Güter und liegenden Gründe ein und eignete sich ihre sämmtlichen Einkünfte zu, welche sich nach unserem Gelde auf mehr als eine Million Thaler jährlich beliefen. Ohne Zweifel waren die Klöster in England, wie in allen anderen Ländern, der Sitz zahlloser Mißbräuche und arger Laster geworden, so daß ihre Aufhebung vollkommen gerechtfertigt erscheint. Doch ging man dabei mit solcher Barbarei zu Werke, daß viele der schönsten Kirchen und der werthvollsten Bücher und Kunstwerke muthwillig zerstört wurden. Auch war die Aufhebung der Klöster für den König von keinem bedeutenden Nutzen, denn die Reichthümer, die er durch sie gewann, wurden an seine Günstlinge verschenkt oder durch unsinnige Verschwendung vergeudet. Der Zorn des Papstes kannte nun keine Grenzen mehr: er sprach über Heinrich den Bann aus, weil dieser sich, wie es in der Bulle hieß, in ein wildes Thier verwandelt habe, und erklärte ihn als Ketzer, Ehebrecher und Mörder des Thrones verlustig.

So war die Trennung Englands von der römischen Kirche entschieden; doch gestattete der tyrannische König seinen Unterthanen darum keineswegs, sich der Reformation anzuschließen. Während er selbst sich mit dem Papst herumstritt, ließ er alle diejenigen, welche von den Lehren des Papstes abfielen, als Ketzer verbrennen. Stolz auf seine theologische Gelehrsamkeit, glaubte er die einzig wahre Richtschnur des Glaubens zu besitzen und alle Andersdenkenden vernichten zu dürfen. Unter denen, welche seinem Fanatismus zum Opfer fielen, waren zwei der trefflichsten Männer, der Bischof Johann Fisher und der Kanzler Thomas More. Fisher wurde, weil er den König nicht als Oberhaupt der Kirche anerkennen wollte, ins Gefängniß geworfen, und als nun der Papst den würdigen Mann, dem Könige zum Trotz, zum Cardinal ernannte, sagte Heinrich in wildem Hohn, der Papst könne dem Bischof

zwar einen rothen Hut schicken, aber dieser werde keinen Kopf mehr haben, um ihn aufzusetzen. Darauf ließ er dem Gefangenen den Prozeß machen, ihn von den willenlosen Richtern zum Tode verurtheilen und ihm den Kopf abschlagen.

Heinrich glaubte, daß dieses Beispiel auf More wirken und ihn von fernerem Widerstand abschrecken würde; doch der edle Mann blieb seiner Ueberzeugung treu. More war zur Belohnung für die ausgezeichneten Dienste, die er dem König geleistet, nach Wolseys Sturz zum Kanzler ernannt worden und hatte dieses wichtige Amt so gewissenhaft und uneigennützig verwaltet, daß er bei seinem Tode nichts als sein kleines väterliches Erbe besaß. Als Heinrich sich zum Oberhaupt der Kirche erklärte, ließ sich More weder durch Versprechungen noch durch Drohungen bewegen, ihn als solches anzuerkennen. Er wurde nun seines Amtes entsetzt und ins Gefängniß geworfen, und da auch dies seinen Entschluß nicht zu erschüttern vermochte, so beraubte man ihn seiner Bücher, seines einzigen Trostes. Seine Freunde baten ihn, der Gewalt nachzugeben; er antwortete, daß der König Gewalt über den Leib, aber nicht über den Geist habe. Seine Gattin beschwor ihn unter Thränen, dem Könige zu gehorchen und seinen Kindern sein Leben zu erhalten; da fragte er sie, wie lange er nach ihrer Meinung wohl noch zu leben habe. „Du kannst,“ antwortete sie, „noch zwanzig Jahre leben, denn Du bist gesund und rüstig.“ „Und willst Du,“ fuhr er fort, „daß ich die Ewigkeit für zwanzig Jahre hingebe?“ Endlich wurde sein Todesurtheil ausgesprochen; er hörte es mit derselben Gelassenheit an, welche er sich während seiner ganzen Gefangenschaft bewahrt hatte, segnete sein Weib und seine Kinder und ließ sich heiteren Angesichts zum Tode führen. Als man ihm sagte, der König habe aus besonderer Gnade die Strafe des Feuertodes, die ihm als Ketzer gebühre, in die der Enthauptung verwandelt, antwortete er lächelnd: „Gott bewahre alle meine Freunde vor solcher Gnade!“ Beim Besteigen des Schaf-

fots bemerkte er, daß die Stufen unter seinen Tritten wankten und den Einsturz drohten. „Herr," sagte er zu dem Befehlshaber des Towers, auf dessen Hofe die Hinrichtung stattfand, „ich bitte Euch, sorgt dafür, daß ich wohlbehalten hinaufkomme; für mein Hinabkommen werde ich selbst sorgen." Da ihm nicht erlaubt wurde, das versammelte Volk anzureden, so begnügte er sich mit der Versicherung, daß er sich keines Unrechts bewußt sei, vielmehr als guter Katholik und treuer Unterthan des Königs sterbe. Während er sein Haupt auf den Block legte, sagte er zu dem Henker: „Erlaubt mir noch, meinen Bart an die Seite zu bringen, denn der hat gewiß kein Unrecht gethan." Nach diesen Worten fiel sein Haupt auf einen Streich.

---

d. Anna Boleyn.

Heinrich hatte bald nach seiner Lossagung vom Papst sechs Glaubens-Artikel aufgesetzt, deren Annahme er von allen seinen Unterthanen mit grausamer Strenge erzwang, und welche daher vom Volk das blutige Gesetz genannt wurden. Wer den ersten derselben (die Gegenwart Christi im Abendmahl) leugnete, wurde lebendig verbrannt; auf die Verwerfung der übrigen (Ohrenbeichte, Ehelosigkeit der Geistlichen ꝛc.) war, auch im Fall des Widerrufs, Gefängnißstrafe und Verlust des Vermögens gesetzt, und beharrliches Leugnen führte auch hier die Todesstrafe herbei. So brannten denn an allen Orten die Scheiterhaufen, auf denen Menschen lebendig geröstet wurden, weil sie in einem oder dem anderen Punkte von dem Glauben des Königs abwichen. Der Geist der Freiheit schien damals aus dem ganzen englischen Volke gewichen zu sein, denn nicht ein Arm rührte sich zur Vertheidigung jener

Unglücklichen, und auch das Parlament gab in knechtischer Unterwürfigkeit zu allen Gewaltthaten des Tyrannen seine Zustimmung. Selbst Thomas Cranmer, der Erzbischof von Canterbury und einer der Vertrauten des Königs, wagte es nicht, diesen um eine mildere Behandlung der protestantisch Gesinnten zu bitten, obgleich er selbst im Geheimen der neuen Lehre anhing, und als das blutige Gesetz erschien, schickte er, ohne auch nur ein Wort des Widerspruchs zu erheben, seine Frau und seine Kinder nach Deutschland.

Die unglückliche Königin Katharina war unterdeß gestorben, und der wankelmüthige König war seiner zweiten Gemahlin, Anna Boleyn, bereits eben so überdrüssig geworden, wie der ersten. Wiederum war es eine der Hofdamen, Johanna Seymour, welche ihn durch ihre Schönheit fesselte, und welche er nun zu seiner Gemahlin erheben wollte. Um diesen Zweck zu erreichen, umgab er Anna mit Spionen, welche ihm jedes ihrer Worte hinterbrachten und es auch nicht unterließen, Lügen und Verleumdungen hinzuzufügen. Aus ihren Aussagen wurde eine Anklage auf Untreue und Hochverrath zusammengeschmiedet, in welche auch Annas Bruder und andere ihrer Verwandten verflochten wurden. Unparteiische Richter würden auf so ungegründete Anschuldigungen hin die sämmtlichen Angeklagten freigesprochen haben; die knechtisch gesinnten Lords, welche wußten, daß der König eine Verurtheilung wollte, erklärten sie für schuldig, obgleich auch nicht die geringste Thatsache gegen sie vorlag. Alle starben mit Festigkeit und Würde. Anna hatte aus dem Kerker einen rührenden Brief an ihren Gemahl geschrieben, welcher noch vorhanden ist und aus welchem ihre Unschuld klar hervorgeht. Als sie hörte, daß der Tyrann unerbittlich blieb, bereitete sie sich mit einer Seelenruhe, wie sie nur ein gutes Gewissen empfinden kann, zum Tode vor. Ein Geistlicher wollte sie mit der Versicherung beruhigen, daß der Tod durch das Beil nicht schmerzhaft sei; sie aber antwortete lachend: „Ich höre ja, daß der Scharfrichter

ein tüchtiger Mann ist, der sein Handwerk versteht, und überdies habe ich nur einen gar dünnen Hals." Auf dem Blutgerüst versicherte sie nochmals den Umstehenden ihre Unschuld, bat Gott, den König zu segnen und ihm ein langes Leben zu schenken, und befahl dem Heiland ihre Seele. Darauf machte ein Schwertstreich ihrem Leben ein Ende.

Heinrich saß indessen in seinem Palast und lauschte ängstlich auf den Donner der Kanone, der ihm den Tod seines unschuldigen Weibes verkündete. Als er ihn in der Luft dröhnen hörte, sprang er fröhlich auf, befahl seine Hunde vorzuführen und belustigte sich den ganzen Tag über mit der Jagd. Drei Tage später feierte er seine Vermählung mit Johanna Seymour und gab dadurch deutlich zu erkennen, welche Beweggründe ihn bei Annas Hinrichtung geleitet hatten.

---

e. Katharina Howard.

Da Johanna Seymour schon nach einem Jahre, unmittelbar nach der Geburt eines Sohnes, an einem hitzigen Fieber starb, so trug der König zwei auswärtigen Prinzessinnen seine Hand an. Die Herzogin von Mailand, an die er sich zuerst wandte, antwortete ihm, daß sie vielleicht auf seinen Antrag eingehen würde, wenn sie zwei Köpfe hätte; da sie aber den einzigen, den sie besitze, sich zu erhalten wünsche, so danke sie für die ihr angebotene Ehre. Darauf warb Heinrich um die Hand der Prinzessin Anna von Kleve, von welcher ihm ein durch den berühmten Hans Holbein gemaltes Bildniß zu Gesicht gekommen war. Als er sie selbst zum ersten Male sah, erschrak er, denn sie war plump und häßlich und dabei so ungebildet und geistesarm, daß er sich unwillig abwandte. Die Vermählung rückgängig zu machen, war un-

möglich; doch schon nach wenigen Monaten ließ er sich aus ganz nichtigen Gründen scheiden. Zugleich klagte er denjenigen seiner Vertrauten, der ihm zu jener Vermählung gerathen hatte, des Hochverraths an und ließ ihn ohne Urtheil und Recht hinrichten, und zwar an demselben Tage, an welchem er sich zum fünften Male vermählte.

Die neue Königin, Katharina Howard, war von kleiner Gestalt und nicht besonders schön, aber von lebhaftem Geist und dem liebenswürdigsten Wesen. Heinrich fühlte sich in ihrem Besitz überaus glücklich; doch schon im folgenden Jahre ergab es sich, daß seine junge Gemahlin die Verbrechen, deren die unglückliche Anna Boleyn fälschlich beschuldigt worden war, wirklich begangen hatte. Diesem Schlage vermochte der sonst so harte Sinn des Königs nicht zu widerstehen; er brach, als ihm die Beweise ihrer Schuld und ihr eigenes Bekenntniß überbracht wurden, in einen Thränenstrom aus. Darauf ließ er sie nebst allen ihren Mitschuldigen enthaupten. Unter den Letzteren befand sich durch ein merkwürdiges Verhängniß auch diejenige Hofdame, welche durch ihre Verleumdungen den Tod Anna Boleyns herbeigeführt hatte.

Während das schreckliche Beil den König abermals zum Wittwer machte, wurden wieder neue Scheiterhaufen errichtet, auf denen sowohl Katholiken, welche ihn nicht als Oberhaupt der Kirche anerkennen wollten, als auch Protestanten, welche die sechs Glaubens-Artikel verwarfen, verbrannt wurden. Um, wie er sagte, seine Gerechtigkeit und Unparteilichkeit zu beweisen, ließ Heinrich die Unglücklichen immer zwei und zwei auf einer Schleife, je einen von jeder Partei, zur Richtstätte fahren. Und dabei war er um das Seelenheil seiner Unterthanen so eifrig besorgt, daß er selbst an der Anfertigung eines Religionsbuchs theilnahm, welches den Titel führte: „Nöthige Lehre für jeden Christen.“

f. Katharina Parr.

Seltsamer Weise fand sich in England eine Frau, welche sich nach so entsetzlichen Vorgängen entschloß, Heinrichs sechste Gemahlin zu werden. Es war Katharina Parr, die Wittwe eines englischen Lords, eine gebildete und geistreiche Frau, welche es nur ihrer großen Klugheit verdankte, daß sie nicht, wie zwei ihrer Vorgängerinnen, auf dem Schaffot endete. Sie war nämlich der evangelischen Lehre zugethan, und gewann allmählich solchen Einfluß auf den König, daß sie es wagte, mit ihren wahren Ansichten, die sie anfangs sorgfältig verheimlicht hatte, zum Vorschein zu kommen. Kaum bemerkte der König, der mit den Jahren immer mißtrauischer und übellauniger geworden war, etwas von dieser ketzerischen Richtung, so befahl er dem Bischof Gardiner, einem heftigen Gegner der Protestanten, eine Anklageschrift und einen Verhaftsbefehl gegen seine Gemahlin aufzusetzen. Zum Glück für Katharina sah einer ihrer Freunde den Verhaftsbefehl, als er eben vom König unterzeichnet worden war, und benachrichtigte sie von der ihr drohenden Gefahr. Sie wurde vor Schreck krank, wußte sich aber bald wieder zu fassen, und als nun der König kam, um ein religiöses Gespräch mit ihr anzuknüpfen und neue Anklagepunkte gegen sie zu finden, sagte sie, daß sie von so gelehrten Dingen nichts verstehe und auch nicht darüber nachzudenken brauche, da sie einen Gemahl habe, der die richtigen Grundsätze des Glaubens nicht bloß für sich und seine Familie, sondern auch für sein ganzes Volk aufzustellen verstehe.

„Wie kommt es aber," fuhr der König fort, „daß Du in den letzten Tagen Ansichten ausgesprochen hast, die den meinigen durchaus entgegenstehen?"

„Wenn ich," erwiderte Katharina, „den Schein des Widerspruchs

angenommen habe, so geschah es, um dem Gespräch, das ohne den Gegensatz der Meinungen leicht ermattet, mehr Lebhaftigkeit zu geben."

„Du hast also nicht Deine wahre Meinung geäußert?" rief der König erfreut. „Nun, dann bin ich beruhigt, und wir sind wieder gute Freunde."

In diesem Augenblick erschien der Kanzler mit dem Verhaftsbefehl, um Katharina in den Tower abzuführen. Der König riß ihm das Papier aus der Hand, nannte ihn einen Narren und schickte ihn unter heftigen Vorwürfen fort.

Auf diese Weise entging die kluge Königin dem Tode durch Henkershand. Nicht lange darauf wurde das Land durch den Tod des Königs von der entsetzlichen Tyrannei befreit, die es während seiner achtunddreißigjährigen Regierung erduldet hatte.

---

3. Eduard VI.

Eduard VI., der Sohn Heinrichs VIII. und der Johanna Seymour, war beim Tode seines Vaters erst zehn Jahre alt; es übernahm daher sein Oheim, der Herzog von Somerset, als Protector die vormundschaftliche Regierung. Dieser war ein Anhänger der protestantischen Lehre und begünstigte die Verbreitung derselben, indem er das blutige Gesetz aufhob, die Messe abschaffte, die Bilder aus den Kirchen entfernte und ein Gebetbuch in englischer Sprache verfassen ließ. Durch die Verschenkung der Klostergüter und Kirchenländereien an habsüchtige Edelleute hatte sich indessen der Zustand des Landvolks sehr verschlimmert, und da die ihrer Güter beraubten Mönche es nicht unterließen, die Noth der armen Leute als eine Folge der neuen Reli-

gion darzustellen, so brach in vielen Theilen des Landes ein Aufstand aus, der mit gewaltiger Schnelligkeit um sich griff. Der Protector war ein strenger Mann — er hatte kurz vorher seinen eigenen Bruder wegen Hochverraths hinrichten lassen — und dämpfte den Aufruhr durch zahlreiche Hinrichtungen. So sollen in einer Grafschaft allein mehr als viertausend Rebellen durch das Schwert oder den Galgen umgekommen sein. Während er aber mit solcher Strenge gegen die Empörer verfuhr, war er eifrig bemüht, die Noth des Volkes zu lindern, und erwarb sich dadurch bald die Liebe der Bürger und Bauern. Der Adel dagegen haßte ihn, und endlich gelang es seinen Neidern, an deren Spitze der Herzog von Northumberland stand, ihn zu stürzen. Er wurde des Mißbrauchs seiner Macht angeklagt und zum Tode verurtheilt. Am Tage seiner Hinrichtung waren die Straßen der Hauptstadt, obgleich den Bürgern verboten worden war, vor zehn Uhr Morgens ihre Häuser zu verlassen, schon bei Sonnenaufgang mit Menschen bedeckt, welche ihren Wohlthäter noch einmal sehen wollten. Als er erschien, brach Alles in lautes Jammern und Schluchzen aus, und mit inniger Theilnahme begleitete ihn eine zahllose Menschenmenge nach der Richtstätte. Während er hier die letzten Worte zum Volke sprach und namentlich hervorhob, daß er das Bewußtsein mit ins Grab nehme, die Noth des armen Volkes erleichtert und zugleich die kirchlichen Zustände verbessert zu haben, erschien ein Reiter, welchen man für einen Boten der Regierung hielt. Das Volk glaubte, er würde dem Herzog Begnadigung verkünden, und von allen Seiten erhob sich ein lautes Freudengeschrei. Bald aber zeigte es sich, daß man sich geirrt hatte; der Herzog legte sein Haupt auf den Block, und es fiel auf einen Streich.

Jetzt war der Herzog von Northumberland Regent des Reichs. Er herrschte eben so unumschränkt wie sein Vorgänger, dachte aber nicht an das Wohl des Volkes, sondern nur an die Vermehrung

seiner Macht. Da der junge König von so schwächlichem Körperbau war, daß sein baldiger Tod zu befürchten war, so hatte der stolze Herzog nichts Geringeres im Sinne, als die Krone an seine eigene Familie zu bringen. Eduards Erbin war seine ältere Schwester Maria, die er aber wegen ihrer starren Anhänglichkeit an den Katholicismus haßte, und nächst dieser seine jüngere Schwester Elisabeth. Der Herzog stellte jetzt dem jungen König vor, daß, wenn Maria zur Regierung käme, der Protestantismus in England ausgerottet werden würde, und daß, wenn man die ältere Schwester überginge, auch die jüngere die Krone nicht erben könne. Er bestimmte daher den König, ein Testament zu machen, in welchem die schöne und tugendhafte Johanna Grey, die Tochter des Herzogs von Suffolk und Enkelin einer Schwester Heinrichs VIII., zur Erbin des Thrones ernannt wurde. Diese war mit Lord Dudley, einem Sohne Northumberlands, vermählt, und der stolze Herzog konnte auf diese Weise hoffen, das Ziel seines ehrgeizigen Strebens erreicht zu haben. Er würde es vielleicht erreicht haben, wenn er die Liebe des Volkes besessen hätte; doch sollte er sich bald genug überzeugen, daß ihm seine Verwaltung des Staats den allgemeinen Haß zugezogen hatte, und daß in Folge dessen statt des gehofften Glanzes nur namenloses Elend über seine Familie kam.

Kaum war das Testament unterschrieben und von den Kron-Anwalten und den Räthen des Königs anerkannt, so starb Eduard im sechzehnten Jahre seines Lebens und im siebenten seiner Regierung.

---

4. Maria.

a. Johanna Grey.

Northumberland hatte die Absicht, den Tod des Königs eine Zeit lang geheim zu halten, um die beiden Prinzessinnen in seine Gewalt zu bekommen; Maria wurde jedoch durch einen ihrer Freunde benachrichtigt, und hatte bald einen großen Theil des Adels um sich versammelt. Unterdessen begaben sich die Räthe des Königs zu Johanna Grey, um sie mit ihrer Erhebung auf den Thron bekannt zu machen. Johanna war damals erst sechzehn Jahre alt; mit einer schönen Gestalt verband sie ein liebenswürdiges und bescheidenes Wesen und eine seltene Geistesbildung. Namentlich besaß sie eine so gründliche Kenntniß der alten Sprachen, daß sie die griechischen und römischen Klassiker zu ihrer Unterhaltung zu lesen pflegte, und außerdem sprach sie italienisch und französisch. Als die Räthe ihr den Tod des jungen Königs und den Inhalt seines Testaments verkündigten, fiel sie ohnmächtig zu Boden; nachdem sie sich aber wieder erholt hatte, brach sie in einen Strom von Thränen aus und sagte mit einem Blick zum Himmel: „Wenn das Recht wirklich auf meiner Seite ist, so bitte ich Gott, mir Kraft zu verleihen, damit ich zu seiner Ehre und zum Heil des Landes die Regierung führe.“ Darauf begab sie sich nach London und wurde zur Königin ausgerufen; das Volk ließ jedoch nicht einen Laut des Beifalls hören, denn es übertrug den wohlbegründeten Haß gegen den Vater auf dessen schuldlose Tochter, und außerdem war alle Welt davon überzeugt, daß der Thron der Prinzessin Maria gebühre.

Diese befand sich bereits an der Spitze einer so bedeutenden Macht, daß sie sich nach London auf den Weg machen konnte. Northum-

berland zog ihr mit sechstausend Mann entgegen; kaum aber hatte er die Hauptstadt verlassen, so erklärten sich die sämmtlichen Räthe für Maria, und auch das Volk rief diese unter lautem Jubel zur Königin aus. Von allen seinen Freunden verlassen, durfte es Northumberland nicht auf eine Schlacht ankommen lassen; er verzichtete im Namen seiner Tochter auf die Krone, warf sich den Lords, die ihn gefangen nahmen, zu Füßen, und flehte knieend um sein Leben. Er wurde mit seiner Tochter Johanna, ihrem Vater und ihrem jungen Gemahl in den Tower gebracht; hier wurden sie nebst ihren vornehmsten Anhängern des Hochverraths angeklagt und nach einem kurzen Verfahren zum Tode verurtheilt.

So hochmüthig Northumberland im Glück gewesen war, so unwürdig und unmännlich benahm er sich im Unglück. Er, vor dem wenige Tage zuvor noch die angesehensten Männer des Reichs gezittert hatten, fiel dem Kanzler, der ihm sein Todesurtheil verkündete, zu Füßen, flehte ihn an, sein Leben zu retten, und rief unter Thränen: „Laßt mich nur noch ein wenig leben, und wäre es in einem Mäuseloch!“ Am folgenden Tage wurde er mit mehreren seiner Genossen enthauptet; Johanna, ihr Gemahl und ihr Vater wurden begnadigt.

Sobald Maria gekrönt war, begann sie die Protestanten mit einer Heftigkeit zu verfolgen, welche deutlich bewies, daß sie es auf die gänzliche Ausrottung der neuen Lehre abgesehen hatte. Die Folge war eine Verschwörung vieler Edelleute und Bürger, die zum Zweck hatte, Maria zu entthronen und Johanna Grey auf den Thron zu erheben. Der Plan der Verschworenen wurde verrathen, ehe sie noch ihre Vorbereitungen vollendet hatten, die Anführer gefangen genommen und zum größten Theil hingerichtet. Nur in Kent kam es zum Kampfe; die Bewohner dieser Grafschaft, von je her durch ihren Muth und ihre Freiheitsliebe berühmt, zogen, fünfzehntausend Mann stark, nach

London, wurden aber von den Truppen der Königin geschlagen und mußten sich unterwerfen. Die Rädelsführer wurden unter Martern hingerichtet; die Uebrigen wurden mit Stricken um den Nacken durch die Straßen von London geführt, wobei sie fortwährend rufen mußten: „Gott erhalte die Königin Maria!“ Alsdann wurden sie in Freiheit gesetzt.

Am Tage nach diesem Siege gab Maria den Befehl, Johanna Grey nebst ihrem Gemahl und ihrem Vater, dem Herzog von Suffolk, hinzurichten. Der Letztere hatte an der Verschwörung theilgenommen und demnach die Strafe des Hochverraths verdient; Johanna dagegen und ihr junger Gemahl wußten von den Plänen der Verschworenen nichts, und würden sie, wenn sie darum gewußt hätten, nicht unterstützt haben, da sie mit Freuden dem Throne entsagt hatten. Die heldenmüthige Johanna zeigte an dem Tage der Hinrichtung eine Seelengröße, welche ewiger Bewunderung würdig ist. Als ihr Gemahl sie noch einmal sehen wollte, um Abschied von ihr zu nehmen, verweigerte sie es aus dem Grunde, weil sie dadurch die Fassung verlieren würde, welche ihr letzter Gang erfordere; auch bedürfe es des Abschieds nicht, da sie sich nach wenigen Stunden an einem Orte wiedersehen würden, wo es keine Trennung mehr gebe. Als er zum Tode geführt wurde, winkte sie ihm den letzten Gruß zu, und hatte dann noch den Schmerz, seinen Leichnam zurückbringen zu sehen. Darauf bestieg sie selbst mit festen Schritten das Blutgerüst. Da man mit Recht gefürchtet hatte, daß ihre Unschuld, ihre Jugend und ihre Schönheit das Mitleid des Volkes erwecken würde, so hatte man das Schaffot auf dem Hofe des Towers errichten lassen und nur wenigen Personen den Zutritt gestattet. An diese wandte sich Johanna und erklärte mit fester Stimme, daß sie nicht nach der Krone gestrebt, aber dennoch den Tod verdient habe, weil sie nicht Festigkeit genug besessen, die ihr angebotene Krone auszuschlagen; übrigens habe sie nicht aus Ehrgeiz, sondern aus Ehr-

erbietung gegen ihre Eltern gefehlt, denen sie als Tochter habe gehorchen müssen. Nach diesen Worten legte sie ihr Haupt auf den Block und empfing den Todesstreich.

Die Geschichte Englands erzählt von vielen weisen und trefflichen Männern, welche durch die Hand des Henkers den Tod erlitten haben; gewiß aber ist nie ein schöneres Leben durch das furchtbare Beil geendet worden, und Johannas Hinrichtung ist daher eine der entsetzlichsten Thaten, die je von der Tyrannei der Herrschenden verübt worden sind.

---

b. Philipp II., König von Spanien.

Die Königin Maria hatte von ihrer Mutter, Katharina von Aragonien, den düsteren Sinn, den blinden Eifer für den Katholicismus und einen solchen Haß gegen die neue Lehre geerbt, daß sie sich nie entschließen konnte, ein in protestantischem Sinne geschriebenes Buch zu lesen. Von ihrem eigenen Vater zurückgesetzt, von dessen späteren Frauen gehaßt, von niemandem geliebt, hatte sie in der Einsamkeit eine traurige Jugend verlebt, in welcher ihr finsteres Gemüth sich noch mehr verhärtet hatte.

Als sie den Thron bestieg, war sie siebenunddreißig Jahre alt. Obgleich ihr Gesicht häßlich und runzelig, ihre Gestalt klein und schwächlich war, so besaß sie doch eine große Vorliebe für Prunk und glänzende Farben, und ebenso mußten die Damen ihres Hofes immer prächtig gekleidet sein. Auch veraltete Gebräuche liebte sie sehr, und bei ihrer Krönung wurden Aufzüge und Festlichkeiten veranstaltet, die zum Theil längst außer Gebrauch gekommen waren.

Das Parlament bewies gegen die neue Königin dieselbe Unterwürfigkeit und Unselbständigkeit, die es seit einem Jahrhundert gegen alle Könige gezeigt hatte. Um den Wünschen der Königin zuvorzukommen, begann es seine Verhandlungen mit einer lateinischen Messe, stieß einen Bischof, der dabei nicht niederknien wollte, aus seiner Mitte aus, und hob alle die Religion und die Kirche betreffenden Gesetze Eduards VI. wieder auf.

Dieser Beschluß erregte allgemeine Unzufriedenheit; noch höher aber stieg das Mißvergnügen, als sich die Nachricht verbreitete, daß Maria sich mit Philipp von Spanien zu vermählen beabsichtige. Da Philipps Vater, der Kaiser Karl V., diesen Plan begünstigte, so kam er schnell zur Ausführung. Um das Volk zu beruhigen, wurde festgesetzt, daß Philipp den Titel eines Königs von England führen, die Regierung des Landes aber ganz seiner Gemahlin überlassen solle. Diese Bestimmung vermochte jedoch die Unzufriedenheit nicht zu vermindern, und die Thatsachen bewiesen auch bald genug, daß die Königin durch jene Vermählung in ihrem Fanatismus nur bestärkt worden war. Auch wurde das Vorurtheil, das die Engländer gegen Philipp hatten, durch seine Anwesenheit nicht widerlegt, denn sein stolzes, vornehmes Wesen verletzte den Adel eben so sehr wie das Volk.

Maria selbst erlangte durch ihre Ehe das gehoffte Glück nicht. Philipp, welcher elf Jahre jünger war als sie und sich nur aus Staatsrücksichten zur Vermählung mit ihr entschlossen hatte, verließ schon im folgenden Jahre England und erwiderte ihre zärtlichen Briefe durch rohe Scherze, die er im Kreise seiner Höflinge über sie machte. Wenn er an sie schrieb, so geschah es nur, um Geld von ihr zu erlangen, und Maria mußte, um seinen sich stets wiederholenden Forderungen zu genügen, zu den gewaltsamsten Erpressungen ihre Zuflucht nehmen. Nachdem Philipp den spanischen Thron bestiegen hatte, kam er noch einmal auf kurze Zeit nach England, und auch dieser

Besuch hatte für das Land die verderblichsten Folgen. Es gelang ihm nämlich, seine Gemahlin zur Theilnahme an einem Kriege gegen Frankreich zu bewegen, der den Verlust von Calais herbeiführte und durch diesen harten Schlag das ganze Land mit Trauer erfüllte.

---

c. Die Verfolgung der Protestanten.

Maria hatte bald nach ihrer Vermählung ein zweites Parlament zusammenberufen, in welchem kein Protestant mehr saß, und durch welches sie bei ihrem Bestreben, England wieder mit der katholischen Kirche zu vereinigen, bereitwillig unterstützt wurde. Auf ihren Wunsch war der Cardinal Pole, ein Verwandter des königlichen Hauses, welcher während der Regierung Heinrichs VIII. nach Italien ausgewandert war, als Gesandter des Papstes nach England gekommen. Das Parlament vereinigte sich zu einer Bittschrift, in welcher es sein Bedauern über den stattgehabten Abfall vom Papste und das Verlangen nach Wiederaufnahme des Landes in die katholische Kirche aussprach. Der Cardinal gewährte diese Bitte und erklärte zugleich, daß alles Geschehene vergeben und vergessen sein sollte; ungeachtet dieses Versprechens aber begann nun eine Verfolgung der Protestanten, die an Härte und Grausamkeit kaum ihres Gleichen hat. Durch das ganze Land wurden Kundschafter umhergeschickt, welche von jeder ketzerischen Aeußerung Anzeige machen mußten; schon der Besitz eines ketzerischen Buches sollte mit dem Tode bestraft werden; die Angeklagten aber, welche nicht bekennen würden, sollten auf die Folter gespannt und bis zum Geständniß gemartert werden. Endlich setzte Maria zur Verur-

theilung der Ketzer einen eigenen Gerichtshof ein, in welchem ihr Kanzler, der blutdürstige Bischof Gardiner, den Vorsitz führte.

Die ersten Opfer waren die Bischöfe Rogers und Hooper. Dem ersteren wurde zum Vorwurf gemacht, daß er verheirathet sei und die Messe verwerfe. Durch einen Widerruf hätte er sein Leben retten können; er blieb aber dabei, die Messe für ein gottloses Blendwerk zu erklären, und wurde zum Feuertode verurtheilt. Als ihn die Wächter zur Richtstätte abholen wollten, lag er in tiefem Schlaf. Er bat um die Erlaubniß, sein Weib und seine zehn Kinder noch einmal sehen und von ihnen Abschied nehmen zu dürfen; doch Gardiner erwiderte, daß er als Priester keine Frau haben könne. Da Rogers im hohem Grade die Liebe des Volks besaß, so fürchtete man einen Aufstand, falls er von der Menge erkannt würde; man befahl daher, alle Lichter auf den Straßen auszulöschen. Die Sache war aber ruchbar geworden; die Leute standen mit Lichtern in der Hand vor den Thüren und beteten für den Verurtheilten, und unter der Menge befand sich auch sein armes Weib und seine zehn Kinder, welche auf diese Weise von dem treuen Gatten und Vater Abschied nehmen mußten.

Am andern Tage kam Hooper an die Reihe. Er sollte zum warnenden Beispiel in Gloucester, wo er einst Bischof gewesen war, verbrannt werden, und wurde auf einem Karren dorthin gebracht. Als er sich der Stadt näherte, stand das Volk in langen Reihen an der Landstraße, sprach Gebete und sang Klagelieder. Weinende Menschen umgaben zu Tausenden den eisernen Pfahl, der an derselben Stelle befestigt war, an welcher er oft zu dem versammelten Volke Worte des Trostes und der Erhebung geredet hatte. Während der würdige Greis mit einer Kette an den Pfahl befestigt wurde, betete er laut, und alle Umstehenden horchten aufmerksam auf seine Worte; da wurde diesen befohlen, weiter zurückzutreten, da es sich für sie nicht schicke, das Gebet eines Ketzers zu hören. Jetzt wurde Holz, Stroh und Reisig

um den frommen Märtyrer aufgeschichtet. Ehe man es in Brand steckte, fragte man ihn, ob er widerrufen wolle, und zeigte ihm einen schriftlichen Befehl der Königin, welcher ihm für diesen Fall Verzeihung verhieß; er verschmähte es aber, um einen solchen Preis sein Leben zu erkaufen. Jetzt ward der Scheiterhaufen angezündet; da aber das Holz frisch und feucht war, so währte es lange, ehe es in Brand gerieth, und überdies trieb ein scharfer Wind die Flammen seitwärts, so daß der Unglückliche fast eine Stunde lang gemartert wurde. Unterdessen hörte er nicht auf, den Umstehenden Beharrlichkeit im Glauben einzuschärfen, und während sein Leib schon zur Hälfte verbrannt war, sah man ihn noch die Lippen im Gebet bewegen.

Einige Wochen später wurden zwei andere ehrwürdige Greise, die ehemaligen Bischöfe Ridley und Latimer, gemeinschaftlich zu Oxford verbrannt. „Sei gutes Muths," rief Latimer seinem Gefährten zu, „und zeige Dich als Mann! Die Flammen unseres Scheiterhaufens werden mit Gottes Hülfe ein Licht anzünden, das — so hoffe ich — in England niemals wieder erlöschen soll." Latimers Leiden waren bald beendigt; unter seinem Gefährten sank das Feuer zusammen, so daß es mehrmals erneuert werden mußte, ehe der Unglückliche den Geist aufgab.

Fünf Tage nach diesem schrecklichen Vorgange starb Gardiner, der Haupturheber aller der Greuelthaten, die damals zur Ehre Gottes, wie die Priester zu sagen pflegten, verübt wurden. Die Leiden der Protestanten hörten jedoch darum nicht auf, denn die blutige Königin Maria — so nannte sie das Volk — fand immer neue Werkzeuge zur Ausführung ihrer Befehle. Einer der heftigsten Eiferer für den Katholicismus war Bonner, der Bischof von London. Dieser Unmensch begnügte sich nicht damit, die Ketzer verbrennen zu lassen; es war ihm ein Genuß, sie während der Untersuchung eigenhändig bis auf das Blut zu geißeln, und in der Regel verließ er das Gefängniß

erst dann, wenn er vor Müdigkeit den Arm nicht mehr bewegen konnte. Einem der Gefangenen, der nicht widerrufen wollte, hielt er, um ihm einen Vorschmack von den Qualen des Feuertodes zu geben, die Hand so lange über ein brennendes Licht, bis die Adern zerplatzten. Noch schrecklicher verfuhr er mit einem jungen Manne, der im Gespräch mit einem Priester die Gegenwart Christi im Abendmahl geleugnet hatte und, als er eben verhaftet werden sollte, entflohen war. Bonner ließ den Vater desselben ergreifen und drohte ihm mit der Folter, wenn er nicht den Aufenthaltsort seines Sohnes anzeigte. Kaum hörte dies der Jüngling, so verließ er seinen Schlupfwinkel und überlieferte sich den Richtern; den unmenschlichen Bischof aber rührte dieser Beweis kindlicher Liebe so wenig, daß er augenblicklich die Todesstrafe an dem jungen Manne vollstrecken ließ.

---

d. Thomas Cranmer.

Thomas Cranmer war von Heinrich VIII. zum Lohn für den Eifer, mit dem er für die Trennung der ersten Ehe des Königs gewirkt hatte, zum Erzbischof von Canterbury ernannt worden. Da er es vorzüglich gewesen war, der unter Eduards VI. Regierung die Ausbreitung der Reformation befördert hatte, so wurde ihm durch Maria der Prozeß gemacht und das Todesurtheil über ihn ausgesprochen. Dieses wurde jedoch nicht sogleich vollstreckt; vielmehr wünschte man ihn zuvor zum Widerruf zu bewegen, um ihn in den Augen des Volkes herabzusetzen. Cranmer war schwach genug, den Vorspiegelungen seiner listigen Feinde Gehör zu schenken, und unterschrieb, um sein Leben zu retten, nach einander sechs Erklärungen, in

denen er sich von seinen Irrthümern lossagte, den Papst als Oberhaupt der Kirche anerkannte und in allen Punkten zum Katholicismus zurückkehrte. Kaum war dies geschehen, so warfen seine Feinde die Maske ab; sie verkündigten ihm den Befehl der Königin, ihn unverzüglich zum Tode abzuführen, und gaben ihm die letzte seiner Erklärungen in die Hand, damit er sie vor seiner Hinrichtung dem versammelten Volke vorläse.

Als Cranmer auf der Richtstätte erschien, setzte ein Geistlicher dem Volke die Gründe auseinander, weshalb diesmal ein bußfertiger Ketzer verbrannt werden müsse; dann forderte er diesen auf, ein Bekenntniß seines Glaubens abzulegen, damit alle Anwesenden sich überzeugen könnten, daß er als katholischer Christ sterbe.

„Ich will meinen Glauben bekennen," erwiderte Cranmer, „und zwar mit voller Wahrheit und von ganzem Herzen." Darauf kniete er nieder und sprach das Gebet des Herrn, welches alle Anwesenden auf den Knien mitbeteten. Alsdann ermahnte er das Volk, nicht auf die falsche, treulose Welt, sondern auf Gott zu bauen, der Obrigkeit zu gehorchen, alle Mitmenschen wie Brüder zu lieben und gegen die Armen mildthätig zu sein. „Und nun," fuhr er fort, „komme ich auf einen Punkt, der mein Gewissen mehr beunruhigt als irgend etwas, das ich jemals gesagt oder gethan habe. Aus Furcht vor dem Tode und in der Hoffnung, dadurch mein Leben zu retten, habe ich Bekenntnisse unterschrieben, die nicht aus meinem Herzen kamen. Darum erkläre ich Alles, was ich, durch meine Feinde gedrängt, im Kerker unterschrieben habe, für falsch und unwahr, und da meine Hand diese Sünde begangen hat, so soll sie, sobald ich zum Feuer komme, zuerst verbrannt werden. Was den Papst anbetrifft, so erkläre ich ihn für den Feind Christi und stoße ihn von mir sammt allen seinen falschen Lehren."

Bei diesen Worten erhob sich unter den anwesenden Priestern ein

lautes Gemurmel, und viele riefen, er sei ein Lügner, der noch in seiner Todesstunde die Wahrheit verleugne.

„Ach, liebe Herren,“ fuhr Cranmer fort, „Ihr wißt es selbst und ganz England wird es bezeugen, daß ich mich stets der Redlichkeit befleißigt habe. Gelogen habe ich nur, als ich aus Todesfurcht Eure Bekenntnisse unterschrieb; jetzt aber ist es wahrlich an der Zeit, bei der Wahrheit zu bleiben, denn in wenigen Minuten werde ich vor Gott stehen.“

„Stopft dem Ketzer den Mund und macht mit ihm ein Ende!“ rief einer der Prälaten in äußerstem Zorn. Cranmer ward sogleich an den Pfahl gekettet, und als er sich in aller Eile entkleidet hatte und nun im Hemde dastand mit seinem kahlen Haupt und seinem weißen, wallenden Bart, da brach das versammelte Volk in lautes Jammern aus. Sobald das Feuer den Scheiterhaufen ergriff, streckte er seine rechte Hand in die Flammen und rief mit fester Stimme: „Diese hat den Frevel begangen!“ Seine Qualen währten nicht lange, denn schon nach wenigen Minuten war sein Leib vom Feuer verzehrt.

Zwei Jahre nach Cranmers Tode starb die blutige Königin Maria, nachdem sie während ihrer sechsjährigen Regierung gegen dreihundert Menschen, unter ihnen fünfundfünfzig Weiber und vier Kinder, als Ketzer hatte verbrennen lassen. Ihre Grausamkeit bewirkte übrigens gerade das Gegentheil von dem, was sie bewirken sollte, denn die Standhaftigkeit, mit der die Märtyrer den Tod erlitten, erweckte der Religion, für die sie sich so freudig opferten, viele neue Anhänger, während der Glaube an die Wahrheit einer Lehre, die zu Scheiterhaufen ihre Zuflucht nehmen mußte, immer mehr erschüttert wurde.

5. Elisabeth.

a. Elisabeths Thronbesteigung.

Elisabeth, die Tochter Heinrichs VIII. und der unglücklichen Anna Boleyn, folgte im Jahre 1558 ihrer Schwester Maria auf dem englischen Thron. Wie diese, hatte sie eine freudenlose Jugend verlebt. Zweimal wurde sie auf Befehl ihrer Schwester, für die sie stets ein Gegenstand des Hasses war, des Hochverraths angeklagt und verhaftet, und nur auf die Verwendung Philipps II. erhielt sie ihre Freiheit wieder. Sie zog sich nun auf ein einsames Landgut zurück, wo sie ihre ganze Zeit auf die Ausbildung ihres Geistes verwandte und sich zugleich die Lebensklugheit und Zurückhaltung zu eigen machte, deren sie ihrer mißtrauischen Schwester gegenüber in so hohem Grade bedurfte. Kaum gab es eine Wissenschaft oder Kunst, in der sie nicht bewandert war, und dabei sprach und schrieb sie außer ihrer Muttersprache noch das Griechische, Lateinische, Französische und Italienische. Mit dieser seltenen Geistesbildung verband sie ein majestätisches Aeußere, lebhafte Augen und eine blendende Weiße der Haut; doch that das röthliche Haar und die etwas lange und spitze Nase der Anmuth ihrer Erscheinung einigen Abbruch.

Elisabeth war fünfundzwanzig Jahre alt, als sie nach London kam, um unter sehr bedenklichen Umständen die Regierung anzutreten. Sobald sie den Tower betrat, den sie früher als Gefangene bewohnt hatte, fiel sie auf die Knie und dankte Gott unter Thränen für diesen wunderbaren Wechsel ihres Schicksals. Das Volk wußte nicht, wie es seinen Jubel über das Ende der furchtbaren Tyrannei aussprechen

sollte, und bei der Krönungsfeier wollten die Festlichkeiten kein Ende nehmen.

Elisabeth hatte das Glück, an William Cecil einen geschickten, rechtschaffenen und unermüdlich thätigen Minister zu besitzen. Mit seiner Hülfe stellte sie den protestantischen Gottesdienst und die durch Eduard VI. erlassenen Religionsgesetze wieder her, und wurde so die Begründerin der englischen Kirche, die sich zwar in der Lehre an die Lutherische anschloß, das Kirchenregiment durch Bischöfe aber beibehielt und deshalb die bischöfliche oder Episkopalkirche genannt wurde. Außerdem gab es in England viele Anhänger der Calvinischen Lehre, welche das Kirchenregiment durch Aelteste geführt wissen wollten und deshalb Presbyterianer hießen oder auch, weil sie die Kirche von allen papistischen Gebräuchen reinigen wollten, Puritaner genannt wurden. Endlich war auch die Zahl der Katholiken in England noch sehr groß, und diese waren Elisabeths gefährlichste Gegner, da sie die Ehe zwischen Heinrich VIII. und Anna Boleyn für ungültig hielten und folglich Elisabeth nicht als rechtmäßige Königin anerkannten. Als solche galt ihnen Maria Stuart, die nachmalige Königin von Schottland, welche selbst katholisch war und nach dem Tode der blutigen Maria den Titel einer Königin von England angenommen hatte. So fehlte es denn nicht an Verschwörungen, deren Zweck es war, Elisabeth zu entthronen und Maria Stuart auf den englischen Thron zu erheben. Hieraus erklärt sich Elisabeths hartes Verfahren gegen Maria, von welchem in dem folgenden Abschnitt ausführlich die Rede sein wird, und welches mit der Hinrichtung der unglücklichen Maria endigte.

Elisabeths seltene Herrschergaben zeigten sich am deutlichsten in dem gewaltigen Fortschritt, den der Handel, die Schiffahrt und der Gewerbfleiß unter ihrer Regierung nahm. Die Reichthümer, welche die Spanier und Portugiesen durch die Verbindung mit Amerika und Ostindien erwarben, reizte die Engländer, sich auch in ferne Meere

zu wagen, um aus bisher unbekannten Ländern Schätze aller Art herbeizuholen. Der glückliche Erfolg ihrer kühnen Reisen erweckte Nachahmer, und so regte sich denn im ganzen Lande ein Unternehmungsgeist, welcher, gepaart mit der dem Volke eigenthümlichen Thatkraft, die Bestrebungen der Spanier und Portugiesen bald überflügelte. Unter den vielen kühnen Männern, welche damals durch gefahrvolle Entdeckungsreisen unsterblichen Ruhm erwarben, ist besonders Franz Drake zu nennen. Er war der zweite Weltumsegler und der Erste, welcher die Reise um die Erde selbst vollendete. Als er mit unermeßlicher Beute von seiner Reise zurückkehrte, vereinigte sich ganz England zu einem großen Freudenfest, und er selbst gab auf seinem Admiralschiff ein großes Gastmahl, an welchem die Königin mit den angesehensten Männern des Landes theilnahm. Auf seinen weiteren Reisen nahm er noch viele ferne Inseln und Küstenstriche für die englische Krone in Besitz, und einmal kehrte er mit so reicher Beute nach England zurück, daß die Segel seiner Schiffe von Damast und die Kleider seiner sämmtlichen Matrosen von Seide waren.

Solche Erfolge reizten die Eifersucht Philipps II. von Spanien, dem das protestantische England längst verhaßt war und der, seitdem Elisabeth die rebellischen Niederländer gegen ihn unterstützte, begierig auf eine Gelegenheit zur Rache wartete. Als er die Nachricht von der Hinrichtung der Maria Stuart erhielt, die er für eine schwere Beleidigung aller Könige und der ganzen katholischen Welt erklärte, beschloß er, das Volk, das ihm bei allen seinen Unternehmungen hinderlich war, mit einem Schlage zu vernichten und zu dem Ende eine Flotte auszurüsten, die er selbst die unüberwindliche nannte.

---

b. Die unüberwindliche Flotte.

Noch nie hatte der Ocean eine größere und schönere Flotte getragen als die, welche in den spanischen Häfen vor Anker lag. Sie bestand aus hundertundfünfunddreißig Kriegsschiffen, auf denen sich achttausend Matrosen und zwanzigtausend Mann Landungstruppen befanden. Eine zweite Flotte wurde in Flandern ausgerüstet, wo ein ganzer Wald gefällt worden war, um das nöthige Bauholz zu liefern, und wo die Küsten von Handwerkern wimmelten, während alle Flüsse und Kanäle mit flachen Booten bedeckt waren, auf denen Material aller Art herbeigeschafft wurde. Zugleich zogen aus Spanien, Italien und Deutschland gewaltige Truppenmassen nach den Niederlanden, um sich hier unter dem Oberbefehl des Herzogs von Parma, des berühmtesten Feldherrn seiner Zeit, zu vereinigen. Die Kosten der ganzen Ausrüstung sollen sich auf sechzig Millionen Dukaten belaufen haben.

So ungeheure Rüstungen konnten der staatsklugen Elisabeth nicht verborgen bleiben. Eine Zeit lang war sie ungewiß, ob sie ihr oder den Niederländern gälten; sobald sie aber durch ihre Kundschafter die Gewißheit erlangte, daß eine Landung in England beabsichtigt wurde, erließ sie einen Aufruf an ihr Volk, in welchem sie an die traurigen Zeiten der Herrschaft Marias und Philipps II. erinnerte, und rief alle Männer des Landes zu den Waffen. Der Eifer, mit dem die Vertheidigungs-Anstalten getroffen wurden, bewies, wie sehr die Engländer ihr Vaterland und ihre Königin liebten. In allen Häfen wurden Fahrzeuge bewaffnet und bemannt; viele Edelleute rüsteten auf ihre Kosten Kriegsschiffe aus, und die Stadt London stellte noch einmal so viel Schiffe, als von ihr begehrt worden waren. So kam in wenigen Monaten eine Flotte von zweihundert Schiffen zusammen, die zwar

den spanischen an Größe bedeutend nachstanden, dafür aber den wesentlichen Vorzug hatten, daß sie schneller segelten und leichter zu bewegen waren.

Im Mai des Jahres 1588 verließ die spanische Armada unter dem Oberbefehl des Herzogs von Medina Sidonia den Hafen von Lissabon, der den einzelnen Abtheilungen zum Sammelplatz gedient hatte, um sich zunächst mit der niederländischen Flotte des Herzogs von Parma zu vereinigen. Der großartige Anblick, den die stattlichen, aufs beste ausgerüsteten Schiffe gewährten, erfüllte die Herzen aller Seeleute mit glänzenden Hoffnungen; doch schon nach zwei Tagen machte ihre stolze Zuversicht bangen Zweifeln Platz. Der schwache Südwind, welcher mehrere Wochen hindurch geweht hatte, verwandelte sich plötzlich in einen heftigen Sturm aus Westen, welcher in einigen Stunden die ganze Armada zerstreute. Drei der größten Schiffe strandeten an der französischen Küste; acht andere wurden entmastet und dermaßen beschädigt, daß sie nach Spanien zurückkehren mußten, und auch die übrigen brauchten mehr als drei Wochen, um den erlittenen Schaden auszubessern und sich wieder zu versammeln.

Als endlich die Armada den Kanal erreichte, wurde sie von einem neuen Ungemach betroffen. Der Herzog von Medina Sidonia hatte den Befehl erhalten, sich in keine Schlacht einzulassen, bevor der Herzog von Parma seine Landung in England bewerkstelligt hätte. Dieser war bisher von der niederländischen Flotte am Auslaufen gehindert worden; kaum aber näherte sich die Armada, um ihm den Weg frei zu machen, so erhob sich ein Sturm, welcher einen Theil der Schiffe auf Untiefen und Sandbänke trieb, während andere von den leichten englischen Fahrzeugen genommen oder zerstört wurden. Die Nacht vermehrte noch den Schrecken der Spanier, denn plötzlich wurde die See durch acht englische Brander erhellt, welche der kühne Drake gegen denjenigen Theil der Armada, der noch beisammen war, auslaufen ließ.

Medina Sidonia befahl, die Ankertaue zu kappen und in See zu stechen; dies geschah jedoch in solcher Verwirrung, daß wieder mehrere Schiffe zu Grunde gingen, obgleich die Brander sich verzehrten, ohne Schaden anzurichten. Der folgende Morgen fand die ganze Flotte längs der niederländischen Küste zerstreut, und die Engländer konnten nun wieder mit der ihnen eigenthümlichen Schnelligkeit auf die einzelnen Fahrzeuge Jagd machen.

Nach so bedeutenden Verlusten mußte Medina Sidonia den Gedanken an eine Landung in England aufgeben; da er es aber nicht wagen durfte, seinen Rückzug durch den Kanal zu nehmen, so beschloß er, Schottland und Irland zu umsegeln. Hier traf er zwar keine feindlichen Schiffe an, aber er hatte mit weit gefährlicheren Feinden, mit Stürmen und Klippen, einen verderblichen Kampf zu bestehen. Nach einigen Tagen waren die schottischen und irischen Küsten mit zahllosen Trümmern spanischer Schiffe bedeckt, und als die Armada im Hafen von St. Andero ihre unglückliche Fahrt beendete, hatte sie vierzig der größten Schiffe und mehr als zehntausend Mann verloren. Der König Philipp vernahm die traurige Kunde ohne irgend ein Zeichen von innerer Bewegung. „Ich danke Gott," sagte er, „daß er mir Hülfsmittel genug gegeben hat, um diesen harten Schlag ertragen zu können." Den Herzog von Medina Sidonia aber empfing er mit den Worten: „Ich hatte Euch gegen Menschen, und nicht gegen Sturm und Klippen abgesandt; seid mir willkommen in Madrid!"

Elisabeth hatte während dieser ganzen Unternehmung einen Muth und eine Entschlossenheit bewiesen, welche die Liebe des Volks, die sie schon in hohem Grade besaß, bis zur Begeisterung steigerte. Mehrmals hatte sie die Absicht gehabt, sich auf den Kampfplatz zu begeben, und nur die dringenden Bitten ihrer Räthe hatten sie davon abhalten können. Auch auf den Volkscharakter übte die Erhebung gegen den gemeinsamen Feind den wohlthätigsten Einfluß aus, indem sie die

Liebe zur Freiheit und zum Vaterlande, die durch das tyrannische Verfahren Heinrichs VIII. und der blutigen Maria fast vernichtet worden war, von neuem erweckte und zugleich der Thatkraft und dem Unternehmungsgeist des Volkes einen schnellen Aufschwung gab.

---

c. Robert Devereux, Graf von Essex.

Unter den Männern, die sich der Gunst der großen Königin erfreuten, nimmt Robert Devereux, Graf von Essex, eben so sehr durch seine ausgezeichneten Eigenschaften wie durch das unglückliche Schicksal, welches ihn innerhalb weniger Tage vom höchsten Gipfel der Macht und des Glücks auf das Blutgerüst führte, die erste Stelle ein. Als er in seinem siebzehnten Jahre, mit einer trefflichen Geistesbildung ausgestattet, bei Hofe erschien, wußte er durch sein edles Aeußere, sein würdevolles und doch freundliches Benehmen und seinen kühnen, ritterlichen Sinn die Herzen Aller zu gewinnen. Nachdem er an den Feldzügen in Holland und Portugal theilgenommen und sich in mehreren Schlachten durch Umsicht und Tapferkeit hervorgethan hatte, ernannte ihn Elisabeth zum General der Reiterei; dann übertrug sie ihm den Oberbefehl über das Heer, welches sie dem König Heinrich IV. von Frankreich zu Hülfe sandte, und endlich machte sie ihn noch zum Mitglied ihres geheimen Raths und zum Großmeister der Artillerie. Dieses schnelle, unerwartete Glück ließ den immer noch jungen Mann nicht selten die Grenzen der Mäßigung überschreiten, und sein Stolz verleitete ihn zu Unbesonnenheiten, welche ihm viele Feinde zuzogen. Auch gegen seine Wohlthäterin benahm er sich jetzt so hochmüthig und unziemlich, daß er sich oft strenge Rügen und einmal sogar einen

Backenstreich zuzog. Doch war Elisabeth bald wieder mit ihm ausgesöhnt, und nicht lange nach diesem Vorfall ernannte sie ihn zum Vicekönig von Irland, wo in Folge des harten Drucks, unter dem das arme Volk seufzte, eine Empörung ausgebrochen war.

Essex hatte das Unglück, mit dem zahlreichen Heere, das er nach Irland geführt hatte, nichts auszurichten, und sah sich endlich gezwungen, mit den Rebellen einen äußerst nachtheiligen Vergleich abzuschließen. Als er hörte, daß die Königin mit seinem Verfahren sehr unzufrieden wäre, verließ er gegen ihren ausdrücklichen Befehl Irland, begab sich nach London, eilte in den Palast, warf sich der Königin zu Füßen und bat um ihre Verzeihung. Bei seinem Anblick vergaß Elisabeth ihren Zorn; ihre Räthe stellten ihr jedoch vor, daß ein solcher Ungehorsam schon des Beispiels wegen nicht ungestraft bleiben dürfe, und so entschloß sie sich, Essex verhaften zu lassen und einen anderen Statthalter für Irland zu ernennen. Nach kurzer Zeit wurde er der Haft wieder entlassen, doch mit der Bemerkung, daß er bis auf weiteren Befehl nicht bei Hofe erscheinen möchte. Statt für diese milde Behandlung sich dankbar zu zeigen, ergoß sich Essex in Schmähungen über die Königin, spottete über ihre mit dem Alter zunehmende Häßlichkeit und reizte dadurch ihren Zorn immer mehr. Hiermit noch nicht zufrieden, setzte er sich mit ihren Feinden in Verbindung; dann stellte er sich an die Spitze eines Komplotts, um die Königin zu zwingen, ihm die Leitung der Staatsgeschäfte zu übertragen, und als dieser Plan verrathen wurde, rief er das Volk in den Straßen der Hauptstadt zu seinem Beistand auf. Weil niemand sich ihm anschloß, so ergab er sich den Gerichtsdienern, welche mit seiner Verhaftung beauftragt waren. Da seine Schuld erwiesen war, so wurde er als Hochverräther zum Tode verurtheilt. Die Königin schwankte lange, ehe sie das Todesurtheil unterschrieb. Immer hoffte sie, er würde ihre Gnade anflehen; da dies nicht geschah, so gab sie endlich den Befehl zu seiner Hinrichtung.

Er wurde im Februar 1601, im vierunddreißigsten Lebensjahre, im Tower enthauptet.

Essex hatte einst, als er noch auf dem Gipfel des Glückes stand, gegen die Königin geäußert, daß Frauengunst etwas sehr Vergängliches sei, und daß es über kurz oder lang seinen Feinden und Neidern wohl gelingen würde, ihn zu stürzen. Elisabeth hatte ihm darauf versprochen, ihm nie ihr Wohlwollen zu entziehen, und ihm zum Pfande einen Ring gegeben, bei dessen Anblick sie sich zu jeder Zeit ihres Versprechens erinnern und ihm, was er auch gegen sie verbrochen hätte, gern verzeihen würde. Elisabeth hatte dies nicht vergessen, und als Essex verurtheilt war, wartete sie täglich auf den Ring, um dann ihr Versprechen zu erfüllen. Der Ring kam aber nicht, und diese Halsstarrigkeit ihres ehemaligen Günstlings kränkte sie so, daß sie endlich das Todesurtheil vollstrecken ließ. Zwei Jahre später erkrankte die Gräfin Nottingham, und bekannte in der Beichte, Essex habe sie den Tag vor seiner Hinrichtung in seinen Kerker rufen lassen und ihr einen Ring mit der Bitte gegeben, ihn der Königin einzuhändigen; sie aber habe sich durch ihren Gatten, einen Todfeind des Grafen, bestimmen lassen, den Ring zurückzubehalten.

---

d. Elisabeths Ende.

Die Königin konnte den Tod des Grafen Essex nicht verschmerzen; sie, die sonst immer heiter und fröhlich gewesen war, wurde traurig und schwermüthig und schien alle Lust zum Leben verloren zu haben. Als sie nun von dem Beichtvater der Gräfin Nottingham erfuhr, daß nicht die Halsstarrigkeit ihres Lieblings, sondern der Haß eines Fein-

des seine Rettung verhindert hatte, versank sie in tiefe Melancholie und wurde kränker und immer kränker. Die Arznei, welche man ihr reichte, wies sie mit den Worten zurück, sie wünsche sich den Tod; auch konnte man sie nicht bewegen, sich zu Bette zu legen. Auf einem Lehnstuhl sitzend, die Augen starr auf den Boden gerichtet, war sie für Alles, was um sie her vorging, unempfindlich und hörte nur auf die Gebete, welche der Erzbischof von Canterbury von Zeit zu Zeit sprach. Endlich verlor sie die Besinnung und verschied am 3. April des Jahres 1603.

Elisabeth hatte ein Alter von siebzig Jahren erreicht und vierundvierzig Jahre mit einem Glanz und einem Ruhm regiert, welcher noch jetzt die Begeisterung des englischen Volkes erregt. In der That waren in ihr die vorzüglichsten Eigenschaften eines Regenten auf eine seltene Weise vereinigt. Mit einem scharfen Verstande und einem festen Willen verband sie Großmuth und Milde, und der Despotismus, von dem sie allerdings nicht freizusprechen ist, war bei ihr immer nur auf die Wohlfahrt des Staats gerichtet. Einer ihrer Hauptgrundsätze war, daß das Geld in den Taschen ihrer Unterthanen besser aufgehoben sei, als in ihrem eigenen Schatze, und da dies allgemein bekannt war, so konnte sie, wenn es sich um ein wichtiges Unternehmen handelte, stets auf die bereitwillige Unterstützung des ganzen Volkes rechnen.

Dabei war sie jedoch von den Schwächen ihres Geschlechts nicht frei. Sie hatte alle Anträge fremder Fürsten, welche sich um ihre Hand bewarben, mit der Bemerkung zurückgewiesen, daß England ihr Gemahl und jeder ihrer Unterthanen ihr Sohn sei, und daß das Wohl so vieler Tausende ihre ganze Sorge erfordere. Indessen war ihr das Streben, durch Schönheit und Anmuth zu gefallen, keineswegs fremd, und auch bei vorgerücktem Alter hörte sie es gern, wenn ihre Vorzüge gepriesen wurden. Einst ließ sie sogar bekannt machen, daß sie, weil die von ihr vorhandenen Bildnisse nicht ähnlich wären, sich von einem

geschickten Künstler würde malen lassen, und befahl, keins ihrer Bildnisse auszustellen oder zu verkaufen, welches von dem neu anzufertigenden abwiche. Die Höflinge merkten bald, wie begierig die Königin nach Lobsprüchen war, und überboten sich in den niedrigsten Schmeicheleien. In ihrer Garderobe fanden sich nach ihrem Tode über zweitausend Kleider und eine zahllose Menge der verschiedenartigsten Schmucksachen.

Eine ihre Lieblingsbeschäftigungen war der Tanz, und darin bewies sie eine Anmuth und eine Geschicklichkeit, welche allgemeine Bewunderung erregte. Sie behielt diese Vorliebe bis wenige Jahre vor ihrem Tode bei, und noch im Alter von achtundsechzig Jahren tanzte sie bei einem Hoffeste mit mehreren fremden Gesandten. Auch die Musik liebte sie sehr, und galt für eine geschickte Klavierspielerin. Den größten Genuß jedoch gewährten ihr wissenschaftliche Beschäftigungen, und mit den alten Klassikern war sie so vertraut, daß sie den Horaz ins Englische, den Sophokles und Demosthenes aber ins Lateinische übersetzte.

---

6. Maria Stuart, Königin von Schottland.

a. Marias Jugend.

Maria Stuart, die Tochter Jakobs V., Königs von Schottland, und der Prinzessin Maria von Guise, war am 17. December 1542 geboren. Wenige Tage nach ihrer Geburt wurde sie durch den Tod ihres Vaters auf den Thron eines Landes berufen, das durch Parteiungen und Bürgerkriege zerrüttet war. Ihr Oheim, der Graf von Arran,

welcher für die Zeit ihrer Minderjährigkeit zum Regenten ernannt wurde, war ein schwacher und furchtsamer Mann und nicht im Stande, den inneren Zerwürfnissen ein Ende zu machen; er überließ daher nach kurzer Zeit die Regentschaft der Wittwe Jakobs V., Maria von Guise. Da Heinrich VIII. von England diese günstige Gelegenheit benutzen wollte, um Schottland unter seine Herrschaft zu bringen, so verlangte er für seinen Sohn Eduard die Hand der jungen Königin. Die Schotten waren jedoch aus altem Haß gegen England dieser Verbindung abgeneigt und schickten ihre junge Königin, als sie sechs Jahre alt war, nach Frankreich, um an dem dortigen Hofe erzogen und, nach dem Wunsche der Regentin, dereinst mit dem Dauphin Franz vermählt zu werden. Heinrich rächte sich durch Einfälle in Schottland, die sich auch unter seinen Nachfolgern wiederholten und den südlichen Theil des armen Landes fast in eine Einöde verwandelten.

Unterdessen hatte die Reformation in Schottland viele Anhänger gewonnen, und ihre Zahl vermehrte sich trotz der grausamen Verfolgungen, die sie erlitten, mit jedem Tage. Der vorzüglichste Beförderer der neuen Lehre war der Prediger Johann Knox, ein kühner und redlicher Mann von außerordentlichen Geistesgaben, der mit hinreißender Beredtsamkeit gegen den Katholicismus ankämpfte, aber in seinem Feuereifer auch die Grenzen der Mäßigung oft überschritt. Die Regentin sah mit Besorgniß die Anzahl der Protestanten immer größer werden, und beschloß endlich, der Verbreitung der Ketzerei mit Gewalt Einhalt zu thun. Sie befahl daher allen ihren Unterthanen, das bevorstehende Osterfest auf katholische Weise zu feiern, und forderte die protestantischen Geistlichen vor einen Gerichtshof. Jetzt kam der Unwille des Volkes zum Ausbruch; es zog in großen Schaaren von einer Kirche zur andern, zertrümmerte alle darin befindlichen Bilder und Altäre, und zerstörte dann die sämmtlichen Klöster von Grund aus.

Die Regentin hatte nicht Truppen genug, um kräftig einschreiten

zu können; sie erbat sich daher vom französischen Hofe Hülfstruppen. Dagegen wandten sich die Reformirten an die Königin Elisabeth, welche sogleich eine Flotte und ein Landheer zu ihrer Unterstützung abschickte. Ehe es noch zu einem entscheidenden Treffen kam, starb die Regentin, und es wurde nun ein Vertrag geschlossen, nach welchem die fremden Truppen Schottland verlassen, Maria Stuart aber dem Titel einer Königin von England, den sie auf Veranlassung des Papstes und der englischen Katholiken angenommen hatte, entsagen sollte. Die Reformation fand nun kein Hinderniß mehr und hatte bald einen vollständigen Sieg erfochten, denn das Parlament erklärte sich einstimmig für das Calvinische Glaubensbekenntniß und bedrohte das Anhören der Messe mit den härtesten Strafen.

Maria Stuart hatte sich, als sie sechzehn Jahre alt war, mit dem Dauphin vermählt; der bald darauf als Franz II. den französischen Thron bestieg. Alles schien sich zu vereinigen, um die junge Königin zu einer der glücklichsten Frauen zu machen, die je auf einem Thron gesessen haben. Mit einer seltenen Schönheit verband sie einen gebildeten Geist und ein edles, großmüthiges Herz, und so war sie denn für den Hof wie für das Volk der Gegenstand ungetheilter Liebe und Verehrung. Die französischen Dichter wetteiferten, ihren Geist, ihre Anmuth und ihre Tugenden zu preisen und ihr das schönste Erdenglück zu verkünden. Doch diese Täuschung sollte bald genug verschwinden, und auf die wenigen schönen Tage sollten viele Jahre der härtesten Leiden folgen. Der König Franz starb nämlich schon im zweiten Jahre seiner Regierung, und Maria mußte ihr geliebtes Frankreich und dessen heitere, gebildete Bewohner mit dem rauhen, stürmischen Schottland und seinen halbwilden Menschen vertauschen.

b. Heinrich Darnley.

Maria war achtzehn Jahre alt, als sie sich in Calais einschiffte, um allein und ohne Freunde und Vertraute die Regierung über ein Land anzutreten, das sie in ihrem sechsten Lebensjahre verlassen hatte, dessen Sitten und dessen Bewohner ihr fremd waren, das sich kurz zuvor von der Kirche getrennt hatte, der sie selbst angehörte. So saß sie denn voll banger Sorge auf dem Verdeck ihres Schiffes und blickte nach der französischen Küste zurück, und als diese ihren Blicken zu entschwinden begann, rief sie unter Thränen aus: „Lebe wohl, glückliches Frankreich, lebe wohl; ich werde dich nie wiedersehen!"

Die Schotten empfingen ihre junge Königin mit herzlicher Freude, und wenn auch die elenden Pferde mit dem zerlumpten Geschirr, die man vor ihren Wagen spannte, und die jammervolle Musik, mit der man sie in Edinburgh begrüßte, gar sehr gegen den Luxus des französischen Hofes abstachen, so wußte sie sich doch schnell in die neuen Verhältnisse zu finden. Das Volk war entzückt über ihre Huld und ihre Freundlichkeit, der Adel freute sich über die glänzenden Hoffeste, die sie nach Art der französischen einzurichten suchte, und die königlichen Räthe staunten über die Weisheit, mit der sie über Staatsangelegenheiten urtheilte. Eine Klasse von Menschen aber empfing sie mit Mißtrauen und unverhohlenem Haß, nämlich die protestantischen Geistlichen, welche in der katholischen Königin eine gefährliche Feindin ihres Glaubens erblickten. Von allen Kanzeln herab eiferten sie gegen den katholischen Götzendienst, wie sie es nannten, und als im königlichen Schlosse die erste Messe gelesen wurde, sagte Knox in seiner Predigt, er fürchte sich mehr vor der ersten Messe als vor zehntausend Bewaffneten, welche kämen, um den Protestantismus zu unterdrücken. Zu-

gleich sprachen sich viele von den Predigern in ihrer finsteren Lebensansicht, welche jeden heitern Genuß für etwas Verdammliches hielt und selbst die schönen Künste als sündhaft verwarf, auf das rücksichtsloseste über die Feste und Lustbarkeiten des Hofes aus, und einige gingen in ihrem Eifer so weit, daß sie die junge Königin als eine verstockte, gegen die Stimme christlicher Belehrung verhärtete Person bezeichneten.

Während auf diese Weise der Saame des Mißtrauens zwischen der Königin und dem Volke ausgestreut wurde, that Erstere einen Schritt, der mehr als alles Uebrige dazu beitrug, sie ihren Unterthanen verhaßt zu machen, und der zugleich für sie die Ursach endloser Leiden wurde. Sie vermählte sich nämlich mit ihrem Vetter Heinrich Darnley, einem jungen Manne von schöner Gestalt und gewinnendem Benehmen, dem es aber an allen den Geistesgaben fehlte, deren er als Gemahl der Königin vor Allem bedurft hätte. Kaum war die Ehe geschlossen, so traten seine schlimmen Eigenschaften, die er klüglich zu verbergen gewußt hatte, deutlich hervor, die Niedrigkeit seiner Gesinnung, sein Hochmuth, seine Herrschsucht und seine Liebe zu rohen Vergnügungen. So kam es zwischen den Neuvermählten bald zu Mißhelligkeiten, die sich dadurch noch steigerten, daß Darnley seine Gemahlin unehrerbietig behandelte, während diese wiederum durch die auffallende Begünstigung eines ihrer Diener, des Italieners Rizzio, seine Unzufriedenheit erregte.

Rizzio war einer der Diener, welche die junge Königin aus Frankreich nach Schottland begleitet hatten. Durch seine schöne Stimme und seine Gesangskunst hatte er die Aufmerksamkeit seiner Gebieterin auf sich gezogen, und da er nicht ohne wissenschaftliche Kenntnisse war und außer dem Italienischen auch fertig französisch sprach, so hatte sie ihn zu ihrem Geheimschreiber gemacht. In dieser Stellung wußte er bald solchen Einfluß zu erlangen, daß Maria ohne seinen Rath nichts

unternahm und Jeder, der bei Hofe etwas erreichen wollte, sich zuvor um seine Gunst bewerben mußte. Diese Bevorzugung eines Fremden, der überdies von niedriger Geburt und katholischen Glaubens war, erregte den Neid des ganzen schottischen Adels, und die Unzufriedenheit erreichte den höchsten Gipfel, als sich das Gerücht verbreitete, er werde nächstens zum Kanzler erhoben werden. Darnley hatte vergebens versucht, den Günstling zu entfernen; endlich beschloß er, sich seiner durch Meuchelmord zu entledigen, und verband sich zur Ausführung seines Vorhabens mit mehreren angesehenen Edelleuten, die den Italiener eben so haßten wie er.

Eines Abends speiste Maria mit ihrer Schwester und fünf Personen ihres Hofstaats, unter denen sich auch Rizzio befand, in ihrem Zimmer, als plötzlich ihr Gemahl mit seinen Gehülfen, alle geharnischt und wohl bewaffnet, eintrat und sich mit finstern Blicken hinter ihren Stuhl stellte. Während die Königin nach dem Zweck dieses seltsamen Besuchs fragte, sprang Rizzio, der an den Mienen der Männer merkte, auf wen es abgesehen war, an ihre Seite, warf sich ihr zu Füßen und ergriff die Falten ihres Gewandes. Auch sie bezweifelte nun nicht mehr, was jene im Schilde führten; sie drohte, bat und weinte, doch Alles umsonst. Die Mörder ergriffen den Unglücklichen, verwundeten ihn mit Schwertern und Dolchen, schleppten ihn dann ins Nebenzimmer und tödteten ihn hier mit mehr als fünfzig Stichen. Dann kehrten sie in das Zimmer der Königin zurück, und einer von ihnen ging so weit in seiner Rohheit, sich mit den blutigen Händen an den Tisch zu setzen und einen Trunk zu seiner Erfrischung zu fordern. Als Maria erfuhr, was geschehen war, sagte sie: „Keine Thränen mehr; ich will jetzt nur noch an Rache denken!“

Die Mörder hatten, obgleich auch sie von Haß gegen den Getödteten erfüllt waren, doch hauptsächlich auf Darnleys Veranlassung die blutige That vollbracht, und glaubten daher, daß sie nun auch von

ihm geschützt werden würden; der Elende aber nahm, von Angst und Gewissensqualen gefoltert, gegen sie Partei, begab sich mit seiner Gemahlin nach Dunbar, und erließ von hier aus eine Bekanntmachung, in der er den Adel des Landes zur Vertheidigung der Königin zu den Waffen rief. Maria befand sich bald an der Spitze einer so bedeutenden Heeresmacht, daß sie mit aller Strenge gegen die Mörder verfahren konnte, obgleich mehrere derselben den angesehensten Familien des Landes angehörten. Einige wurden ergriffen, zum Tode verurtheilt und hingerichtet; die übrigen entflohen nach England, wo sie, wie alle Feinde Marias, von der Königin Elisabeth freundlich aufgenommen wurden.

Trotz der scheinbaren Aussöhnung mit ihrem Gemahl hatte Maria den schweren Schimpf, den er ihr angethan, nicht vergessen, und ihre Abneigung gegen ihn hatte sich in Haß verwandelt. Auch die Geburt eines Sohnes, des nachmaligen Königs Jakob VI., vermochte nicht das Verhältniß zwischen Beiden freundlicher zu gestalten; vielmehr dachte Maria ernstlich daran, sich von ihrem Gemahl, der sie noch immer auf das rücksichtsloseste behandelte, auf eine oder die andere Weise zu trennen. Sie hatte nach Rizzios Tode ihre Gunst einem schottischen Edelmann, dem Grafen Bothwell, zugewandt, der derselben jedoch noch weniger würdig war als jener. Bothwell stammte aus einer der ältesten und mächtigsten Familien des Landes, und war ein kühner und unternehmender, aber auch ausschweifender und lasterhafter Mann, ohne Achtung vor Recht und Sitte und, wenn es die Befriedigung seiner Leidenschaften galt, jedes Verbrechens fähig. Da Maria ihn mit Gütern und Ehrenstellen überhäufte, so gab er sich der Hoffnung hin, daß sie, wenn sie erst von ihrem Gemahl getrennt wäre, ihm ihre Hand reichen würde. Er verband sich daher mit mehreren anderen Edelleuten, um Darnley mit Gewalt aus dem Wege zu räu-

men, indem er sie durch die Versicherung, die Königin wünsche unter allen Umständen von ihm befreit zu werden, für seinen Plan gewann.

Um diese Zeit erkrankte Darnley an den Blattern. Maria pflegte ihn mit einer Sorgfalt, die niemand von ihr erwartet hätte, und bestimmte ihn dann, mit seinem Kammerdiener ein einsames Landhaus in der Nähe von Edinburgh, welches die Feldkirche hieß, zu beziehen und dort in ländlicher Stille seine völlige Genesung abzuwarten. Sie selbst bewohnte mit ihrem Sohne das königliche Schloß in Edinburgh; doch brachte sie ganze Tage bei dem Kranken zu, und schien überhaupt im besten Vernehmen mit ihm zu stehen. Unterdessen aber wurden bereits die Vorbereitungen zu seinem Tode getroffen; es wurden große Massen Schießpulver in dem unter Darnleys Schlafzimmer befindlichen Keller angehäuft, und die Nacht nach dem 9. Februar 1567 zur Ausführung des gräßlichen Planes bestimmt. Am Abend dieses Tages sagte Maria zu ihrem Gemahl, daß sie ihn früher als gewöhnlich verlassen müsse, weil sie der Hochzeit einer ihrer Hofdamen beizuwohnen wünsche, und begab sich nach Edinburgh in ihren Palast. In der Nacht erfolgte eine Explosion, welche die ganze Stadt in die größte Bestürzung versetzte; die Bürger eilten an den Ort des Schreckens, und sahen, daß die Feldkirche in die Luft gesprengt worden war. Darnleys Leichnam wurde in einiger Entfernung auf dem Felde gefunden.

---

c. Jakob Bothwell.

Obgleich über die Urheber der entsetzlichen That etwas Gewisses nicht zu ermitteln war, so bezeichnete doch die allgemeine Stimme

Bothwell als den Mörder und die Königin als seine Mitschuldige. Das Volk sprach dies auf öffentlicher Straße unumwunden aus, und jeden Morgen fand man Plakate angeheftet, in welchen die Bestrafung der Schuldigen verlangt wurde. Darnleys Vater erhob vor dem obersten Gerichtshof die Anklage gegen Bothwell; der Tag des Prozesses wurde aber auf Befehl der Königin so früh angesetzt, daß keine Zeit übrig blieb, um die nöthigen Beweise herbeizuschaffen. Ueberdies kam Bothwell nach der schottischen Sitte, nach welcher Angeklagte in Begleitung aller ihrer Freunde und Vasallen vor Gericht zu erscheinen pflegten, mit einer Leibwache von zweihundert Musketieren und einem Gefolge von fünftausend Mann nach Edinburgh und schüchterte dadurch seine Gegner dermaßen ein, daß der Kläger nicht vor Gericht zu erscheinen wagte und die Geschworenen den Angeklagten freisprachen.

Durch diesen Erfolg aufgemuntert, bestimmte Bothwell durch Versprechungen und Drohungen einen Theil des Adels, eine Schrift zu unterzeichnen, in welcher die Königin gebeten wurde, ihm ihre Hand zu reichen. Nicht lange darauf legte er sich, als Maria von Edinburgh nach Stirling reiste, mit tausend Reitern an einer Brücke in den Hinterhalt, ließ ihre Begleiter gefangen nehmen, ergriff die Zügel ihres Pferdes und führte sie nach der Festung Dunbar, deren Befehlshaber er war. Maria versuchte weder Widerstand zu leisten, noch zeigte sie Unwillen und Ueberraschung, und niemand zweifelte daher, daß der scheinbare Ueberfall vorher mit ihr verabredet worden war. Auch erklärte sie bald darauf in einem Manifest, daß sie ihm die Gewaltthat verzeihe und, um dem Wunsche ihres Volkes nachzukommen, ihm ihre Hand reichen werde. Wenige Wochen später feierte sie, ohne auf die wiederholten Abmahnungen des englischen und des französischen Hofes zu achten, ihre Vermählung mit dem Mörder ihres zweiten Gemahls.

Mit dieser frevelhaften Verbindung begann aber auch für Maria eine endlose Reihe der bittersten Leiden. Während sie von ihrem rohen Gemahl die unwürdigste Behandlung erduldete, brach der Unwille des Volkes in offene Empörung aus, indem die angesehensten Männer sich verbanden, um der Anmaßung des frechen Mörders ein Ende zu machen. Sie hatten bald ein so zahlreiches Heer versammelt, daß Maria, welche sich auf die Treue ihrer Truppen nicht verlassen konnte, es auf keine Schlacht ankommen lassen durfte, sondern sich den Verbündeten gegen das Versprechen einer milden und ehrerbietigen Behandlung ergab, während Bothwell nach den Orkney-Inseln entfloh.

Der Einzug, den Maria als Gefangene ihrer eigenen Unterthanen in Edinburgh hielt, war schrecklich. Von Kummer, Schaam und Ermüdung überwältigt, mußte sie durch die Straßen reiten, während eine Fahne, auf welcher Darnleys Leichnam abgebildet war, vor ihr hergetragen wurde und der Pöbel sie mit Spott und Schmähungen überhäufte. Darauf wurde sie dem Oberrichter übergeben und von diesem auf das Schloß Lochleven geschickt, welches auf einer Insel mitten in dem See gleiches Namens lag. Hier wurde sie mit rücksichtsloser Strenge behandelt. Sie bewohnte ein Gemach, welches nur zehn Schritte im Durchmesser hatte; man ließ sie keinen Schritt thun, ohne ihr bewaffnete Wächter mitzugeben, und keine von ihren Hofdamen und Dienerinnen wurde zu ihr gelassen. Die Lords hatten sich unterdessen in Edinburgh versammelt und drei Urkunden aufgesetzt, in welchen Maria dem Thron entsagte, die Krone ihrem Sohne übergab und während seiner Minderjährigkeit ihren Bruder, den Grafen Murray, zum Regenten ernannte. In der Hoffnung, dadurch ihre Freiheit zu erlangen, unterzeichnete Maria diese Urkunden; ihre Lage blieb ebech dieselbe, und sie wurde sogar noch strenger behandelt als zuvor.

Im Schlosse befand sich ein Neffe des Besitzers, ein Knabe von

fünfzehn Jahren, der kleine Douglas genannt. Maria hatte diesen durch ihr liebenswürdiges Wesen so für sich eingenommen, daß er sich entschloß, ihr zur Flucht behülflich zu sein, obgleich er wußte, daß er sich dadurch strenge Strafe zuzog. An einem Abend entwendete er, während seine ganze Familie beim Essen versammelt war, die Schlüssel zum Thor der Festung und zu Marias Zimmer, führte sie, als Alles im Schlafe lag, hinunter an den See, bestieg mit ihr ein Boot, ruderte sie über den See und brachte sie dann in die nicht weit entfernte Burg eines Edelmanns, der zu ihren eifrigsten Anhängern gehörte. Von hier aus rief sie den Adel und das Volk zu ihrer Hülfe auf, und stand nach einigen Tagen an der Spitze eines Heeres, an welches sich aus Haß gegen Murray neun Bischöfe, eben so viele Grafen und viele Ritter anschlossen. Auch ergriff ein großer Theil der Bürger für sie die Waffen, da man sich ihrer früheren Güte und Milde erinnerte, während der Regent sich durch seinen Stolz und seine Härte schon viele Feinde gemacht hatte.

Dieser Glücksschimmer sollte jedoch bald wieder erlöschen. Murray war ein muthiger und entschlossener Mann; er rückte mit den wenigen Truppen, die er beisammen hatte, seiner Schwester entgegen, zerstreute nach kurzem Kampfe ihr Heer und zwang sie, mit wenigen Getreuen nach England zu entfliehen.

Unterdessen hatte Bothwell, nachdem er seinen Verfolgern mit Mühe entkommen war, die Orkney-Inseln erreicht. Da es ihm an allen Mitteln zum Unterhalt fehlte, so legte er sich auf Seeräuberei und war eine Zeit lang der Schrecken der die Nordsee befahrenden Schiffer. Endlich aber wurde er von dänischen Kriegsschiffen gefangen genommen, nach Dänemark gebracht und in den Kerker geworfen. Zehn Jahre mußte er in der Gefangenschaft schmachten; dann verfiel er in Wahnsinn und starb auf elende Weise. Vor seinem Tode soll

er noch einige lichte Augenblicke gehabt und ein reuiges Bekenntniß seiner Verbrechen abgelegt haben.

---

d. Marias Gefangenschaft.

Als Maria nach England kam, ohne Geld, ohne Schmucksachen und selbst ohne andere Kleider als die, welche sie trug, schrieb sie einen Brief an die Königin Elisabeth, in welchem sie um ihren Schutz bat. Elisabeth hatte zwar in der letzten Zeit in scheinbar freundlichem Verhältniß mit ihr gestanden; sie hatte es aber nicht vergessen, daß Maria von allen Katholiken in England als diejenige anerkannt wurde, welcher der englische Thron rechtlich gebührte, und daß sie eine Zeit lang den Titel einer Königin von England geführt hatte. Sie war ferner nicht frei von Eifersucht auf die junge und schöne Königin von Schottland, und fürchtete endlich mit Recht, daß ihre stets zu Empörungen geneigten katholischen Unterthanen Marias Anwesenheit zur Erregung von Unruhen benutzen würden. Sie antwortete daher auf jenes Schreiben, daß sie den erbetenen Schutz gewähren würde, wenn sich Maria von der Anschuldigung, an der Ermordung ihres Gemahls Antheil gehabt zu haben, reinigen könnte. Maria ging auf diesen Vorschlag ein, und eine Commission englischer Lords trat als Gerichtshof in York zusammen. Als ihr Ankläger erschien Marias eigener Bruder, der Regent von Schottland, Graf Murray, und legte zum Beweise eine Anzahl Briefe vor, welche sie an Bothwell geschrieben haben sollte. Wenn diese echt gewesen wären, so würden sie ihre Schuld unzweifelhaft dargethan haben; Maria erklärte sie aber für unecht und in der Absicht geschrieben, um sie zu verderben. So bestand denn das Ergebniß der

fünfmonatlichen Untersuchung darin, daß man sich von neuem überzeugte, wie leichtsinnig und unklug sie gehandelt hatte; ihre Mitschuld an dem Morde Darnleys aber konnte nicht bewiesen werden.

Maria war gleich bei ihrer Ankunft in England als Gefangene behandelt worden, und erhielt auch nach Beendigung jener Untersuchung ihre Freiheit nicht wieder. Eine Zusammenkunft mit Elisabeth, um die sie mehrmals bat, wurde von dieser mit der Bemerkung verweigert, daß sie ihre Muhme nicht eher sehen wolle, als bis ihre Unschuld an den schweren Verbrechen, die ihr zur Last gelegt würden, unzweifelhaft dargethan wäre. Eine Reihe von Verschwörungen, welche meist von Katholiken ausgingen und größtentheils den Zweck hatten, Maria zu befreien und auf den englischen Thron zu erheben, trug nicht wenig dazu bei, ihre Lage zu verschlimmern, indem sie nun von einem Schloß ins andere und dabei in immer engere Haft gebracht wurde.

Im dreizehnten Jahre ihrer Gefangenschaft schrieb Maria an Elisabeth einen Brief, in welchem sie sich über die Härte, mit der man sie behandelte, bitter beschwerte und um Milderung ihres Gefängnisses bat. Aber die Furcht, daß die Gefangene bei minder strenger Bewachung entfliehen und neue Unruhen erregen könnte, machten Elisabeth gegen die Stimme der Gerechtigkeit und des Mitleids taub. Endlich ereignete sich ein Vorfall, welcher das Loos der Unglücklichen entschied. Ein junger Edelmann, Namens Babington, verschwor sich mit einem Priester und mehreren anderen katholischen Engländern, um Elisabeth zu ermorden und Maria zu befreien und auf den Thron zu setzen. Die Verschwörung wurde entdeckt, die Theilnehmer verhaftet und, da sie ihre Schuld nicht leugnen konnten, zum Tode verurtheilt und hingerichtet. Unter ihren Papieren fand man mehrere Briefe, aus denen hervorging, daß Maria ihren Plan gekannt und gebilligt hatte; man zog daher ihre beiden Geheimschreiber ein, und diese gestanden, daß sie

von Babington Briefe an Maria empfangen und auf ihren Befehl beantwortet hätten.

Jetzt wurde ein Prozeß gegen Maria eingeleitet und ein Gerichtshof von vierzig Personen eingesetzt, um über sie das Urtheil zu fällen. Als sie vor den Richtern erschien, erklärte sie zuerst, daß sie ihre Befugniß, die Königin eines fremden Landes zu richten, nicht anerkenne; sodann leugnete sie, von Babington Briefe erhalten und ihren Schreibern zur Beantwortung derselben Auftrag gegeben zu haben; endlich verlangte sie, daß ihre Ankläger ihr gegenübergestellt würden, und erklärte, da dies verweigert wurde, alle gegen sie vorgebrachten Anschuldigungen für Verleumdungen.

Die gegen Maria vorgebrachten Beweise waren von der Art, daß sie gegenwärtig auch die Verurtheilung des geringsten Verbrechers nicht bewirken würden; Marias Richter aber trugen kein Bedenken, auf so ungenügende Beweise hin ein gekröntes Haupt der Theilnahme an einer Verschwörung gegen das Leben der Königin Elisabeth schuldig zu erklären und zum Tode zu verurtheilen. Das Parlament beeilte sich, dieses Urtheil zu bestätigen, und richtete an Elisabeth zu verschiedenen Malen die Bitte, es ungesäumt vollstrecken zu lassen. Elisabeth zauderte; sie forderte das Parlament auf, die Sache noch einmal in Erwägung zu ziehen, und erst auf dessen wiederholte Bitte befahl sie ihrem Kanzler, das Siegel unter das Urtheil drücken zu lassen. Am andern Morgen nahm sie den Befehl zurück; der Kanzler aber erwiderte, das Urtheil sei schon mit dem Siegel an die mit der Vollstreckung beauftragten Lords abgegangen.

e. Marias Tod.

Es war am 7. Februar 1587, als die Grafen von Kent und Shrewsbury in Fotheringay ankamen, woselbst sich Maria schon seit längerer Zeit in Haft befand. Sie begaben sich ohne Verzug zur gefangenen Königin, welche sie, umgeben von ihrer ganzen Dienerschaft, in großer Gelassenheit empfing, obgleich sie den Zweck ihrer Ankunft errieth, lasen ihr das Todesurtheil vor und forderten sie auf, sich am andern Morgen um acht Uhr bereit zu halten. Maria hörte sie an, ohne die Farbe zu verändern, und sagte dann, der Tag sei endlich gekommen, nach dem sie sich so lange gesehnt, da er den Leiden einer fast zwanzigjährigen Gefangenschaft ein Ende mache. Sie betheuerte darauf, daß sie nie den Tod oder die Entthronung der Königin Elisabeth gewollt habe, und erbat sich als letzte Gunst den Beistand eines katholischen Geistlichen. Da dies verweigert wurde, so setzte sie sich, nachdem die beiden Grafen sich entfernt hatten, zu Tische und aß ganz heiter zu Abend. Die Nacht über schrieb sie Briefe an ihren Sohn und an den König von Frankreich, machte ihr Testament und betete mit ihren beiden Kammerfrauen. Beim Anbruch des Tages vertheilte sie ihr Geld und ihre Kostbarkeiten unter ihre weinende Dienerschaft, nahm von jedem Einzelnen Abschied, betete mit ihnen und ertheilte ihnen den Segen. Sie empfingen ihn knieend, und küßten ihr dann laut jammernd und wehklagend die Hände und das Kleid.

Um acht Uhr Morgens setzte sich der traurige Zug in Bewegung. Maria hatte das reichste ihrer Gewänder angelegt und ging, begleitet von den beiden Grafen, mit festen Schritten und heiterem Anblick in die große Halle hinab, in welcher das Schaffot errichtet worden war. Als sie die Thür derselben erreichte, trat ihr alter Haushofmeister,

dem seit längerer Zeit der Zutritt zu ihr verboten war, laut weinend an sie heran, warf sich ihr zu Füßen und rang trostlos die Hände. „Guter Melville,“ sagte sie zu ihm, „höre auf zu klagen; Du hast ja eher Ursache zur Freude als zur Trauer, denn Du wirst jetzt das Ende meiner Leiden sehen! Bringe meinem Sohne meine letzten Grüße; sage ihm, daß ich der Würde und Unabhängigkeit seiner Krone keinen Abbruch gethan habe, und bete für Deine Königin!“ Darauf küßte sie den Greis und bestieg das Schaffot. Ein Geistlicher, den man herbeigeholt hatte, wollte sie vor ihrem Tode noch zum protestantischen Glauben bekehren; sie bat ihn jedoch, sie nicht zu belästigen, da sie im katholischen Glauben sterben wolle. Darauf betete sie mit lauter Stimme für das Wohl ihrer Seele, für ihren Sohn und zuletzt auch für Elisabeth, kniete nieder, legte das Haupt auf den Block und empfing den Todesstreich.

So starb Maria Stuart, vielleicht die unglücklichste aller Königinnen, im sechsundvierzigsten Jahre ihres Alters, nachdem sie ihre Vergehen durch lange, schwere Leiden gebüßt hatte. Ihr Tod bleibt ein Schandfleck in der sonst so glorreichen Regierung Elisabeths, da es, was Maria auch verbrochen haben mochte, das menschliche Gefühl empören muß, wenn eine Königin eine andere auf unerwiesene Anklagen hin dem Henker überliefert. Auch fühlte dies Elisabeth wohl, denn als sie die Nachricht von der Hinrichtung erhielt, stand sie lange starr und sprachlos da, verwünschte dann den Diensteifer ihres Kanzlers und ihrer Räthe, und klagte unter Thränen über die Unsicherheit des menschlichen Urtheils.

VIII.

Das Haus Stuart.

1. Jakob I.

Elisabeths nächster Erbe war Jakob VI., der Sohn der unglücklichen Maria Stuart, der seit seinem vierzehnten Jahre die Regierung über das durch Bürgerkriege zerrüttete Schottland führte und nun unter dem Namen Jakobs I. auch den englischen Thron bestieg und so die beiden Länder vereinigte, die einander Jahrhunderte lang feindlich gegenüber gestanden hatten.

Jakob war ein Mann von gelehrter Bildung, aber von einer fast kindischen Beschränktheit des Geistes, so daß er in schwierigen Lagen niemals das Rechte zu treffen wußte. Auch in der Wahl seiner Günstlinge, denen er bei seiner Charakterschwäche den größten Einfluß gestattete, zeigte sich sein Mangel an gesundem Urtheil, denn er wählte die unwürdigsten Männer zu seinen Freunden und Rathgebern. Dabei war er eigensinnig und auf seine geistigen Vorzüge dermaßen eingebildet, daß er immer nur selbst sprechen wollte und Anderen nie das Wort gestattete. Mit diesen schlimmen Eigenschaften verband er andere, die noch mehr dazu beitrugen, ihn seinen Unterthanen verächt-

lich zu machen, denn er war habgierig, träge, feige und dem Trunk ergeben. Sein Aeußeres vermehrte noch den lächerlichen Eindruck, den sein Auftreten hervorbrachte. Er hatte nämlich einen unsicheren, schwankenden Gang, und stützte sich daher in der Regel auf die Schultern zweier Günstlinge, denen er zu seiner Unterhaltung ins Gesicht sprudelte, und die er dann wieder küßte und in die Wangen kniff. Beim Sprechen stieß er mit der Zunge an, und machte dadurch seinen breiten schottischen Dialekt noch unangenehmer. Seine Augen rollten und stierten wie die eines Wahnsinnigen; vom Kopf bis zum Fuß war er in einen grasgrünen Anzug gekleidet, der stark gepolstert war, weil er sich vor Dolchstichen fürchtete; den Hut mit der Feder pflegte er über das eine Auge zu schieben, und statt des Degens hatte er ein Jagdhorn an der Seite. Die Bücher, die er schrieb, waren überaus langweilig, unter anderen eins über die Zauberei, an die er steif und fest glaubte. Das größte Vergnügen bereitete es ihm, wenn jemand in seiner Gegenwart einen Fehler gegen die lateinische Grammatik machte, weil er dadurch Gelegenheit erhielt, ihn zu verbessern und seine Gelehrsamkeit glänzen zu lassen.

Als sich Jakob von Edinburgh nach London begab, strömte das Volk von allen Seiten herzu, um den neuen Herrscher jubelnd zu begrüßen. Er ließ dies jedoch untersagen, angeblich um nicht durch das Zusammenlaufen so vieler Menschen den Preis der Lebensmittel zu vertheuern, in der That aber, weil er sich vor Mördern fürchtete. Einen Dieb, der in seiner Nähe auf der That ertappt wurde, ließ er ohne Weiteres aufhängen, und an demselben Tage ernannte er, um seine Macht in großartiger Weise auszuüben, dreihundert neue Ritter, denen er bald noch vierhundert hinzufügte. So waren denn die Hoffnungen, die man auf ihn gesetzt hatte, schnell wieder verschwunden. Die Katholiken hatten anfangs geglaubt, er würde zu ihrer Kirche übertreten oder ihnen wenigstens größere Freiheit gewähren; da diese



Jacob I.

Hoffnungen aber nicht in Erfüllung gingen, so schmiedeten sie wieder eine Reihe von Komplotten, von denen eins unter dem Namen der Pulververschwörung bekannt ist.

Ein fanatischer Katholik, Namens Catesby, hatte den Entschluß gefaßt, das Joch, unter dem seine Glaubensgenossen in England seufzten, mit einem Schlage zu zertrümmern. Er verband sich zu dem Ende mit mehreren Gleichgesinnten, und fand endlich an einem gewissen Guido Fawkes, einem finsteren und verwegenen Manne, ein geeignetes Werkzeug zur Ausführung seines gräßlichen Planes. Es war nämlich seine Absicht, den König, die Minister und das ganze Parlament in die Luft zu sprengen und, wenn auf diese Weise die Häupter des Protestantismus vernichtet wären, seine Glaubensgenossen zu den Waffen zu rufen und eine katholische Regierung einzusetzen. Nachdem ihm seine Gefährten mit einem feierlichen Eide Verschwiegenheit gelobt hatten, theilte er ihnen seinen Plan mit, miethete ein Haus in Westminster, dessen Hintergebäude mit dem Parlamentshause zusammenhing, und ein anderes, in welchem allmählich die nöthigen Pulvervorräthe angesammelt wurden, und ging mit seinen Freunden an das Werk. Von dem Hause in Westminster fingen sie an zu graben, unterminirten allmählich die Kellerräume des Parlamentshauses und schafften bei Nacht das Pulver aus dem andern Hause herbei. Als der Tag herannahte, an welchem das Parlament durch den König eröffnet werden sollte, hatten sie sechsunddreißig Tonnen Pulver in ihrer Mine aufgehäuft und durch Schwefelfäden mit einander verbunden. Die Eröffnungsfeier wurde jedoch durch den König, dem das ganze Parlament zuwider war, weil es seine königliche Macht beschränkte, mehrmals verschoben, und die Verschworenen waren daher in großer Sorge, daß ihr Plan, um welchen jetzt mehr als zwanzig Menschen wußten, verrathen werden könnte.

Endlich erschien der Tag, an welchem das Parlament eröffnet

werden sollte — es war der fünfte November des Jahres 1605 — und Fawkes hielt sich bereit, sein entsetzliches Vorhaben auszuführen. Im Hofe des Hauses stand ein gesatteltes Pferd, um ihn schnell von dem Ort des Schreckens zu entfernen, sobald er die Lunten angelegt haben würde; auf der Themse lag ein Schiff segelfertig, auf welchem er nach Flandern entfliehen sollte, und er selbst brachte die Nacht in dem Keller zu, um gewiß zu sein, daß Alles in Ordnung wäre. Inzwischen aber war der ganze Plan bereits verrathen worden, und zwar nicht durch den bösen Willen, sondern durch die Gutmüthigkeit eines der Theilnehmer. Fast jeder der Verschworenen hatte nämlich Freunde oder Verwandte unter den Mitgliedern des Parlaments, die er zu retten wünschte. Als dies in einer der Berathungen zur Sprache kam, erklärte Catesby, er würde, wenn es sich um die Rettung der Kirche handle, seinen eigenen Sohn in die Luft sprengen. Darauf mußte sich jeder der Verschworenen durch einen Eid verpflichten, keinem seiner Angehörigen eine Warnung zukommen zu lassen. Einer von ihnen, Namens Tresham, konnte es aber doch nicht unterlassen, seinem Schwager einen Brief zu schicken, welcher folgendermaßen lautete: „Mylord, wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist, so bitte ich Sie, bei der Eröffnung des Parlaments nicht gegenwärtig zu sein. Gott und Menschen haben sich vereinigt, um die Bosheit dieser Zeit zu strafen. Verachten Sie meine Warnung nicht; ich sage Ihnen, das Parlament wird einen furchtbaren Schlag erhalten, und doch wird niemand die Hand sehen, welche den Streich führt. Uebrigens wird die Gefahr nicht längere Zeit währen, als Sie gebrauchen, um diesen Brief zu verbrennen.“

Der Lord, welcher den Brief erhielt, zauderte keinen Augenblick, ihn dem König zu überbringen, und dieser ließ in der Stille alle um das Parlamentshaus gelegenen Gebäude besetzen und untersuchen. In das Haus der Verschworenen drangen die Soldaten in dem Augenblick

ein, als Fawkes den Keller verließ, um sich zu erkundigen, zu welcher Zeit der König erwartet würde. Er wurde sogleich ergriffen und gebunden, und als man nun den Keller untersuchte, fand man eine Masse Pulver, welche hinreichend war, um eine ganze Stadt in die Luft zu sprengen. Es war ein Glück, daß man sich des furchtbaren Menschen außerhalb des Kellers bemächtigte, denn sonst würde er im Augenblick der Verhaftung gewiß noch eine Lunte in das Pulver geworfen haben.

Als Fawkes vor den König gebracht und von diesem gefragt wurde, wie er sich habe entschließen können, den Untergang so vieler unschuldiger Menschen herbeizuführen, antwortete er, daß verzweifelte Krankheiten auch verzweifelte Mittel erforderten. Seine Mitschuldigen wollte er nicht nennen, und auch die Qualen der Folter ertrug er, ohne einen derselben zu verrathen. Die anderen Männer, die man in demselben Hause verhaftet hatte, waren nicht so standhaft, und die Regierung kannte daher bald die sämmtlichen Theilnehmer der Verschwörung. Die meisten derselben wurden verhaftet, ehe sie ihre Flucht bewerkstelligen konnten, und nebst Fawkes hingerichtet; einigen aber gelang es, das Schloß eines der Verschworenen zu erreichen. Hier beschlossen sie, sich gegen die ihnen nachgesandten Truppen bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Durch ein merkwürdiges Verhängniß gerieth hier eine Masse feuchten Pulvers, das sie zum Trocknen ausgebreitet hatten, in Brand und versengte Catesby, den Urheber der Pulververschwörung, dermaßen, daß er an den Brandwunden hätte sterben müssen, wenn er nicht gleich darauf nebst allen seinen Gefährten durch die Kugeln der Soldaten getödtet worden wäre.

Die Folge der Pulververschwörung war, daß noch strengere Gesetze gegen die Katholiken in England gegeben wurden als früher, obgleich Jakob ihnen in seinem Herzen nicht abgeneigt war und gern etwas für sie gethan hätte, wenn er es bei der Stimmung des Volkes

hätte wagen dürfen. In dem letzten Jahren seiner zweiundzwanzigjährigen Herrschaft kümmerte er sich um die öffentlichen Angelegenheiten fast gar nicht mehr, sondern überließ die Leitung derselben seinen Günstlingen, während er selbst seine Zeit mit Jagden und Trinkgelagen ausfüllte.

---

2. Karl I.

a. Georg Villiers, Herzog von Buckingham.

Karl I. unterschied sich von seinem Vater, dem er in seinem fünfundzwanzigsten Lebensjahre in der Regierung folgte, durch eine ernste und würdige Haltung; er glich ihm aber in der Neigung, sich der Leitung seiner Günstlinge zu überlassen, in der Mißachtung der Befugnisse des Parlaments und in der Ueberschätzung seiner eigenen Rechte. So war denn seine Regierung ein fast ununterbrochener Kampf zwischen ihm und dem Parlament, ein Kampf, der mit seinem eigenen Untergang und dem Umsturz des Thrones endete.

Karl vermählte sich unmittelbar nach seiner Thronbesteigung mit der französischen Prinzessin Henriette Marie, einer Tochter Heinrichs IV. Die Verbindung mit einer katholischen Fürstin war allein schon im Stande, ihm die Herzen seiner Unterthanen zu entfremden, und als er nun das Parlament berief, um sich das Geld bewilligen zu lassen, welches zur Deckung der Schulden seines Vaters und der durch seine eigene Vermählung veranlaßten Ausgaben erforderlich war, fand er einen bedeutenden Widerstand. Es war nämlich eine zahlreiche Partei im Parlament, welche die Verlegenheit des Königs benutzen wollte,

um ihn zur Anerkennung der durch die letzten Regierungen vielfach verletzten Rechte des Volks und seiner Vertreter zu zwingen. Unwillig über diese Weigerung, die er für aufrührischen Trotz erklärte, löste Karl das Parlament auf und schrieb, gegen die klaren Bestimmungen des großen Freiheitsbriefes, eigenmächtig Steuern aus. Ein zweites Parlament, das er zur Bewilligung der Kosten eines Krieges gegen Spanien berufen mußte, zeigte sich nicht willfähriger; diesmal aber richtete sich der Widerstand weniger gegen den König, als gegen seinen allmächtigen Minister, Georg Villiers, Herzog von Buckingham, der, wie man wußte, das gewaltthätige Verfahren des Königs vorzugsweise veranlaßt hatte.

Georg Villiers stammte aus einer adeligen Familie, welche zur Zeit Wilhelms des Eroberers aus Frankreich nach England gekommen war. Er war nur mit mittelmäßigen Geistesgaben ausgestattet und hatte auch wenig Sinn für geistige Bildung; dagegen besaß er eine seltene Schönheit des Körpers, eine große Anmuth in seinen Bewegungen und eine außerordentliche Geschicklichkeit in allen körperlichen Uebungen. Durch diese Eigenschaften hatte er die Aufmerksamkeit Jakobs I. auf sich gezogen, und durch sein einschmeichelndes und kriechendes Benehmen — in seinen Briefen an den König unterzeichnete er sich gewöhnlich „Sr. Majestät Hund und Sklave" — wußte er dessen Gunst in dem Grade zu gewinnen, daß er eine unumschränkte Herrschaft über den König und den ganzen Staat ausübte. In weniger als zwei Jahren wurde er Ritter, Kammerherr, Baron, Graf, Marquis, Großadmiral und zuletzt Herzog von Buckingham; er verfügte über alle Aemter, Ehrenstellen und Einkünfte der drei Königreiche; mit den Gunstbezeigungen des Königs trieb er einen schamlosen Handel, und die wichtigsten Staatsangelegenheiten entschied er nach den Eingebungen seiner Laune, seiner Habsucht und seiner Eitelkeit. Sein Vermögen übertraf bald das der reichsten Familien des Landes, und

wenn er öffentlich erschien, so starrte sein Anzug von Diamanten und anderen kostbaren Steinen, vom Hutband und den Ohrringen bis hinab zu den Strümpfen und Schuhen.

Ein allmächtiger Minister von so geringen Fähigkeiten würde den Staat zu Grunde gerichtet haben, auch wenn er treu und redlich gewesen wäre; Buckingham aber war ein gewissenloser Mann, voll Falschheit und Hinterlist, der das Wohl des Königs und des Staats verrieth, wenn es die Befriedigung seiner Leidenschaften galt. So verwickelte er England in einen Krieg mit Spanien, bloß um einen geschickten und rechtschaffenen Minister, der für ein Bündniß mit diesem Lande thätig gewesen war, von den Geschäften zu entfernen. Der Tod Jakobs I. that seiner Macht keinen Abbruch, denn er übte auf Karl I. denselben Einfluß aus, wie auf dessen Vater. Ein Krieg mit Frankreich, den er aus verletzter Eitelkeit unternahm und in welchem er selbst als Feldherr und Admiral auftrat, endete eben so schmachvoll wie der spanische Krieg; dennoch fuhr der König fort, die thörichten Rathschläge seines Ministers zu befolgen. Endlich machte sich der Unwille des Volks in lautem Murren Luft, und das Unterhaus (die zweite Abtheilung des Parlaments, welche die Abgeordneten der Ritterschaft und der Städte umfaßte) erklärte Buckingham für einen Verführer des Königs, einen Feind des Landes und einen Verräther der englischen Freiheit. Karl antwortete mit einer Auflösung des Parlaments, und begann nun eigenmächtig Steuern zu erheben und diejenigen Männer, welche diese ungesetzlichen Abgaben nicht zahlen wollten, ins Gefängniß zu werfen oder zu Soldaten und Matrosen zu pressen.

Da auch die neuen Steuern für die Bedürfnisse des Königs nicht hinreichten, so war dieser genöthigt, wiederum ein Parlament zu berufen. Das Unterhaus faßte, bevor es die verlangten Gelder bewilligte, seine Beschwerden in die sogenannte „Bitte um Recht" zu-

sammen, nach welcher niemand zur Zahlung einer Steuer verpflichtet sein sollte, die nicht vom Parlament bewilligt wäre, und welche ferner jeden Engländer gegen willkürliche Verhaftung schützte. Der König gab diesem Gesetz seine Zustimmung; sobald aber das Parlament aufgelöst war, nahm er auf Buckinghams Rath seine Einwilligung zurück und verfuhr wieder so eigenmächtig wie zuvor..

Hiermit hatte aber die verderbliche Wirksamkeit Buckinghams ihr Ende erreicht. Er war eben im Begriff, sich in Portsmouth nach Frankreich einzuschiffen, um den Oberbefehl über das Heer zu übernehmen, als ihm auf dem Hausflur, während er mit einem Offizier sprach, eine unbekannte Hand ein Messer ins Herz stieß. Er hatte nur noch die Kraft, das Wort „Schurke!" auszurufen und das Messer herauszuziehen; dann fiel er zu Boden und verschied. Der Mörder hatte bereits die Küche erreicht und hätte von hier mit leichter Mühe entfliehen können; er blieb aber ruhig stehen, und als nun Lärm entstand, rief er, indem er sein Schwert zog: „Ich bin der Thäter!" Er wurde ergriffen und vor den Richter geführt, und erklärte hier, er heiße Johann Felton und habe die Armee, in der er als Lieutenant gedient, verlassen, weil ihm jüngere Offiziere vorgezogen worden wären. Als man ihn nach den Beweggründen seiner That fragte, antwortete er, daß er keinen persönlichen Groll gegen den Ermordeten gehegt, daß er es aber für seine Pflicht gehalten habe, das unglückliche Land von dem Manne zu befreien, der es zu Grunde richte. Auf die Drohung des Oberrichters, daß er, wenn er seine Mitschuldigen nicht nennen wolle, gefoltert werden würde, erwiderte er: „Nun wohl, Mylord, so werde ich Euch und keinen Anderen als meinen Mitschuldigen bezeichnen." Die Richter erklärten darauf die Benutzung der Folter für ungesetzlich, und sie ist seitdem in England nie wieder zur Anwendung gekommen. Felton wurde durch das Beil hingerichtet.

Buckingham hatte ein Alter von siebenunddreißig Jahren erreicht,

und war einer der verächtlichsten Menschen, die je die Geschicke eines Staats gelenkt haben. Sein Tod war vielleicht ein Glück für ihn, denn wenn er dem Messer des Meuchelmörders entgangen wäre, würde sein Haupt wahrscheinlich unter dem Beile des Henkers gefallen sein.

---

b. Das lange Parlament.

Die Hoffnung, daß nach Buckinghams Tode das Verhältniß des Königs zum Volke und zu dessen Vertretern sich freundlicher gestalten würde, ging leider nicht in Erfüllung, denn Karl wollte seine Ansicht von der Unumschränktheit seiner Macht und seine Mißachtung der Volksrechte nicht aufgeben. Die Mitglieder des Parlaments, welche sich seinen Forderungen am kräftigsten widersetzt hatten, ließ er nach dem Schluß der Sitzung gefangen nehmen und zu hohen Geldstrafen verurtheilen; das Parlament selbst aber beschloß er nicht wieder zu berufen, sondern künftig nach eigener Entscheidung Steuern auszuschreiben und Abgaben zu erheben. So groß die Unzufriedenheit über dieses ungesetzliche Verfahren war, so erregte doch der religiöse Druck in noch viel höherem Maße den Unwillen des Volks. Karl glaubte nämlich nicht allein im Staat, sondern auch in der Kirche Alles nach seiner Ueberzeugung anordnen zu können, und bei diesen Bestrebungen stand ihm besonders der Bischof Laud, den er später zum Erzbischof von Canterbury ernannte, zur Seite. Dieser war ein Mann von strengen Sitten und tadellosem Wandel, und von einer Festigkeit des Charakters, welche in Starrsinn ausartete. Er haßte die Kirchenverfassung der Puritaner und suchte diese daher durch Bedrückungen aller

Art, namentlich durch ihre Ausschließung von allen Staatsämtern und durch die Vertreibung ihrer Geistlichen, zum Uebertritt in die Episkopalkirche zu zwingen. Da ihm ferner der Gottesdienst der Protestanten zu wenig Feierlichkeit und äußere Würde zu haben schien, so entwarf er eine Liturgie, durch welche viele durch die Reformation abgeschaffte Gebräuche (Bilder, prächtige Gewänder, brennende Lichter, Kniebeugungen 2c.) wieder eingeführt wurden. Endlich setzte er strenge Strafen für diejenigen Prediger fest, die sich diesen Bestimmungen nicht fügen würden, und als nun eine Fluth von Schriften gegen diesen „neuen Papismus" und gegen die in der Kirche wie im Staat herrschende Tyrannei erschien, verfolgte er ihre Verfasser mit der größten Strenge. Drei derselben wurden zum Verlust beider Ohren und zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt, andere wurden an den Pranger gestellt oder öffentlich durchgepeitscht und dann eingekerkert, noch andere mußten solche Geldsummen bezahlen, daß sie zu Bettlern wurden. Mit ähnlicher Grausamkeit verfuhr man gegen diejenigen, welche sich weigerten, die vom König verlangten ungesetzlichen Steuern zu bezahlen. Auf diese Weise wurden die öffentlichen Zustände so unerträglich, daß viele wackere Männer sich entschlossen, ihr Vaterland zu verlassen und sich an der Ostküste von Nord-Amerika anzusiedeln. Einer solchen Gesellschaft von Auswanderern hatte sich auch Oliver Cromwell, der nachmalige Protector, angeschlossen, und das Schiff war im Begriff die Anker zu lichten, als eine Verordnung des Königs bekannt gemacht wurde, welche alle denen, die nicht die besondere Erlaubniß dazu erlangt hätten, die Auswanderung verbot. Es wäre für den König besser gewesen, wenn Cromwell durch diese Verordnung nicht zurückgehalten worden wäre.

Wenn Lauds Liturgie schon in England auf heftigen Widerstand stieß, so erregte sie in Schottland, wo es fast nur Puritaner gab, die furchtbarste Erbitterung. Der erste Geistliche, welcher in einem weißen

Chorhemde in der Kirche erschien, um die neuen Gebete zu verlesen, wurde mit dem Geschrei: „Papst! Papst! Antichrist! Steinigt ihn!“ empfangen und mußte, von wüthenden Weibern verfolgt und mit Fußbänken geworfen, eiligst entfliehen. Ein zweiter Versuch lief eben so unglücklich ab, und zugleich bildete sich unter dem Namen Covenant ein mächtiger Bund zur Aufrechthaltung der Religionsfreiheit. Bald stand das ganze Volk unter den Waffen; in jeder Stadt und jedem Dorfe wurden die Leute zweimal täglich durch Trommelschlag versammelt, um zu beten, die Predigt zu hören und Psalmen zu singen, in denen Gottes Zorn auf die Feinde der Kirche herabgefleht und jeder Gläubige zu ihrer Vertilgung aufgefordert wurde. Da man wußte, daß Karl zu Gewaltmaßregeln greifen würde, so wurden die Festungen an der englischen Grenze mit Vorräthen versehen und stärker befestigt; das ganze Volk übte sich unter Gebeten und geistlichen Liedern in den Waffen, und selbst Greise, Frauen und Kinder betheiligten sich an den kriegerischen Rüstungen.

Der Erzbischof Laud und der Minister Strafford, ein redlicher, aber strenger Mann, riethen dem König zu den strengsten Maßregeln, und Letzterer äußerte dabei, die Schotten müßten mit Peitschenhieben zur Vernunft gebracht werden. Um Geld zum Kriege zu erhalten, entschloß sich Karl, nach elfjähriger Unterbrechung ein Parlament zu berufen; dieses wollte sich aber auf keine Geldbewilligung einlassen, bevor die Mißbräuche in der Verwaltung beseitigt und die alten Rechte des Volks vom König anerkannt wären. Sogleich wurde das Parlament wieder aufgelöst und die kühnsten Sprecher ins Gefängniß geworfen. Unterdessen drangen aber die Schotten, nachdem sie die königlichen Besatzungen aus allen Festungen vertrieben hatten, in die nördlichen Grafschaften von England ein, und da Karl nicht Truppen genug besaß, um ihnen mit Erfolg entgegenzutreten, so mußte er sich abermals zur Berufung des Parlaments entschließen.

Die Versammlung, welche am 3. November 1640 eröffnet wurde, führt den Namen des langen Parlaments, weil sie acht Jahre beisammen blieb. Schon in ihren ersten Sitzungen nahm sie eine feindselige Haltung gegen den Hof und die Regierung an. Statt, wie Karl es wünschte, das Geld zum Kriege gegen die schottischen Rebellen zu bewilligen, setzte sie sich mit diesen in Verbindung und munterte sie zum Widerstand gegen den König auf. Sodann klagte das Unterhaus den Grafen Strafford vor dem Oberhause als Hochverräther und als Feind des Landes an. Als Strafford, der hiervon nichts wußte, eintrat, um seinen Sitz unter den Lords einzunehmen, befahl man ihm niederzuknien und nahm ihn dann in Verhaft. Dasselbe geschah nicht lange darauf mit dem Erzbischof Laud; die übrigen Räthe des Königs entflohen nach Frankreich.

Jetzt hob das Unterhaus alle in den letzten Jahren erlassenen Verordnungen auf, schaffte die vom König eigenmächtig erhobenen Steuern ab und gab den abgesetzten Geistlichen ihre Pfründen zurück, während das Volk die Altäre, Bilder und Crucifixe in den Kirchen zu zerstören und sich offen für die Presbyterial-Verfassung auszusprechen begann. Hatte der König zuvor die Rechte des Parlaments verletzt, so griff dieses jetzt offenbar in die Befugnisse der Krone ein. Unterdessen wurde das Verfahren gegen Strafford im Oberhause fortgesetzt. Umsonst wies dieser nach, daß keine seiner Handlungen als Hochverrath bezeichnet werden könne; umsonst gab sich Karl alle ersinnliche Mühe, seinen Minister zu retten: der Haß, den Strafford durch seinen Despotismus auf sich geladen hatte, war zu allgemein, und er wurde mit sechsundzwanzig Stimmen gegen zwanzig für schuldig erklärt. Karl war schwach genug, seine Einwilligung zur Hinrichtung seines treusten Dieners zu geben. Als Strafford hörte, daß sein Todesurtheil unterschrieben wäre, rief er aus: „Verlasset Euch nicht auf Fürsten, denn bei ihnen ist keine Hülfe! Mein ganzes Ver-

gehen besteht darin, daß ich dem König zu treu gedient habe." Seine letzten Worte waren: „Nun ist es bald vorüber. Ein Hieb wird mein theures Weib zur Wittwe, meine geliebten Kinder zu Waisen machen. Gott sei mit ihnen! Ich aber danke dem Herrn, daß ich mein Haupt eben so ruhig auf diesen Block legen kann, wie ich es jeden Abend auf mein Ruhekissen gelegt habe." Laud blieb noch drei Jahre in Haft; dann endete auch er sein Leben auf dem Blutgerüst.

Um diese Zeit brach in Irland ein Aufstand aus, bei welchem viele protestantische Ansiedler von den katholischen Einwohnern überfallen und erschlagen wurden. Das Parlament benutzte dieses Ereigniß, welches allgemein dem Hofe und namentlich der Königin zur Last gelegt wurde, um die Gewalt der Regierung immer mehr einzuschränken und ein Hoheitsrecht nach dem andern an sich zu reißen. So wurde bestimmt, daß das Parlament die Heerführer und die höheren Staatsbeamten ernennen und daß seine Beschlüsse auch ohne die Bestätigung des Königs Gesetzeskraft haben sollten. Auf diese Weise kam in kurzer Zeit die ganze Staatsverwaltung in die Hände des Parlaments, und der König wurde ein willenloses Werkzeug in den Händen desselben. Als der Versuch des Königs, fünf seiner heftigsten Gegnern verhaften zu lassen, mißglückt war, und diese vom Volke im Triumph in das Parlamentshaus zurückgeführt wurden, beschloß Karl, zur Wiedererlangung seiner Macht das Waffenglück zu versuchen. Er verließ zu dem Ende die Hauptstadt, begab sich nach York und stellte sich hier an die Spitze seiner Truppen, während seine Gemahlin nach Holland ging, um fremde Hülfe anzurufen.

c. Der Bürgerkrieg.

Die maßlosen Uebergriffe des Parlaments hatten die Folge gehabt, daß viele Männer, welche anfangs Gegner des Königs gewesen waren, sich wieder an ihn angeschlossen hatten und die Zahl der Royalisten mit jedem Tage größer geworden war. Unter Anderen hatten sich zweiunddreißig Lords und mehr als sechzig Mitglieder des Unterhauses nach York begeben, und aus allen Theilen des Landes waren Edelleute zur Vertheidigung des Throns herbeigekommen, obgleich das Parlament jeden, der auf Befehl des Königs die Waffen ergreifen würde, für einen Feind des Vaterlandes erklärt hatte. Dessenungeachtet kämpften die beiden Parteien noch mit sehr ungleichen Waffen. Während nämlich der König dermaßen vom Gelde entblößt war, daß er kaum die Kosten seines eigenen Unterhalts bestreiten konnte, war das Parlament im Besitz aller königlichen Einkünfte; außerdem beeilten sich die Bürger von London, Geld, Silbergeräth, Juwelen und allerlei Kostbarkeiten zur Verfügung des Parlaments zu stellen, und die jungen Leute aus dem Bürger- und Bauernstande ließen sich mit solchem Eifer zum Dienst einschreiben, daß an einem Tage in London gegen viertausend Mann eintraten. Den größten Eifer für die Vertheidigung der Volksrechte zeigten die Puritaner, welche die Strenge ihrer Gesinnungen auch äußerlich, namentlich durch einfache Kleidung und kurz abgeschnittenes Haar, zu zeigen suchten und daher von den Kavalieren, den Begleitern des Königs, den Spottnamen der Rundköpfe erhielten.

Es währte nicht lange, so breitete sich der Bürgerkrieg über ganz England aus, denn jede Grafschaft, jede Stadt, jedes Dorf war in Parteien getheilt, die sich gegenseitig beraubten und ausplünderten.

Zum Befehlshaber seines Heeres hatte der König seinen Neffen, den Prinzen Ruprecht von der Pfalz, gemacht, einen tapferen und unternehmenden Krieger, der aber durch seinen Ungestüm Vieles verdarb. Dagegen hatte die Parlaments-Armee an dem Grafen Essex, einem Sohne des hingerichteten Günstlings der Königin Elisabeth, einen eben so muthigen wie besonnenen und erfahrenen Anführer. Der König fand bei den katholischen Irländern, denen er verschiedene Erleichterungen versprach, das Parlament bei den puritanischen Schotten Unterstützung. So währte der Krieg mit wechselndem Glücke fort, bis endlich die vereinigte schottische und Parlaments-Armee bei Marstonmoor einen Sieg erfocht, durch welchen das Heer des Königs völlig zersprengt wurde. In dieser Schlacht zeichnete sich besonders der Reiter-General Cromwell aus, der, obgleich er erst seit einigen Jahren Soldat war, doch damals schon zu den berühmtesten Feldherren gehörte.

Oliver Cromwell war am 3. April 1603, also am Todestage der Königin Elisabeth, zu Huntington geboren. Nachdem er die Universität Cambridge bezogen hatte, um Theologie zu studiren, überließ er sich einem sittenlosen Leben und war dabei auch ein berüchtigter Raufbold. Sein unruhiger Sinn veranlaßte ihn, Kriegsdienste gegen Frankreich zu nehmen; er kehrte aber bald nach England zurück und ergab sich hier wieder den früheren Ausschweifungen. Als er sein ganzes Vermögen mit Spiel und Trunk durchgebracht hatte, ging plötzlich eine seltsame Veränderung mit ihm vor: er entsagte allen Vergnügungen und allem weltlichen Treiben, verband sich mit den eifrigsten Puritanern, veranstaltete religiöse Zusammenkünfte und hielt seinen Freunden und Hausgenossen lange Predigten. Die Universität schickte ihn als ihren Abgeordneten in das lange Parlament; es gelang ihm jedoch nicht, sich in dieser Eigenschaft hervorzuthun, denn weder sein Aeußeres noch sein Vortrag machte einen günstigen Eindruck. Er war nämlich häßlich von Person und grob in seinen Sitten; er erschien

stets in einem schmutzigen Anzuge; seine Stimme war dumpf und mißtönend, und überdies fehlte es seinen Reden an innerem Zusammenhang. Dagegen gab ihm der Krieg bald Gelegenheit, sich als Feldherr auszuzeichnen. Er wurde nämlich vom Parlament zum Reiter-Obersten ernannt, und führte nun unter seinen Kriegern eine Mannszucht ein, wie sie selbst im königlichen Heere nicht zu finden war. Die Schärfe seines Blicks, die Schnelligkeit seiner Entschließungen und die Festigkeit seines Willens erfüllte die Schlaffen mit Furcht, die Thätigen mit Bewunderung, und dabei flößte er durch seinen religiösen Eifer und seine Predigten dem ganzen Heere die größte Begeisterung ein. Ueberdies stand er an der Spitze einer Partei, welche damals durch die Entschiedenheit ihrer Bestrebungen und durch ihr kräftiges Handeln unter allen die mächtigste war. Dies waren die Independenten, so genannt, weil sie Unabhängigkeit der Kirche nicht bloß von dem bischöflichen, sondern auch von jedem anderen Regiment verlangten, indem die in der Gemeinschaft des Geistes vereinigte Gemeinde nur Christus als Herrn und Leiter anerkennen könne. Dieselbe Unabhängigkeit, welche die Independenten für die Kirche forderten, suchten sie auch im Staat herzustellen, und sie strebten daher nach Abschaffung der Königsmacht und nach Einführung einer republikanischen Verfassung.

Nach dem Tode des Grafen Essex war Thomas Fairfax zum Anführer der Parlaments-Armee ernannt worden. Dieser ausgezeichnete Feldherr kannte den durchdringenden Geist und die unermüdliche Thatkraft Cromwells, und unternahm nichts, ohne zuvor seinen Rath gehört zu haben. Als er bei Naseby mit den Truppen des Königs zusammentraf, wurde er durch die ungestümen Angriffe des Prinzen Ruprecht dermaßen bedrängt, daß er den Rückzug antreten mußte. Da erschien noch zu rechter Zeit Cromwell, welcher den rechten Flügel befehligt und die ihm gegenüberstehenden Royalisten zurückgeschlagen hatte, im

Rücken des Königs. Erschreckt durch den Anblick dieses neuen Feindes, wandten sich die königlichen Truppen zur Flucht. Vergebens stellte Karl sich ihnen entgegen und suchte sie aufzuhalten; er mußte endlich selbst das Schlachtfeld verlassen, wenn er nicht ein Gefangener seiner Unterthanen werden wollte. Sein ganzes Geschütz, seine Fahnen und alle seine Papiere fielen in die Hände der Sieger; sein ältester Sohn entfloh nach Frankreich, wohin sich auch die Königin von den Niederlanden aus begeben hatte; er selbst ging mit dem schwachen Ueberrest seines Heeres nach Oxford, verließ aber die Stadt, als Fairfax und Cromwell mit ihrem siegreichen und stets wachsenden Heere zur Belagerung derselben heranzogen, und faßte den verzweifelten Entschluß, sich zu dem schottischen Heere zu begeben. Wie seine Großmutter, Maria Stuart, von ihren Unterthanen besiegt, in England Schutz gesucht, aber nur Gefangenschaft und einen schmachvollen Tod gefunden hatte, so sollte auch er, als er vor seinen empörten Unterthanen zu den Schotten entfloh, sich ein gleiches trauriges Ende bereiten.

---

d. Karls Gefangenschaft.

Als Karl in der Tracht eines Dieners, nur von einem Priester begleitet, beim schottischen Heere ankam, gerieth Alles in das größte Erstaunen. Der Oberbefehlshaber schickte sogleich einen Boten nach London, um das Parlament von dem Geschehenen in Kenntniß zu setzen; unterdessen befahl er, den König ehrfurchtsvoll zu behandeln, und umgab ihn mit einer Ehrenwache, welche zugleich sein Entweichen verhindern sollte. Hätte Karl sich entschließen können, zur presbyteriani-

schen Kirche überzutreten, so würde sich das ganze schottische Heer für ihn erklärt haben; dazu war er aber nicht zu bewegen, und die Anführer beschlossen daher, ihn gegen eine Summe von viermalhunderttausend Pfund an das Parlament auszuliefern und mit ihren Truppen nach Schottland zurückzukehren. Karl saß am Schachbrett, als er diesen Entschluß erfuhr. Er hatte Fassung genug, sein Spiel zu beenden, und dieselbe Gelassenheit bewies er, als einige Wochen später ein englisches Reiter-Regiment erschien, um ihn in die Gefangenschaft abzuholen.

So hatte denn das Parlament im Kampfe mit dem König einen vollständigen Sieg erfochten; unterdessen aber hatte in der Armee der Geist der Ungebundenheit und Widersetzlichkeit dermaßen um sich gegriffen, daß die Soldaten sich offen gegen die Beschlüsse des Parlaments auflehnten. Der König war bis jetzt ein Gefangener des Parlaments und befand sich unter der Aufsicht mehrerer Mitglieder desselben auf einem einsamen Schlosse. Cromwell beschloß nun, ihn zum Gefangenen der Armee zu machen, und schickte sechshundert Reiter ab, die sich seiner bemächtigen sollten. Als der Offizier, der diese Abtheilung befehligte, mit der Pistole in der Hand in Karls Schlafzimmer trat und ihm den Zweck seiner Ankunft mittheilte, fragte ihn dieser nach seiner Vollmacht. Der Offizier führte ihn hinaus und sagte, indem er auf seine Reiter zeigte: „Hier ist meine Vollmacht.“ „Sie ist leserlich und verständlich genug,“ antwortete lächelnd der König, setzte sich in einen Wagen und wurde nach Newmarket gebracht, wo er von Fairfax und seinem ganzen Generalstabe ehrfurchtsvoll empfangen wurde.

Während Cromwell sich auf diese Weise des Königs bemächtigte, hatte er einen gefährlichen Aufruhr seiner Soldaten zu bekämpfen, deren Zügellosigkeit jetzt schon in offene Meuterei ausartete. Es gelang ihm, die meisten Regimenter durch gütliche Vorstellungen zum Gehorsam zurückzuführen; eins jedoch beharrte bei seiner Widersetzlich-

keit und weigerte sich, die aufrührischen Inschriften von den Hüten zu nehmen. Als Cromwell unter die Soldaten trat, wurde er mit meuterischem Geschrei empfangen. „Nehmt die Inschriften von Euren Hüten!“ rief er mit drohender Stimme; doch keiner gehorchte. Da stürzte er sich mit dem ihm eigenen Muth unter sie, riß vierzehn der lautesten Schreier aus ihren Reihen, berief ein Kriegsgericht und ließ drei der Rädelsführer zum Tode verurtheilen und vor Aller Augen erschießen. So wurde durch sein kräftiges Einschreiten die Ordnung schnell wiederhergestellt.

Nicht lange nachher gelang es dem König, seinen Wächtern zu entfliehen und nach der Insel Wight zu entkommen. Hier war er für den Augenblick in Sicherheit; er hätte sogar große Vortheile über seine Feinde gewinnen können, wenn er mit der nöthigen Entschlossenheit und dabei offen und ehrlich gehandelt hätte, denn sowohl die Presbyterianer als die Independenten suchten ihn für sich zu gewinnen. Karl aber benahm sich, wie dies in seinem Charakter lag, falsch und zweideutig, unterhandelte mit beiden Parteien, täuschte beide durch Versprechungen, die er zu halten nicht Willens war, und ließ so die letzte Gelegenheit, die Wirren auf friedliche Weise zu lösen, vorübergehen. Cromwell beschloß jetzt seinen Untergang. „Die Stunde ist gekommen,“ sagte er im Parlament, „in der wir das Land regieren und alle Unterhandlungen mit dem verrätherischen König abbrechen müssen. Da er die Hand zum Frieden, die wir ihm mehrmals geböten, beharrlich zurückweist, so sind wir ihm auch keinen Gehorsam mehr schuldig.“ Andere Independenten erklärten offen, das Königthum müsse als eine gottlose Einrichtung abgeschafft und Karl für das vergossene Blut verantwortlich gemacht werden.

Jetzt griffen die Anhänger des Königs wieder zu den Waffen; der Tyrannei der Soldaten überdrüssig, erklärte sich auch ein Theil des Volks für ihn, und so entbrannte in allen Theilen des Landes

von neuem der Bürgerkrieg. Aber so muthig auch die Kavaliere kämpften, so konnten sie doch gegen die fanatischen Truppen des Parlaments, welche für eine heilige Sache zu kämpfen glaubten, nirgend Stand halten. Ihre Anführer wurden, wenn sie in die Gewalt der Sieger geriethen, als Rebellen erschossen; die übrigen zerstreuten sich und flohen entweder nach Irland und Frankreich, oder kehrten nach Hause zurück, um in der Stille bessere Zeiten abzuwarten.

Da die Zahl der Presbyterianer im Parlament noch immer sehr groß war, so beschlossen die höheren Offiziere der Armee, diese Männer, welche ihren Bestrebungen hinderlich waren, mit Gewalt zu entfernen und unschädlich zu machen. Sie entwarfen eine Proscriptionsliste, und als sich am andern Morgen die Mitglieder des Parlaments in die Sitzung begeben wollten, fanden sie die Treppe des Hauses mit Truppen besetzt. Am Eingang des Saals stand ein Oberst, Namens Pride, mit einem Papier in der Hand; er ließ sich die eintretenden Mitglieder nennen, einundvierzig derselben verhaften und hundertundzwei andere zurückweisen, so daß nur sechzig der entschiedensten Independenten zurückblieben. Diese — man nannte sie das Rumpf-Parlament — waren ein willenloses Werkzeug in den Händen der Armee. Sie setzten sogleich einen aus Parlamentsmitgliedern, Offizieren, Rechtsgelehrten und einigen angesehenen Bürgern bestehenden Gerichtshof ein, welcher über den König richten sollte. Obgleich Cromwell die Seele dieses ganzen Treibens war, so versicherte er doch mit der ihm eigenthümlichen Heuchelei, daß er bis jetzt jeden verabscheut habe, der von der Absetzung des Königs gesprochen, daß er sich aber dem Willen des Herrn unterwerfe, der dem Parlament diesen Weg deutlich vorgezeichnet habe. „Noch neulich,“ sagte er in einer Sitzung, „habe ich für die Wiedereinsetzung des Königs beten wollen; aber die Zunge klebte mir am Gaumen. Dies ist ein sicherer Beweis, daß Gott den König verworfen hat.“

Unterdessen hatte sich eine Anzahl Truppen nach der Insel Wight begeben und dort den König zum zweiten Male gefangen genommen. Man führte ihn zuerst auf ein Schloß, welches auf einem einsamen Felsen am Ufer des Meeres lag und mit dem festen Lande nur durch einen schmalen Damm zusammenhing. Von hier brachte man ihn nach Windsor und dann nach Whitehall. Anfangs hatten seine Umgebungen ihm noch die üblichen Ehrenbezeigungen erwiesen; plötzlich unterblieben diese, und nun durfte er nicht mehr zweifeln, daß seine Absetzung beschlossen sei.

---

e. Karls Prozeß.

Der Gerichtshof eröffnete am 20. Januar 1649 seine Sitzungen. Von den hundertundfünfunddreißig Richtern, welche ernannt worden waren, hatten sich nur dreiundsechzig eingefunden und in der Westminsterhalle auf Bänken, die mit Scharlachtuch belegt waren, Platz genommen. Der Advokat Bradshaw, welcher den Vorsitz führte, ein Mann von strenger, heftiger Sinnesart, saß auf einem erhöhten Sessel vor einem Tisch, auf welchem Krone und Scepter lagen; ihm gegenüber stand ein Stuhl für den König; die Galerien waren dicht mit Zuhörern angefüllt. Karl trat, von zweiunddreißig Offizieren begleitet, mit würdevoller Haltung und festen Schritten in den Saal, überschaute aufmerksam den Gerichtshof und die Zuhörer und setzte sich mit bedecktem Haupte nieder. „Karl Stuart," redete ihn der Präsident an, „das Parlament, gerührt von den schweren Leiden, die unser Land betroffen, hat den Beschluß gefaßt, den vorzüglichsten Urheber derselben vor das Blutgericht zu ziehen." Als darauf die An-

klage=Acte vorgelesen war, durch welche der König als Tyrann, Verräther und Mörder bezeichnet wurde, sagte dieser: „Ich wünsche vor allen Dingen zu wissen, durch welche gesetzliche Gewalt ich von der Insel Wight fortgeführt und von Ort zu Ort hierher geschleppt worden bin. Wohl weiß ich, daß es vielerlei Gewalten auf Erden giebt, zum Beispiel die der Diebe und Straßenräuber; aber derartige Gewalten sind weder rechtmäßig noch gesetzlich. Bevor ich also nicht von Eurer rechtlichen Befugniß, Euren König zu richten, überzeugt bin, werde ich auf Eure Fragen nicht antworten."

„Unsere Gewalt," sagte Bradshaw, „ist uns von demselben englischen Volke übertragen worden, das Euch zum König erwählt hat."

„Das leugne ich," erwiderte Karl; „England ist nie ein Wahlreich, sondern stets ein Erbreich gewesen. Auch ist die Versammlung, die Euch gewählt hat, kein gesetzmäßiges Parlament, da das Haus der Lords nicht da ist und das Unterhaus allein kein Parlament bilden kann."

„Wir sind von der Rechtmäßigkeit unseres Verfahrens überzeugt," sagte Bradshaw; „wenn Ihr uns nicht Rede stehen wollt, so werden wir dennoch gegen Euch vorschreiten."

Hiermit wurde die erste Sitzung geschlossen. Als Karl den Saal verließ, ertönte aus den Reihen der Zuhörer der laute Ruf: „Gott erhalte den König!" In der folgenden Sitzung bestritt Karl abermals die Befugniß der Versammlung, ihn zu richten; der Präsident entzog ihm jedoch das Wort, indem er sagte: „Wir wollen hierüber nichts weiter hören; vertheidigt Euch jetzt über die Anklagepunkte!" Da wandte sich Karl zu den Zuhörern und rief: „Vergeßt nicht, daß man hier den König von England verurtheilt, ohne seine Gründe zu hören! Auch will ich Euch daran erinnern, daß meine Sache die des ganzen Volkes ist; denn wenn das Haupt von rechtloser Gewalt getroffen werden kann, so ist im ganzen Lande kein Mensch mehr sicher." Und

wiederum erhob sich unter den Zuhörern der Ruf: „Gott erhalte den König!“

An den folgenden Tagen wurden zweiunddreißig Zeugen vernommen, welche eidlich versicherten, daß Karl in mehreren Gefechten gegen das Volk kommandirt habe. Da die Stimmung der Bürger für den Angeklagten mit jedem Tage günstiger wurde, so beschleunigte der Gerichtshof sein Verfahren, und am siebenten Tage verkündigte der Präsident das Urtheil, daß Karl als Tyrann, Verräther, Mörder und Feind des Volkes enthauptet werden solle. Alle anwesenden Mitglieder des Gerichts erhoben sich zum Zeichen ihrer Zustimmung von ihren Sitzen, und Karl ward in sein Gefängniß zurückgeführt, nachdem er noch vergeblich um das Recht, zu dem versammelten Parlament zu sprechen, gebeten hatte. Da die Soldaten, welche ihn wegführten, unterwegs den Ruf „Gerechtigkeit! Hinrichtung!“ hören ließen, sagte Karl lächelnd: „Die armen Wichte! Für einige Groschen würden sie mit ihren Anführern eben so verfahren!“ Als darauf einer der Soldaten, von Mitleid ergriffen, ausrief: „Gott segne Ew. Majestät!“ schlug ihn ein Offizier mit seinem Stock über den Kopf, daß er zu Boden stürzte. Da sagte Karl mit sanfter Stimme: „Mich dünkt, die Strafe war für das Vergehen etwas zu hart.“ Einige Soldaten gingen in ihrer Rohheit so weit, daß sie dem König in das Gesicht spieen; dieser aber ertrug ihre Mißhandlungen mit dem größten Gleichmuth.

Während des Prozesses ereigneten sich einige merkwürdige Vorfälle. Als das Verzeichniß der Richter verlesen und auch der Name des Generals Fairfax aufgerufen wurde, sagte eine Stimme unter den Zuhörern: „Der ist zu klug, um hier zu erscheinen.“ Im Lauf der Verhandlungen behauptete der Präsident, das ganze Volk verlange die Bestrafung des Königs; da rief dieselbe Stimme: „Freche Lügen! Nicht der vierte Theil des Volkes! Und die sie verlangen, sind, wie

Cromwell, Schurken und Verräther." Es war Lady Fairfax, welche das Verfahren gegen den König eben so mißbilligte wie ihr Gatte, aber dabei den Muth hat'e, den Richtern zu trotzen. Als das Todesurtheil unterschrieben wurde und die Reihe an Cromwell kam, nahm dieser, bevor er seinen Namen schrieb, die Feder und strich seinem Nachbar unter lautem Gelächter die Tinte ins Gesicht, worauf dieser den Scherz in derselben Weise erwiderte.

Neben den vielen Beispielen von heftigen Leidenschaften und wildem Fanatismus, an denen die Geschichte jener Zeit so reich ist, begegnen wir auch manchem schönen Zuge einer edlen Gesinnung. Als das Todesurtheil über den König ausgesprochen war, erschienen vier seiner ehemaligen Minister vor dem Gerichtshofe, erkärten, daß sie dem Verurtheilten zu allen den Maßregeln, die ihm zur Last gelegt würden, gerathen hätten, und daß nach dem Gesetz nur sie, und nicht er, dafür verantwortlich wären. Sie verlangten daher, statt seiner bestraft zu werden; man wies sie aber ab, da den Machthabern nicht an ihrem Untergang, sondern an dem des Königs gelegen war.

---

f. Karls Tod.

Vergebens hatte der französische und niederländische Gesandte sich während des Prozesses für den König verwandt; vergebens hatten die Schotten gegen das grausame und ungerechte Verfahren protestirt; vergebens hatten endlich die Königin und der Prinz von Wales die rührendsten Briefe an das Parlament geschrieben. Der Entschluß Cromwells und seiner Freunde stand unerschütterlich fest, und damit das Mitleid des Volks nicht Zeit hätte, etwas zur Rettung des Königs

zu unternehmen, bewilligten sie diesem nur eine dreitägige Frist bis zu seiner Hinrichtung. Karl bewies in diesen letzten Tagen dieselbe Fassung und Würde, die er während des ganzen Prozesses an den Tag gelegt hatte. Er ließ seine Tochter Elisabeth und seinen jüngsten Sohn, den Herzog von Gloucester, die sich allein von seiner Familie noch in England befanden, in seinen Kerker kommen, umarmte sie unter heißen Thränen und trug ihnen herzliche Grüße an ihre Mutter und ihre Geschwister auf. Dann wandte er sich an Gloucester, der damals ein neunjähriger Knabe war, und sagte zu ihm: „Merk' auf, mein Kind, und vergiß nicht, was ich Dir jetzt sage! Sie werden mir den Kopf abschlagen und Dich dann vielleicht zu ihrem König machen; so lange aber Deine Brüder Karl und Jakob, welche sich jetzt in Frankreich befinden, am Leben sind, darfst Du nicht König sein. Achte auf meine Worte, mein Sohn, und laß Dich nicht zum König machen!" Der Knabe antwortete: „Eher will ich mich in Stücke reißen lassen." Erfreut über diese Antwort, entließ Karl die Kinder, nachdem er sie noch einmal umarmt hatte.

Die übrige Zeit brachte er unter Andachtsübungen zu, bei denen ihm der Bischof von London, ein frommer Mann von milder, freundlicher Sinnesart, zur Seite stand. Die Nächte über schlief er so fest und ruhig, wie in früheren Tagen, obgleich der Lärm der Zimmerleute, welche mit dem Aufbau des Schaffots beschäftigt waren, bis zu seinen Ohren drang. Am Morgen des unglücklichen Tages ließ er sich mit größerer Sorgfalt, als gewöhnlich, ankleiden, betete mit dem Bischof, nahm das Abendmahl und ging dann mit schnellen und festen Schritten nach der Halle, vor welcher das Blutgerüst errichtet war. Als er hinaustrat, sah er die Straßen und Plätze weithin mit Menschen bedeckt; rings um das Schaffot aber waren so viele Soldaten aufgestellt, daß seine Stimme das Volk nicht erreichen konnte. Er richtete daher seine Worte an die Offiziere, welche in seiner Nähe waren. „In Gegen-

wart Gottes," sagte er, „wälze ich alle die Verbrechen, deren man mich angeklagt hat, von mir ab. Nicht ich habe den Krieg begonnen, sondern das Parlament, indem es den Befehl über das Heer, der mir gebührt, sich angemaßt und ohne meine Zustimmung Truppen geworben hat. Hätte ich seinem ungesetzlichen Verfahren beigestimmt, so stände ich jetzt nicht hier, und darum sage ich, daß ich ein Märtyrer des Volks und der Freiheit bin. Ich verzeihe meinen Feinden und bitte Gott, ihre Herzen zur Reue zu lenken."

„Sie haben jetzt nur noch einen Schritt zu thun," sagte der Bischof; „er ist schmerzlich und beschwerlich, aber kurz, und führt Sie den weiten Weg von der Erde zum Himmel. Sie vertauschen eine irdische Krone gegen eine ewige, und ein solcher Tausch ist gut."

Während der Bischof diese Worte sprach, kniete der König nieder und empfing von einem mit einer Maske versehenen Henker den Todesstreich; ein gleichfalls verlarvter Gehülfe desselben hielt das blutige Haupt an den Haaren empor und rief: „Seht hier den Kopf eines Verräthers!" Aus den dicht gedrängten Schaaren des Volks erhob sich ein dumpfes Murren, und Viele drängten sich herzu, um ihre Tücher in das Blut des Königs zu tauchen; sie wurden aber durch einige Schwadronen Reiterei verjagt, welche in wenigen Minuten den ganzen Platz von Menschen säuberten.

Cromwell hatte dem butigen Schauspiel von einem Fenster aus zugesehen und sagte, als das Haupt des Königs fiel, zu den Umstehenden: „Jetzt ist die Religion gerettet und die Freiheit von Tausenden gegründet!" Unter den Führern der siegreichen Partei hatte nur Fairfax Theilnahme für das Schicksal des Königs gezeigt; Cromwell hatte ihn daher an jenem Morgen durch einige seiner Freunde mit endlosen Gebeten und frommen Gesängen so lange aufhalten lassen, bis die That geschehen war.

Die Ermordung des Königs — diesen Namen verdient die That,

da das bei dem Prozeß beobachtete Verfahren in jeder Beziehung ungesetzlich war — hatte nicht allein einen blutigen Bürgerkrieg zur Folge; sie führte auch einen Despotismus herbei, der unendlich schwerer auf dem Volke lastete, als Karls eigenmächtige Eingriffe in die Verfassung.

3. Oliver Cromwell.

a. Die Schlacht bei Dunbar.

An demselben Tage, an welchem Karl sein Leben beschloß, erklärte das Parlament einen Jeden für einen Hochverräther, der den Prinzen von Wales oder irgend eine andere Person als König von England anerkennen würde; es hob ferner das Oberhaus als unnöthig und gefährlich auf und übertrug einem aus vierundvierzig Mitgliedern bestehenden Staatsrath die Regierung des Landes. Indessen stand die neue Republik auf sehr unsicherer Grundlage. In der Armee herrschte ein solcher Geist des Ungehorsams und der Zügellosigkeit, daß Cromwell nur durch die strengsten Strafen ihre völlige Auflösung verhinderte; in Irland und Schottland aber erregte die Nachricht vom Tode des Königs eine so große Erbitterung, daß beide Länder bald in vollem Aufstand waren.

Zuerst wandte sich Cromwell gegen Irland. Nachdem er mit seiner zwölftausend Mann starken Armee in Dublin gelandet war, griff er diejenigen Städte an, welche die Hauptstützpunkte der Rebellen waren, nahm sie mit Sturm und ließ nicht allein die Besatzungen, sondern auch die sämmtlichen Bewohner niedermetzeln. Durch dieses grau-

same Verfahren wurden die Irländer so eingeschüchtert, daß die meisten Städte und Schlösser, ohne den geringsten Widerstand zu leisten, dem Sieger die Thore öffneten. Cromwell überließ daher die völlige Unterwerfung der Insel seinem Schwiegersohn Ireton und wandte sich gegen Schottland, wo die Empörung einen viel gefährlicheren Charakter angenommen hatte.

Hier hatte das Parlament unmittelbar nach Karls Tode dessen ältesten Sohn, den Prinzen von Wales, als Karl II. zum König ausgerufen. Dieser befand sich damals in Frankreich und schiffte sich sogleich nach Edinburgh ein, wo man ihn, nachdem er der englischen Flotte glücklich entgangen war, freudig aufnahm. Er fand jedoch bald, daß er nur das Schattenbild eines Königs war, indem alle Gewalt im Lande in den Händen der fanatischen Geistlichkeit war. Auch ihn nahmen gleich nach seiner Ankunft die Geistlichen vollständig in Beschlag; er mußte täglich mehrere Stunden mit ihnen beten, ihre endlosen Predigten, oft fünf bis sechs an einem Tage, mit anhören und sich ihre unausgesetzten Schmähungen der Sünden seines Vaters und der Götzendienerei seiner Mutter ruhig gefallen lassen. Jede fröhliche Miene, jedes heitere Wort zog ihm strenge Rügen zu; wenn er aber den Versuch hätte machen wollen, sich einer solchen Tyrannei zu entziehen, so würde dies den Abfall der Schotten zur augenblicklichen Folge gehabt haben. Er fügte sich also, obgleich er ein fröhlicher und nicht selten ausgelassener junger Mann war, der unangenehmen Nothwendigkeit, zumal da Cromwell, der nach Fairfax Abdankung zum Oberbefehlshaber des englischen Heeres ernannt worden war, mit seinen gefürchteten Schaaren gegen die schottische Grenze vorrückte.

Die Schotten entschlossen sich diesmal zu einer Art von Vertheidigung, welche viel Selbstverleugnung verlangte, aber, wie der Erfolg lehrte, den bisher stets siegreichen Feind in die größte Gefahr brachte. Sie verwüsteten nämlich den südlichen Theil ihres Landes, schafften alle

vorhandenen Lebensmittel und alle ihre Viehheerden in die nördlichen Gegenden, verbrannten ihre Häuser und begaben sich dann mit ihren Weibern und Kindern in die festen Städte. Das schottische Heer hatte hinter starken Verschanzungen eine sehr vortheilhafte Stellung eingenommen und war entschlossen, sich in keine Schlacht einzulassen, sondern den Feind durch Hunger und Mangel zu besiegen. Als nun Cromwell in die verödeten Gegenden eindrang, fehlte es ihm bald an Lebensmitteln, während in Folge des Mangels bösartige Krankheiten in seinem Heere ausbrachen. Schon hatte er den Befehl zum Rückzug gegeben, als er mit Erstaunen sah, daß die Schotten ihre feste Stellung verließen, um sich ihm entgegenzustellen. „Der Herr giebt sie in unsere Hände!“ rief er seinen Freunden zu; „sie kommen zu uns herunter!“ Die Geistlichen hatten nämlich in ihrem Fanatismus den schottischen Feldherrn gezwungen, die Engländer anzugreifen und ihm einen vollständigen Sieg über die „Gotteslästerer“ verheißen.

Es war am 3. September 1650, an einem stürmischen und regnerischen Tage, als die Schotten das englische Heer bei der Stadt Dunbar angriffen. Durchnäßt und von einem langen Marsch auf dem aufgeweichten Boden ermüdet, warf das Fußvolk, nachdem sein erster Angriff zurückgeschlagen war, die Waffen weg und suchte die schützenden Anhöhen zu erreichen, die es am Morgen so leichtsinnig verlassen hatte. Die Reiterei hielt sich tapferer; nachdem aber zwei Regimenter auf der Stelle, wo sie standen, bis auf den letzten Mann zusammengehauen worden waren, ergriffen die übrigen gleichfalls die Flucht. Die Schotten hatten an diesem unglücklichen Tage dreitausend Todte; zehntausend Mann wurden gefangen genommen, und auch das ganze Geschütz und das Gepäck fiel in die Hände der Engländer. Jetzt wagten auch die Städte nicht mehr Widerstand zu leisten, und selbst Edinburgh öffnete den Siegern die Thore.

b. Karls Flucht nach der Schlacht bei Worcester.

Nach der Niederlage bei Dunbar war Karl auf das Hochland im Norden beschränkt. Er ließ indessen den Muth nicht sinken, sondern rüstete, nachdem er feierlich zum König gekrönt worden war und Adel und Volk ihm den Eid der Treue geschworen hatten, ein neues Heer, welches bald bis auf zwanzigtausend Mann anwuchs. Die Hälfte desselben ließ er zum Schutz des Landes zurück; mit der anderen Hälfte beschloß er einen Einfall in England zu machen, wo, wie er hoffte, die Royalisten sich in großen Schaaren unter seinen Fahnen sammeln würden. Hierin sah er sich jedoch bitter getäuscht, denn es fanden sich kaum tausend Bewaffnete bei seinem Heere ein, während Cromwell ihm mit dreißigtausend Mann nachfolgte. Am Jahrestage der Schlacht bei Dunbar trafen die beiden Heere auf einander. Die königlichen Truppen fochten mit der größten Tapferkeit, mußten sich aber, von der Uebermacht gedrängt, in die Stadt zurückziehen. Hier setzten sie den Kampf noch mehrere Stunden mit großer Hartnäckigkeit fort; als jedoch die Festung von Cromwell erstürmt und deren Kanonen auf die Stadt gerichtet wurden, mußten sie den Rückzug antreten, auf welchem sie, da das Land rings umher gegen sie aufstand, mit wenigen Ausnahmen gefangen genommen wurden. Ihre Anführer wurden als Hochverräther vor Gericht gestellt und zwei derselben hingerichtet, die übrigen ins Gefängniß geworfen; die gemeinen Soldaten wurden theils entlassen, theils aber auch als Sklaven in die Kolonien geschickt. Cromwell erhielt vom Parlament als Belohnung ein Landgut mit viertausend Pfund Sterling jährlicher Einkünfte.

Karl hatte in der Schlacht Muth und Geistesgegenwart bewiesen, und mußte nun unter Umständen, welche diese Eigenschaften in noch

höherem Maße erheischten, seine Flucht bewerkstelligen. Cromwells Truppen hatten nämlich weithin die Straßen und Brücken besetzt; nach allen Seiten waren Reiterabtheilungen ausgeschickt, um den König zu fangen, und auch die Bürger und Bauern waren überall auf den Beinen, um jeden verdächtigen Flüchtling an die Soldaten auszuliefern und, wo möglich, den Preis von tausend Pfund Sterling zu gewinnen, den das Parlament für Karls Ergreifung ausgesetzt hatte. So hatte dieser denn eine Reihe von Abenteuern zu bestehen, wie man sie sonst nur in Romanen zu lesen pflegt. Die sechzig Reiter, in deren Begleitung er das Schlachtfeld verlassen hatte, ritten mit ihm die Nacht hindurch, bis sie bei Tagesanbruch den Landsitz eines katholischen Edelmanns erreichten, der als Anhänger des Königs bekannt, aber damals gerade abwesend war. Hier trennten sie sich von Karl; dieser schor sich die Haare ab, färbte sich Gesicht und Hände braun, damit es den Anschein gewänne, als wären sie von der Sonne verbrannt, zog die Kleider eines Feldarbeiters an und begab sich mit vier Brüdern, Namens Penderel, denen er sich anvertraute, in den Wald, um mit ihnen Holz zu fällen. Im Laufe des Tages kamen mehrmals Soldaten, fragten nach dem Flüchtling und bedrohten die Holzfäller mit dem Tode, wenn sie ihn beherbergen oder ihm zur Flucht behülflich sein würden. Gegen Mittag kam die Schwester der vier Brüder, um ihnen Lebensmittel zu bringen. Als Karl bei ihrem Anblick bestürzt schien, versicherte sie ihm, daß sie lieber sterben als ihn verrathen wolle, und die bejahrte Mutter, welche gleichfalls herzukam, fiel auf die Knie und dankte Gott, daß er ihre Söhne auserwählt habe, um das Leben des Königs zu retten.

Da Karl suchen mußte, so bald als möglich die Küste zu erreichen, so machte er sich am Abend, begleitet von einem der Brüder, wieder auf den Weg. Sie wanderten die ganze Nacht hindurch und gelangten gegen Morgen an das Ufer des Severnflusses. Hier aber waren alle Brücken von Soldaten besetzt und alle Kähne waren fortgeschafft

worden. Sie verbargen sich daher den Tag über in einem Heuhaufen und kehrten in der Nacht wieder in die Penderelsche Hütte zurück. Den ganzen folgenden Tag mußte Karl, da man ihn in der Gegend des Hauses vermuthete und den ganzen Wald durchsuchen ließ, auf einer mitten in einer Wiese stehenden hohen Eiche zubringen, durch deren dichtes Laub er mehrmals die rothen Röcke der Soldaten erblickte, welche den Wald durchstreiften. Auf ähnliche Weise mußte er sich noch zwei Tage verbergen; dann brach er in Begleitung der vier Brüder auf und marschirte so lange, bis seine Fußsohlen ganz mit Blasen bedeckt waren. In dem Hause eines katholischen Edelmannes, wohin er sich zuerst wandte, traf er einen seiner treusten Anhänger, den Lord Wilmot, und dieser brachte ihn, noch immer in Begleitung der vier wackeren Brüder, nach Bentley in das Haus des Obersten Lane, eines eifrigen Royalisten, von dessen Treue und Entschlossenheit alles Gute zu hoffen war. Hier entließ Karl mit dem Ausdruck des innigsten Dankgefühls die vier Brüder, und entwarf mit seinen Freunden folgenden Plan zur Rettung.

Für eine Dame höheren Standes war damals die gewöhnlichste Art zu reisen die, daß sie auf einem Pferde, welches von einem Bedienten geritten wurde, hinter dem Sattel auf einem Kissen saß. Es wurde nun für die Tochter des Obersten ein Paß nach Bristol besorgt, woselbst eine ihrer Muhmen, Namens Norton, wohnte; Karl sollte als ihr Bedienter das Pferd reiten, auf welchem sie saß; ihr Vetter sollte als zweiter Diener mit dem Gepäck nebenherreiten, und Wilmot wollte, als Jäger verkleidet, mit einem Falken auf der Faust und mit mehreren Hunden an der Leine in einiger Entfernung nachfolgen. Die Reise ging ohne Unfall von statten, und da niemand in dem Bedienten einen so vornehmen Flüchtling vermuthete, so gelangte die Gesellschaft am vierten Tage wohlbehalten nach Bristol.

Mit Schrecken erfuhr Karl, daß auch nicht ein Schiff in dem

Hafen segelfertig war, und seine Freunde mußten sich daher in den benachbarten Häfen nach einer Gelegenheit zur Reise nach Frankreich umsehen. Unterdessen wurde er selbst zweimal erkannt, zuerst von einem Bedienten und dann von dem Kellermeister des Hauses, in dem er sich befand. Beide bewahrten das Geheimniß mit der größten Treue und waren eifrig bemüht, das Fortkommen des Flüchtlings zu fördern. Endlich erfuhr man, daß in Trent ein Schiff im Begriff sei, nach Frankreich unter Segel zu gehen. Karl begab sich dorthin in derselben Verkleidung, in welcher er nach Bristol gekommen war, und fand in dem Hause des Obersten Windham die liebevollste Aufnahme. Lanes Tochter und ihr Vetter kehrten nach Hause zurück; Windham aber rief seine Familie und seine ganze Dienerschaft zusammen und theilte Allen das Geheimniß mit, indem er, wie er sagte, keinen unter ihnen des Vergnügens berauben wolle, zur Rettung seines Königs mitzuwirken. Die alte Mutter des Obersten vergoß Freudenthränen und versicherte, daß drei ihrer Söhne im Kampfe für den verstorbenen König gefallen seien, daß aber der Schmerz über ihren Verlust durch das Bewußtsein, zur Rettung seines Sohnes beigetragen zu haben, reichlich aufgewogen werde. Der Oberst selbst erzählte, wie sein Vater ihn und seine vier Brüder an sein Sterbebette gerufen und zu ihnen gesagt habe: „Meine Kinder, es werden jetzt stürmische Zeiten kommen; aber was auch geschehe, bleibt Eurem Landesherrn treu und gehorsam! Verlaßt die Krone nicht, und wenn sie auch nur noch an einem Haare hängt!"

Das Schiff, welches Karl in Trent hatte besteigen wollen, war bei seiner Ankunft schon abgesegelt, und er mußte daher, als Reitknecht verkleidet, einen dritten Hafen aufsuchen. Als er durch Bridport kam und das Wirthshaus voller Soldaten fand, stieß er sie barsch bei Seite und führte seine Pferde mitten durch sie hin; doch plötzlich trat der Hausknecht an ihn heran und sagte, daß er ihn vor nicht langer

Zeit an einem Orte, den er richtig angab, gesehen habe. Glücklicherweise erinnerte sich der Mann der übrigen Umstände nicht mehr, und Karl sagte daher, indem er ihm die Hand reichte: „Mein Herr hat Eile, darum kann ich jetzt nicht mehr mit Dir plaudern; übermorgen aber komme ich wieder hier durch, und dann wollen wir bei einer Kanne Bier unsere Bekanntschaft erneuern.“

Endlich fand sich der Kapitän eines Kohlenschiffes bereit, Karl und Wilmot, die sich ihm zu erkennen gegeben hatten, nach Frankreich überzusetzen; um aber bei seinen Leuten, auf die er sich nicht verlassen konnte, keinen Verdacht zu erregen, verabredete er mit ihnen folgenden Plan. Das Schiff war nach Bristol bestimmt; die beiden Flüchtlinge thaten, als ob sie auch dorthin wollten und gingen an Bord. Als das Schiff unter Segel gegangen war, riefen Karl und Wilmot die Matrosen zusammen, sagten ihnen, sie seien Kaufleute, die vor ihren Gläubigern entfliehen müßten, und versprachen jedem von ihnen vier Schilling zum Vertrinken, wenn sie den Kapitän bestimmen wollten, an die französische Küste hinüberzufahren und sie dort ans Land zu setzen. Die Matrosen waren hierzu mit Freuden bereit; der Kapitän machte allerlei Einwendungen, that aber endlich, als ob er ihren Bitten nachgäbe, und befahl dem Steuermann, nach der französischen Küste hinzuhalten. Am andern Morgen stieg Karl mit seinem Begleiter bei Fecamp in der Normandie wohlbehalten ans Land.

Karls abenteuerliche Flucht hatte einundvierzig Tage gewährt. Daß er, von so vielen Spähern und Feinden umringt, so lange unentdeckt blieb, ist in der That schwer zu begreifen; noch wunderbarer aber ist es, daß unter den mehr als fünfzig Personen, die ihn und seinen Aufenthalt kannten, auch nicht einer war, der aus Unbesonnenheit oder aus Eigennutz an ihm zum Verräther wurde. Es ist dies ein Beweis, daß auch in jenen blutigen Zeiten Redlichkeit und Treue noch nicht ganz aus dem englischen Volke gewichen waren, und es ist

nur zu bedauern, daß sich Karl der aufopfernden Liebe seiner Getreuen später so unwürdig zeigte.

---

c. Cromwells Erwählung zum Protector.

Nachdem Irland und Schottland mit grausamer Strenge zum Gehorsam zurückgebracht waren, glaubte Cromwell den letzten Schritt thun zu können, der ihn dem Ziele seines Ehrgeizes, der Herrschaft über England, zuführen sollte. Im Vertrauen auf die Anhänglichkeit der Armee begab er sich am 20. April 1653 in das Parlament, ließ die Thüren, Treppen und Vorzimmer des Gebäudes mit dreihundert Musketieren besetzen, trat mit ruhiger Miene in den Versammlungssaal und setzte sich an seinen gewöhnlichen Platz. Nachdem er den Verhandlungen eine Zeit lang zugehört hatte, sagte er zu einem seiner Freunde, welcher neben ihm saß: „Jetzt ist es Zeit." — „Herr," erwiderte dieser leise, „es ist ein gefährliches Unternehmen, welches Ihr vorhabt; ich bitte Euch, überlegt die Sache noch einmal, bevor Ihr ans Werk geht." — „Wohl gesprochen!" sagte Cromwell, und saß wiederum eine Viertelstunde still an seinem Platz. Plötzlich stand er auf, verlangte das Wort und setzte dem Parlament in einer langen Rede auseinander, daß es schon seit langer Zeit für das Wohl des Staats und der Kirche nichts gethan, die Armee vernachlässigt und in verwerflicher Selbstsucht nur an sich gedacht habe. „Darum," fuhr er fort, „sage ich Euch, daß Eure Zeit gekommen ist. Entfernt Euch von diesen Plätzen, die Ihr durch Euer unwürdiges Verhalten geschändet habt, entfernt Euch und macht besseren Männern Platz! Der Herr hat sich von Euch losgesagt und sich andere Werkzeuge erkoren, um sein Werk

zu betreiben!" Als man ihn von mehreren Seiten mit Vorwürfen über seine Anmaßung unterbrach, rief er in heftigem Zorn: „Ihr seid kein Parlament mehr! Wahrlich, Ihr seid kein Parlament mehr! Laßt meine Leute eintreten!"

Bei diesen Worten öffnete sich die Thür und ein Offizier mit zwanzig Musketieren trat herein. Cromwell wandte sich jetzt an die einzelnen Mitglieder; zu dem Einen sagte er: „Du bist ein Trunkenbold!" zu dem Andern: „Du bist ein Wucherer!" zu dem Dritten: „Du bist ein Spieler!" zu dem Vierten: „Du bist ein Gotteslästerer!" Dann rief er aus: „Was sollen diese Sünder dem Staate nützen, sie, die dem Gläubigen eine Schmach und ein Aergerniß sind? Fort mit ihnen! Ich habe den Herrn Tag und Nacht angerufen, daß er mich lieber hinwegnehmen als meine Hand zu diesem traurigen Werke gebrauchen möchte; da er mich aber dazu berufen hat, so muß ich gehorsam sein."

Die Soldaten erhielten jetzt den Befehl, den Saal zu leeren; dann schloß Cromwell die Thür zu und steckte den Schlüssel in die Tasche. In ähnlicher Wei e löste er an demselben Tage den Staatsrath auf. Einige Tage später befahl er die Berufung eines neuen Parlaments, welches aus hundertundfünfzig der gläubigsten und gottesfürchtigsten Männer bestehen sollte. Er eröffnete die Sitzungen mit einer salbungsvollen Predigt, welche mehrere Stunden währte; am andern Tage wurde von sechs Uhr Morgens bis acht Uhr Abends gebetet und gepredigt; auch die folgenden Versammlungen beschäftigten sich nur damit, „den Herrn zu suchen," und wenn einmal über Staatsangelegenheiten gesprochen wurde, so geschah es fast nur in Redewendungen, die dem alten Testament entnommen waren. Die meisten Mitglieder hatten sich, um sich als „Wiedergeborene in dem Herrn" zu erkennen zu geben, neue Vornamen beigelegt, und es kamen daher gar seltsame Namen vor. Einer hieß Töddiesünde Pimple, ein Anderer

Stehfestimglauben Stringer, ein Dritter Kämpfetengutenkampfdesglaubens White, und Einer hatte gar den Vornamen angenommen „Wäre Christus nicht für mich gestorben, so wäre ich verdammt.“ Einer der eifrigsten Beter war der Lederhändler Preisegott Barebone, und nach ihm wird die Versammlung gewöhnlich das Barebone-Parlament genannt.

Cromwell hatte gehofft, mit diesen meist ungebildeten Männern leicht fertig zu werden; da sie aber mehrere Beschlüsse faßten, welche er mißbilligte, so löste er auch dieses Parlament wieder auf. Er veranlaßte nämlich diejenigen Mitglieder, welche ihm ganz ergeben waren, freiwillig auszutreten; den übrigen schickte er, als sie sich wieder versammelten, einen Offizier mit vierzig Musketieren. „Was macht Ihr hier?“ fragte der Offizier, nachdem er mit seinen Soldaten eingetreten war. „Wir suchen den Herrn,“ antwortete der Vorsitzende. „Den müßt Ihr anderswo suchen,“ erwiderte der Offizier, „denn ich weiß gewiß, daß er schon seit langer Zeit nicht hier gewesen ist.“ Und mit diesen Worten trieb er die Versammlung auseinander.

Jetzt beauftragte Cromwell die höheren Offiziere der Armee, eine neue Verfassung für den Staat zu entwerfen. Diese übertrugen ihm als Protector auf Lebenszeit die ganze ausübende Gewalt und den Oberfehl über die Land- und Seemacht; die gesetzgebende Gewalt sollte er mit einem aus vierhundert Mitgliedern bestehenden Parlament theilen. So stand er denn an dem Ziel seiner Wünsche, obgleich er in erheuchelter Demuth sich eine Zeit lang weigerte, die neue Würde anzunehmen.



Oliver Crómwell.

d. Cromwells Regierung.

Selten hat ein Mann alle Eigenschaften eines Regenten in dem Grade in sich vereinigt, wie Cromwell. Während er mit großer Kraft und Einsicht in dem durch einen blutigen Bürgerkrieg zerrütteten Lande Ruhe und Ordnung herstellte, brachte er zugleich das Reich bei allen auswärtigen Mächten zu solchem Ansehn, daß die mächtigsten Monarchen, und unter ihnen selbst der stolze Ludwig XIV., sich um seine Freundschaft bewarben. Um die Engländer zu zwingen, in ausgedehnterem Maaße, als bisher geschehen war, an dem Seehandel theilzunehmen, erließ er ein Gesetz, die Schiffahrts-Acte, nach welchem fremde Schiffe nur die Erzeugnisse ihres eigenen Landes nach England bringen durften. Die Engländer mußten nun die ost- und westindischen Waaren, welche ihnen bisher durch die Holländer gebracht worden waren, selbst holen und nach Asien und Amerika Schiffe ausrüsten. Die Seekriege mit Holland und Spanien, in denen sich besonders der englische Admiral Blake auszeichnete, beendigte er auf das ehrenvollste, und eben so zwang er die Beis von Algier, Tunis und Tripolis zu dem Versprechen, in Zukunft keine englischen Schiffe mehr zu berauben.

So glänzend und wohlthätig aber Cromwells Regierung auch war, so fehlte es doch nicht an Unzufriedenen, welche immer neue Komplotte gegen ihn schmiedeten. Bald versuchten die Royalisten, den Thron der Stuarts wieder aufzurichten, bald bemühten sich die Republikaner, die angemaßte Herrschaft des Protectors zu stürzen. Cromwell ließ die Empörer theils hinrichten, theils nach Ostindien in die Sklaverei verkaufen, und um von den Plänen der Unzufriedenen immer gut unterrichtet zu sein, besoldete er eine große Anzahl von Spionen, welche über alle Theile des Landes verbreitet waren und ihm von den Komplotten seiner Feinde bei Zeiten Nachricht gaben.

Als Familienvater war Cromwell freundlich und liebevoll, und während es bei feierlichen Gelegenheiten in seiner Hofhaltung sehr glänzend und prunkvoll herging, bewies er in seinem Privatleben eine große Mäßigkeit und Sparsamkeit. Obgleich seine religiöse Ueberzeugung von düsterer Art war, so liebte er doch den Scherz und die heitere Laune und war selbst oft sehr derb in seinen Späßen. Vom Morgen bis zum Abend war er für das Wohl des Staats unermüdlich thätig, und nur selten unterbrach er seine Arbeiten, um sich durch Musik oder durch die Unterhaltung mit gelehrten und geistreichen Männern zu zerstreuen. So gehörte Milton, der Dichter des verlorenen Paradieses, zu seinen besten Freunden.

In den letzten Jahren machten ihn die wiederholten Verschwörungen gegen sein Leben ängstlich und mißtrauisch. Er wagte nicht drei Nächte hinter einander in demselben Zimmer zu schlafen, trug einen Harnisch unter den Kleidern, ging keinen Schritt ohne eine starke Bedeckung und kehrte nie auf demselben Wege zurück, den er gekommen war. Seine Zimmer hatten verborgene Ausgänge, und um der Treue seiner Leibwache gewiß zu sein, zahlte er ihr den zehnfachen Lohn aus. War er unter Menschen, so quälte ihn die Sorge, daß unter ihnen ein Feind sein könne, und in der Einsamkeit marterte ihn wieder das Bewußtsein der Gewaltthaten, durch die er zur Herrschaft gelangt war.

Solche geistige Unruhe mußte auch die Gesundheit des Körpers untergraben, und so erlag er schon in seinem sechsundfünfzigsten Lebensjahre einem Fieber, und zwar am 3. September 1658, dem Jahrestage seiner Siege bei Dunbar und Worcester. Sein Leichnam wurde mit königlichen Ehren in der Westminster-Abtei beigesetzt, doch im Anfang der Regierung Karls II. wieder hervorgeholt, gehängt und unter dem Galgen begraben.

Da er selbst keine Bestimmung in Bezug auf seinen Nachfolger getroffen hatte, so ernannte der Staatsrath seinen ältesten Sohn Richard

zum Protector. Dieser besaß weder die Kraft noch die Herrschsucht seines Vaters, entsagte schon im folgenden Jahre freiwillig seiner Würde und trat in den Privatstand zurück. Jetzt standen sich wieder das Parlament und die Armee feindlich gegenüber, und machten einander die höchste Gewalt streitig; das Volk aber war der fortwährenden Umwälzungen müde, welche seinen Wohlstand zerrütteten und einen Steuerdruck veranlaßten, wie er unter der Monarchie niemals stattgefunden hatte. So gewann denn die Ansicht, daß durch die Zurückrufung der königlichen Familie eine dauernde Ordnung begründet werden müsse, immer mehr Anhänger, und hier und dort begannen die Royalisten, sich mit dem Prinzen von Wales, Karl Stuart, der sich damals in den Niederlanden aufhielt, in Verbindung zu setzen.

Der einflußreichste unter den Anhängern der königlichen Familie war der General Monk. Da er seine Ansichten wohl zu verbergen wußte, so hatte ihn Cromwell zum Statthalter von Schottland ernannt, und in dieser Stellung war er, ohne daß jemand es merkte, schon seit langer Zeit für die Sache des Königthums thätig. Durch Tapferkeit und Menschenfreundlichkeit hatte er sich die Liebe seiner Soldaten in dem Grade erworben, daß sie ihm blindlings folgten, als er gegen Ende des Jahres 1659 mit ihnen nach London aufbrach. Bei York stieß Fairfax, der sich seit Cromwells Erhebung in den Privatstand zurückgezogen hatte, an der Spitze einer bedeutenden Anzahl von Royalisten zu ihm; in London aber berief er ein zum größten Theil aus Royalisten bestehendes Parlament, welches auf seinen Antrag die Wiederherstellung der Monarchie beschloß und Karl Stuart aufforderte, die ihm gebührende Krone in Empfang zu nehmen, wogegen dieser allen seinen Unterthanen volle Gewissensfreiheit und Verzeihung alles Geschehenen versprach.

---

4. Karl II.

Als Karl II. im Jahre 1660 nach England kam, wurde er vom Volke mit der ausgelassensten Freude empfangen. Alle Wege waren mit jubelnden Menschen bedeckt, die Häuser mit Teppichen und Blumengewinden geschmückt, die Straßen mit Blumen bestreut, und wo der König erschien, da erscholl ein donnerndes Beifallsgeschrei. Doch sollte die Freude nicht lange währen. Karl war ein leichtsinniger, sittenloser Mann, der nur für Vergnügungen Sinn hatte und durch seine verschwenderische Hofhaltung in kurzer Zeit eine große Schuldenlast auf das Land häufte. Sein Hof war der Sammelplatz ausschweifender Männer und Frauen, und da das Beispiel, welches er gab, von dem Adel und auch von einem Theile der Bürger nachgeahmt wurde, so begann nun in dem Lande, wo man kurz zuvor nichts als Predigten und Gebete gehört hatte, ein ausgelassenes und schamloses Leben.

Obgleich Karl keine der besseren Eigenschaften seines Vaters geerbt hatte, so glich er ihm in den beiden Punkten, daß er sein Wort nicht hielt, wenn der Treubruch ihm Vortheil brachte oder seine Leidenschaften im Spiele waren, und daß er seine Macht für eine unumschränkte hielt. So ließ er gleich nach seinem Regierungsantritt gegen sein Versprechen neun Männer, welche bei der Verurtheilung seines Vaters besonders thätig gewesen waren, unter grausamen Martern hinrichten. Auch die verheißene Gewissensfreiheit gewährte er dem Volke nicht; er vertrieb die Geistlichen, welche ein neues, in katholischem Sinne geschriebenes Gebetbuch nicht annehmen wollten, von ihren Stellen, und begünstigte den Katholicismus, zu dem sein Bruder, der Herzog von York, förmlich übergetreten war, auch auf andere Weise. Besonders arg trieb es ein von ihm eingesetztes Ministerium, welches

nach den Anfangsbuchstaben der Namen seiner Mitglieder das Cabal-Ministerium genannt wurde, und welches durch vielfache Verletzungen der Volksrechte den Kampf zwischen der Krone und dem Parlament, der für Karl I. ein so trauriges Ende genommen hatte, von neuem entzündete. Endlich mußte der König dem Verlangen des Volkes nachgeben, das Cabal-Ministerium entlassen und zwei Gesetze bestätigen, welche nebst dem großen Freiheitsbriefe die Grundlage des öffentlichen Rechts in England wurden. Durch das erste, die Test-Acte, wurden die Katholiken von allen Aemtern ausgeschlossen; nach dem anderen, der Habeascorpus-Acte, sollte jeder, der verhaftet wurde, in den ersten drei Tagen vor seinen ordentlichen Richter gestellt werden. Doch auch diese Gesetze wurden unter Karls Regierung nicht streng durchgeführt, und die armen Schotten wurden nicht allein ohne Urtheil und Recht eingekerkert, sondern von blutdürstigen Soldaten zu Tode gemartert, bloß weil sie der bischöflichen Kirche nicht beitreten wollten.

Während es am Hofe des Königs gar lustig herging, wurde das arme Volk von schweren Leiden heimgesucht. Zuerst richtete die Pest, welche damals noch nicht durch Quarantäne-Maßregeln von den europäischen Ländern fern gehalten wurde, entsetzliche Verheerungen an. Schon im Winter hatte man in London davon gesprochen, daß in den Vorstädten mehrere Menschen an einer unbekannten Krankheit gestorben seien. Als nun im Frühjahr warmes Wetter eintrat, griff die Krankheit mit solcher Heftigkeit um sich, daß bald alle Landstraßen um die Hauptstadt herum mit Flüchtlingen bedeckt waren. Ungeheure Summen wurden für jede Art von Fuhrwerk bezahlt, und als kein Lastvieh mehr da war, entflohen die Menschen zu Fuß und ließen ihre ganze Habe im Stich. Die Straßen der Hauptstadt waren verödet, Handel und Gewerbe stockten, und überall herrschte ein beängstigendes Schweigen. Um durch Absonderung der Kranken weitere Ansteckungen zu verhindern, bezeichnete man die Häuser, in denen die Pest ausbrach,

mit einem rothen Kreuz, unter welchem die Worte standen: „Herr, sei uns gnädig!“ Bei Anbruch der Nacht fuhren große Wagen durch die Straßen, begleitet von Männern mit Masken vor dem Gesicht und Tüchern vor dem Munde, welche mit Glocken läuteten und dazwischen von Zeit zu Zeit mit dumpfer Stimme ausriefen: „Bringt Eure Todten heraus!“ Die Leichname wurden bei Fackelschein in tiefe Gruben geworfen, ohne daß ein Geistlicher ein Gebet sprach oder theilnehmende Freunde den Verstorbenen auf seinem letzten Wege begleiteten.

Das Entsetzen, welches alle Menschen ergriffen hatte, äußerte bei den Einzelnen sehr verschiedene Wirkungen. Manche wurden wahnsinnig, sprangen aus den Fenstern oder stürzten sich in ihrer Seelenangst in die Themse; Andere hatten übernatürliche Erscheinungen und sahen lange, dichtgeschaarte Züge von Gespenstern bei Nacht durch die Straßen wandeln, oder liefen heulend und jammernd umher und verkündeten den Untergang der Stadt. Doch gab es auch leichtsinnige und verworfene Menschen, welche meinten, man müsse die wenigen Tage, die man noch übrig habe, lustig verleben, und welche daher Tag und Nacht in den Schenken saßen und bei Bier und Branntwein wilde Gesänge brüllten, bis auch sie von der Krankheit ergriffen wurden und auf einem Hofe oder einer Straße ihren Geist aufgaben. Kinder verließen aus Furcht vor der Ansteckung ihre Eltern, Eltern ihre Kinder, und Viele starben, von aller Hülfe verlassen, auf ihrem einsamen Lager. Mancher habgierige Diener tödtete seinen Herrn, um sich seines Besitzthums bemächtigen zu können, und dann sah man wieder die rührendsten Beispiele aufopfernder Liebe und Pflichterfüllung.

Als die Krankheit in den Monaten Juli und August ihren Höhepunkt erreichte, zündete man, um die Luft zu reinigen, auf den Straßen und Plätzen große Feuer an; aber dadurch wurde das Uebel noch vermehrt. Auch alle Heilmittel, welche man anwandte, erwiesen sich

als wirkungslos, und erst der Eintritt der Herbststürme hatte eine Abnahme der Krankheit zur Folge. Die Todesfälle wurden seltener, die rothen Kreuze verschwanden von den Häusern, die Läden öffneten sich, die Straßen füllten sich wieder mit Menschen, und im November war die Krankheit verschwunden. In London allein waren ihr mehr als hunderttausend Menschen zum Opfer gefallen, und in ähnlicher Weise hatte sie in allen Theilen des Landes gewüthet.

Kaum hatten sich die Bürger Londons von den Schrecknissen der Pest erholt, so wurde ihre Stadt von einer furchtbaren Feuersbrunst heimgesucht. Das Feuer brach, ein Jahr nach dem Aufhören der Krankheit, in einer Bäckerei an der Londoner Brücke aus, und verbreitete sich bei einem heftigen Winde mit solcher Schnelligkeit, daß die Bürger kaum ihr Leben retten konnten und ihre ganze Habe den Flammen preisgeben mußten. Bei Tage füllte eine undurchdringliche Rauchwolke die Straßen an; bei Nacht stieg eine feurige Säule zum Himmel empor, welche drei Meilen in der Runde die Landschaft erleuchtete. Brennende Stoffe, welche der Wind emporhob, hatten das Feuer in kurzer Zeit so weit verbreitet, daß es am zweiten Tage an mehr als dreißig Orten brannte; am dritten Tage aber vereinigten sich diese verschiedenen Feuersbrünste zu einem ungeheuren Flammenmeer. Neunundachtzig Kirchen und dreizehntausend Häuser wurden in Schutthaufen verwandelt; denn da den Sommer hindurch eine große Hitze und Trockenheit geherrscht hatte, die Straßen eng und die Häuser meist aus Holz erbaut waren, so hörte das Feuer nicht eher auf, als bis in der Richtung des Windes kein Haus mehr stand.

Die Unglücklichen, welche ihr Obdach eingebüßt hatten, mußten einen Theil des Winters auf freiem Felde oder in eilig erbauten Hütten zubringen. So groß aber auch die Leiden und Entbehrungen waren, die sie hier erduldeten, so hatte die Feuersbrunst doch die wohlthätige Folge, daß ihre Stadt viel regelmäßiger und geräumiger

wieder aufgebaut wurde. Lange Zeit beschuldigte man die Katholiken, das Feuer angelegt zu haben; es ist aber mit Gewißheit anzunehmen, daß es durch Unvorsichtigkeit entstanden ist.

Unbekümmert um die Leiden des Volks, setzte Karl auch in jenen Zeiten der Noth sein schwelgerisches Leben fort und verpraßte die Gelder, die das Parlament zum Kriege gegen Holland bewilligt hatte. Da seine Vergnügungen unermeßliche Summen verschlangen, so verkaufte er Dünkirchen, welches unter Cromwells Regierung durch die Tapferkeit der englischen Seehelden erworben worden war, für eine Million Thaler an die Franzosen; auch scheute er sich nicht, von Ludwig XIV. ein Jahrgeld anzunehmen und so die Ehre und den Vortheil des Vaterlandes einem fremden Fürsten zu verkaufen. Dieses Beispiel wurde natürlich von den Beamten nachgeahmt, so daß nun Unredlichkeit und Bestechlichkeit an der Tagesordnung waren. Unter diesen Umständen fehlte es nicht an Verschwörungen, welche den Tod vieler Menschen zur Folge hatten, und manche treffliche Männer wurden auch, weil sie dem König unbequem waren, fälschlich angeklagt und hingerichtet.

Karl starb in seinem fünfundfünfzigsten Lebensjahre, nachdem er sich von einem katholischen Priester die Sterbe-Sakramente hatte reichen lassen.

---

5. Jakob II.

Mit Jakob II., dem Bruder Karls II. und bisherigen Herzog von York, bestieg wieder ein katholischer König den englischen Thron, und

das Volk harrte daher in ängstlicher Spannung der Angriffe, die von ihm gegen die bürgerliche und religiöse Freiheit zu erwarten waren. Jakob ließ nicht lange auf solche Maßregeln warten. Ungewarnt durch das Beispiel seines Vaters, hob er eigenmächtig bestehende Gesetze auf, schrieb Steuern aus, die das Parlament nicht bewilligt hatte, beförderte Katholiken zu den höchsten Staatsämtern und that alle diese Schritte mit einer solchen Rücksichtslosigkeit, daß selbst der Papst ihm Mäßigung anrieth. Im Vertrauen auf die allgemeine Unzufriedenheit, die das Verfahren des Königs erregte, wollte ein Sohn Karls II., der Herzog von Monmouth, der als nicht ebenbürtig von der Thronfolge ausgeschlossen war und sich damals in den Niederlanden befand, den Versuch machen, sich der Krone zu bemächtigen. Als er mit hundertundfünfzig Begleitern in England landete, versammelten sich zwar einige Tausend Unzufriedener unter seinen Fahnen; er war aber nicht im Stande, mit seinen ungeordneten Schaaren dem königlichen Heere Widerstand zu leisten, sondern wurde geschlagen und auf der Flucht gefangen genommen. Vor den König geführt, warf er sich vor ihm auf die Knie und bat demüthig um Verzeihung; Jakob aber, der noch niemals Milde geübt oder eine Strafe ermäßigt hatte, ließ seinen unbesonnenen Neffen hinrichten.

Es folgte nun eine grausame Bestrafung aller derer, welche an der Empörung theilgenommen hatten. Einer der Offiziere des Königs ließ die Gefangenen unter lustiger Musik und Trompetenschall aufhängen und belustigte sich an dem Todeskampf der Unglücklichen. Der Oberrichter Jeffreys zog mit einer ganzen Bande von Henkern durch das Land, ließ gegen dreihundert Menschen unter Martern hinrichten und über achthundert nach Westindien in die Sklaverei verkaufen. Eine Wittwe ließ er verbrennen, weil sie einem der flüchtigen Rebellen in ihrem Hause Zuflucht gewährt hatte, und ein Mann, den die Richter einstimmig freigesprochen hatten, wurde auf seinen Befehl,

als er eben voller Freude das Gefängniß verlassen hatte, enthauptet. Dabei trieb dieser Unmensch mit der Gerechtigkeit einen schamlosen Handel. Schuldige, welche eine bedeutende Geldsumme bezahlten, wurden freigesprochen und Unschuldige so lange eingekerkert, bis sie sich durch ein namhaftes Lösegeld freikauften. Zum Lohn für diese Frevel wurde Jeffreys zum Kanzler ernannt, und als er nach einiger Zeit in Folge seines wüsten Lebens erkrankte, versicherte der König seinen Freunden, daß ein so brauchbarer Mann in England nicht wieder zu finden sein würde.

Als die Empörung unterdrückt war, glaubte Jakob ohne Umwege auf sein Ziel, die Ausrottung des Protestantismus, losgehen zu können. Er ließ ganze Schaaren von Franziskanern und Benedictinern nach England kommen, gestattete den Jesuiten, Erziehungsanstalten anzulegen, ernannte ein Mitglied dieses Ordens zum Minister, gab den Universitäten katholische Lehrer, theilte sein Land in vier katholische Bisthümer ein und ließ die protestantischen Bischöfe, welche sich diesen gewaltthätigen Handlungen widersetzten, in den Tower bringen. So lange die protestantischen Töchter des Königs die Erbinnen des Throns waren, ertrug das Volk alle jene Eingriffe in seine Rechte mit Geduld, weil es hoffen konnte, daß mit dem Tode des Königs die Bedrückungen ein Ende haben würden. Als aber die Nachricht sich verbreitete, daß ein Prinz von Wales geboren sei, der nun katholisch getauft wurde, konnte das Volk keine Erlösung aus seinem traurigen Zustande mehr hoffen. Jetzt gingen die angesehensten Männer des Landes nach Holland und baten den Schwiegersohn des Königs, den Prinzen Wilhelm von Oranien, sich des gedrückten Volks anzunehmen.

Schon längst hatte Wilhelm mit den Mißvergnügten in England in Verbindung gestanden und ihnen seine Hülfe zugesagt, wenn sie entschlossen wären, dem gewaltthätigen Verfahren des Königs ein Ende zu machen. Als nun die Zahl derselben immer größer und ihre Bitten immer

dringender wurden, glaubte er nicht länger zaudern zu dürfen. Er rüstete eiligst eine Flotte, landete, nachdem er vierzehn Tage durch widrige Winde aufgehalten worden war, an der Westküste von England, erließ ein Manifest, in welchem alle Beschwerden des Volks über Jakobs Regierung aufgezählt waren, und marschirte, indem von allen Seiten freiheitsliebende Männer zu seinen Fahnen strömten, auf London zu. Jakob hatte zu spät erkannt, wie sehr er sein Volk durch seine tyrannische Willkür verletzt hatte. Als er von der Landung seines Schwiegersohns hörte, nahm er alle seine gesetzwidrigen Verordnungen zurück; dies that jedoch keine Wirkung, da man seinen treulosen Charakter kannte und wohl wußte, daß er, wenn die Noth vorüber wäre, keine seiner Versprechungen halten würde. Während Jakob unentschlossen schwankte, was er thun sollte, öffnete eine Stadt nach der andern dem Prinzen die Thore; die angesehensten Männer schlossen sich an ihn an, und auch mehrere von den Regimentern, welche gegen ihn ausgesandt worden waren, gingen zu ihm über. Da ergriff den König banges Entsetzen; er entfloh bei Nacht durch eine Seitenpforte aus seinem Palast, fuhr auf einem Nachen über die Themse und ritt in Begleitung eines Kammerherrn bis an die Küste. Hier bestieg er ein Schiff, das vorher für ihn bestellt worden war; da aber die Schiffer nicht genug Ballast geladen hatten, so mußten sie, nachdem sie abgesegelt waren, noch einmal anlegen, um diesem Mangel abzuhelfen. In den Schiffern war unterdeß der Verdacht aufgestiegen, daß der Reisende ein zum Hofe gehörender Flüchtling wäre; sie meinten, er sähe aus wie ein Jesuit, dessen böses Gewissen sich in seinen Mienen abspiegele, und weigerten sich, ihn nach Frankreich überzufahren. Nun blieb dem König nichts übrig, als den Lord-Lieutenant der Grafschaft rufen zu lassen und sich ihm zu erkennen zu geben. Auf den Rath desselben kehrte er nach London zurück, indem mehrere der benachbarten Edelleute sich an ihn anschlossen.

In der Hauptstadt herrschte unterdessen die größte Verwirrung. Der Pöbel hatte hier die katholischen Kapellen zerstört, die Heiligenbilder und das Meßgeräth zertrümmert, die Sturmglocken geläutet und, um die Flucht der Freunde des Königs zu verhindern, bei Nacht in allen Straßen Wachtfeuer angezündet. Die Minister und Räthe des Königs hatten sich versteckt oder die Flucht ergriffen; mehrere derselben, so wie Jakobs Beichtvater, wurden jedoch erkannt und als Gefangene nach London zurückgebracht. Der verhaßteste unter allen, der Kanzler Jeffreys, hatte in Matrosenkleidung bereits die Küste erreicht, wurde aber durch sein vom Trunk gerötheteS Gesicht verrathen und konnte den Mißhandlungen des erzürnten Volks nur mit Mühe entzogen werden. Er wurde in den Tower gebracht und starb hier nach wenigen Monaten.

Einige Tage nach Jakobs Rückkehr zogen die Truppen seines Schwiegersohns in London ein, besetzten die königlichen Schlösser und führten den König nach Rochester. Hier blieb er vier Tage, immer noch in der Hoffnung, daß wenigstens ein Theil des Volks sich für ihn erheben würde. Da dies nicht geschah, benutzte er eine sich ihm darbietende Gelegenheit, um bei Nacht zum zweiten Male zu entfliehen. Diesmal war er so glücklich, nach Frankreich zu entkommen, wohin sich seine Gemahlin mit ihrem jungen Sohne schon früher begeben hatte. Ludwig XIV. nahm ihn freundlich auf, überließ ihm eins seiner Schlösser zum Wohnsitz und zahlte ihm bis an seinen Tod, welcher zwölf Jahre nach seiner Flucht erfolgte, ein Jahrgehalt. Seine schimpfliche Absetzung schien jedoch die Kraft seines Geistes völlig gebrochen zu haben, so daß er dem französischen Hofe nur zum Gespött diente.

---

6. Wilhelm III.

Als Wilhelm unter dem Jubel der ganzen Bevölkerung seinen Einzug in London gehalten hatte, erklärte das Parlament den Thron für erledigt, indem die Regierung eines katholischen Fürsten mit dem Wohl des Landes nicht vereinbar sei, übertrug dem Prinzen von Oranien und seiner Gemahlin Maria die Krone und überreichte ihnen zugleich mit den Reichs-Insignien die sogenannte Bill der Volksrechte, nach welcher der König sich verpflichtete, die Vollstreckung der Gesetze in keinem Falle zu hemmen und nur mit Zustimmung des Parlaments Steuern zu erheben. Auch die Schotten waren mit dem Thronwechsel einverstanden, zumal da ihnen gestattet wurde, in der Kirche die Presbyterial-Verfassung beizubehalten; die katholischen Irländer dagegen ergriffen, von Frankreich unterstützt, für Jakob II. die Waffen, und wurden erst nach einem blutigen Kampfe unterworfen und mit einer neuen Schmälerung ihrer Rechte und ihrer Güter bestraft.

Wilhelm war einer der ausgezeichnetsten Staatsmänner und Feldherren seiner Zeit. Schon als Erbstatthalter der Niederlande hatte er es für die Aufgabe seines Lebens gehalten, gegen die herrschsüchtigen Pläne Ludwigs XIV. anzukämpfen und die europäische Freiheit vor seinen gewaltsamen Eingriffen zu schützen. Als König von England konnte er nun über viel bedeutendere Hülfsmittel verfügen und mit größerer Kraft als früher zu Werke gehen. Das Parlament unterstützte ihn in seinen Bestrebungen mit einer Freigebigkeit, welche bewies, daß es die Forderungen der Krone auch damals gern bewilligte, wenn es sich um Unternehmungen handelte, die mit den Wünschen und dem Wohl des Volks in Einklang standen. Durch diese Einigkeit zwischen den beiden Staatsgewalten hoben sich der Einfluß und die

Macht Englands, welche in Folge der verkehrten Politik der Stuarts außerordentlich gesunken waren, in kurzer Zeit zu einer bisher unbekannten Höhe. Kunstfleiß und Handel blühten, da im Innern des Reichs Freiheit und Sicherheit herrschte, mächtig empor; die Kriegsflotte, welche unter Jakob II. aus achtzig Schiffen bestanden hatte, wurde bis auf hundertundneunzig Schiffe vermehrt, und nach kurzer Zeit übertraf der englische Seehandel selbst den der Niederländer an Ausdehnung.

Wilhelm starb im Jahre 1702, nachdem er dreizehn Jahre mit Ruhm in England regiert hatte. Von Jugend auf hatte er an der Brust gelitten, und so führte denn ein Sturz vom Pferde, der für einen kräftigen Körper nicht gefährlich gewesen wäre, seinen Tod herbei. Seine treffliche, durch Frömmigkeit und Mildthätigkeit ausgezeichnete Gemahlin war ihm schon vor sieben Jahren vorausgegangen.

Wilhelm war ein Mann von würdiger, ehrfurchtgebietender Haltung. Sein Brustleiden hinderte ihn laut zu sprechen; nur in der Schlacht vergaß er seine körperliche Schwäche und war ganz Feuer und Leben. Eine tiefere wissenschaftliche Bildung fehlte ihm, doch sprach er das Französische, Englische und Deutsche mit derselben Fertigkeit wie das Holländische, und konnte sich auch lateinisch, spanisch und italienisch unterhalten. Mit einem scharfen Verstande, einer schnellen Auffassungsgabe und einer seltenen Besonnenheit verband er ein ausgezeichnetes Gedächtniß. Nichts war ihm mehr zuwider als Schmeicheleien. Als er einst nach einem siegreichen Feldzuge zum ersten Male im Theater erschien und die Sänger ein auf ihn gedichtetes Siegeslied anstimmten, rief er mit lauter Stimme: „Was fällt den elenden Menschen ein? Halten sie mich etwa für den König von Frankreich?“ und verließ unwillig das Haus. Ein eigenthümlicher Zug seines Charakters war eine große Zurückhaltung und Verschwiegenheit; auch fehlte es ihm an Leutseligkeit und Milde im Verkehr mit seinen Unterthanen. Dagegen zeigte er sich seinen Feinden gegenüber

edel und großmüthig, und in der Belohnung treuer Dienste bewies er eine verschwenderische Freigebigkeit.

7. Anna.

Da Wilhelm III. keine Kinder hinterließ, so folgte ihm seine Schwägerin Anna, die jüngste Tochter Jakobs II., in der Regierung. Sie war eine Frau von mittelmäßigen Geistesgaben, deren Regierung aber durch die Theilnahme Englands an dem spanischen Erbfolgekriege und durch den Waffenruhm, den die Siege Marlboroughs dem Lande verschafften, berühmt geworden ist. Schon Wilhelm III. hatte, als Ludwig XIV. beim Aussterben des habsburgischen Hauses den spanischen Thron für seinen Enkel Philipp in Anspruch nahm, an Frankreich zum zweiten Male den Krieg erklärt, und sein Haß gegen den unversöhnten Feind war dadurch noch gesteigert worden, daß Ludwig beim Tode Jakobs II. dessen gleichnamigen Sohn als König von England anerkannt hatte. Anna blieb der Politik ihres Vorgängers treu und setzte den Krieg gegen Frankreich mit dem größten Eifer fort. Marlboroughs glänzende Siege bei Höchstädt, Ramillies, Oudenarde und Malplaquet, die er größtentheils im Verein mit dem kaiserlichen Feldherrn, dem Prinzen Eugen vom Savoyen, erfocht, führten endlich im Jahre 1713 den Utrechter Frieden herbei, durch welchen England die wichtige Festung Gibraltar, den Schlüssel zum mittelländischen Meere, gewann. Ehe aber noch der Friede abgeschlossen wurde, war Marlborough von seinen Gegnern gestürzt worden. Seine Gemahlin, die

bisher einen unbegrenzten Einfluß auf die Königin ausgeübt hatte, verscherzte durch ihren unerträglichen Stolz die Gunst derselben und wurde durch eine von ihr beleidigte Hofdame verdrängt; zugleich erhielten im Parlament die Tories, die Freunde einer unumschränkten Königsmacht, über die Whigs, die Vertheidiger der Volksrechte, das Uebergewicht, und Marlborough wurde zurückgerufen und seiner Stellen entsetzt. Da man ihn zugleich der Unterschlagung von Geldern beschuldigte, so verließ er freiwillig England, kehrte jedoch nach Annas Tode in sein Vaterland zurück und erhielt alle seine Aemter und Würden wieder. Er war ohne Zweifel der größte Feldherr, den England je gehabt hat, und nicht minder glänzend war seine Wirksamkeit als Staatsmann. Mit den größten körperlichen Vorzügen verband er eine unwiderstehliche Anmuth, und während andere Gesandte sich an fremden Höfen Monate lang abmühen mußten, brauchte er sich nur zu zeigen, um durch seine Persönlichkeit und die Kraft seiner Ueberredung ohne alle Anstrengung dasselbe Ziel zu erreichen. Die Soldaten vergötterten ihn, da er stets auf das liebevollste für sie sorgte, und auch diejenigen, welche sich vergangen hatten, immer noch menschlich behandelte. Doch war er auch nicht frei von Fehlern, und namentlich wurde ihm von seinen Feinden Eitelkeit, Eigennutz und Habsucht vorgeworfen.

Unter Annas Regierung wurden die beiden Königreiche England und Schottland, welche bisher nur durch die Person des Königs verbunden gewesen waren, zu einem Reiche mit derselben Gesetzgebung und Verwaltung vereinigt; die schottische Kirche behielt jedoch ihre alte, von der bischöflichen Kirche Englands unabhängige Verfassung.

Anna war mit dem Prinzen Georg von Dänemark vermählt und Mutter von dreizehn Kindern. Sie hatte aber das Unglück, ihren Gemahl und ihre sämmtlichen Kinder in das Grab sinken zu sehen, so

daß, als sie 1714 im fünfzigsten Jahre ihres Alters starb, die Krone an einen entfernten Verwandten, den Kurfürsten Georg von Hannover, fiel, der als Urenkel Jakobs I. der nächste protestantische Erbe des Hauses Stuart war.

IX.

Das Haus Hannover.

1. Georg I.

Als Georg I. nach England kam, war ihm der Ruf eines tapferen, klugen und gemäßigten Fürsten vorangegangen, und er wurde daher überall mit großer Freude empfangen. Es zeigte sich jedoch bald, daß er ein Mann ohne Geist und Herz war, der zwar den äußeren Schein der Frömmigkeit anzunehmen wußte, sich aber dabei den sinnlichen Genüssen auf die anstößigste Weise hingab. Da er weder die Sprache noch die Verfassung und die Gesetze des Landes kannte, auf dessen Thron er in seinem fünfundfünfzigsten Jahre berufen wurde, so überließ er die Sorgen der Regierung seinen Ministern, unter denen sich besonders Walpole durch Geschicklichkeit und Thätigkeit auszeichnete. Ueberhaupt hatte das englische Staatsleben durch den Sieg, den das Parlament nach einem langen Kampfe über die unumschränkte Macht der Krone davongetragen hatte, eine solche Gestalt angenommen, daß die Entscheidung der wichtigsten Angelegenheiten weniger von dem König als von dem Parlament abhing, so daß der Monarch immer nur nach den von dem hohen Adel und den Ab-

geordneten der Städte und der Landbesitzer ausgesprochenen Grundsätzen regieren, seine persönliche Eigenthümlichkeit aber nur in seltenen Fällen geltend machen konnte.

Bald nach Georgs Thronbesteigung machte Jakob Stuart, der Sohn Jakobs II., gewöhnlich der Prätendent genannt, einen Versuch, wenigstens den Thron von Schottland zu erlangen. Eine Anzahl Mißvergnügter rief ihn hier zum König aus; der Minister Walpole aber erstickte durch seine kräftigen Maßregeln die Empörung im Keime. Er setzte einen Preis von hunderttausend Pfund Sterling auf den Kopf des Prätendenten, schickte alle vorhandenen Truppen nach Schottland und schlug die einzelnen Abtheilungen der Rebellen, ehe sie sich vereinigen konnten. Als daher der Prätendent nach Schottland kam, war die Sache bereits beendigt, und er mußte eiligst nach Frankreich zurückkehren. Die Urheber des Aufstands erlitten strenge Strafen, denn sie wurden entweder enthauptet oder, wenn sie so glücklich waren, ihr Leben durch die Flucht zu retten, ihres Vermögens beraubt.

Die letzten Regierungsjahre Georgs I. gingen ruhig vorüber, da Walpole im Innern des Reichs wie nach außen den Frieden mit großer Umsicht aufrecht erhielt.

---

2. Georg II.

a. Karl Eduards Landung in Schottland.

Georg II. war ein Mann von Muth und Entschlossenheit, der sich schon, ehe er mit seinem Vater nach England ging, als Feldherr ausgezeichnet hatte, und ein verständiger und gerechter Regent, da-

bei aber jähzornig und eigensinnig und im Umgang kalt und verschlossen. Obgleich er persönlich dem Minister Walpole abgeneigt war, so ließ er ihm doch die Leitung der Geschäfte, weil er ihn als einen weisen und rechtschaffenen Staatsmann kannte. Diesem trefflichen Manne gelang es, den Frieden mit den auswärtigen Mächten zu erhalten, bis England als Bundesgenosse Maria Theresias in den östreichischen Erbfolgekrieg verwickelt wurde. Um die Engländer in ihrem eigenen Lande zu beschäftigen und von einer kräftigen Führung des Krieges in den Niederlanden abzuhalten, veranlaßte Ludwig XV. den Prätendenten Jakob Stuart, noch einen Versuch zur Unterwerfung Schottlands zu machen; doch sollte diesmal nicht Jakob selbst, der schon alt und gebrechlich war, sondern sein Sohn Karl Eduard die Unternehmung ausführen.

Karl Eduard hatte sich an dem üppigen französischen Hofe, an welchem er aufgewachsen war, eine bewunderungswürdige Sittenreinheit bewahrt; auch fehlte es ihm nicht an Tapferkeit und Kühnheit, wohl aber an der Klugheit und Umsicht, welche ein so schwieriges Unternehmen erforderte. Der König von Frankreich hatte ihm die glänzendsten Versprechungen gemacht; als er aber ans Werk gehen wollte, blieb die verheißene Mannschaft aus, und auch von den Schiffen, die ihm zugesagt worden waren, erschienen nur zwei, nämlich ein Linienschiff und eine kleine Fregatte. Er war aber dessenungeachtet entschlossen, seinen Plan auszuführen, und schiffte sich im Juni 1745 mit einigen Abenteurern auf der Fregatte ein, während die Hülfsmittel, durch welche er das mächtige britische Reich zu erobern gedachte, in einigen tausend Dukaten und in Waffen für etwa zweitausend Mann bestanden.

Gleich anfangs wurde die seltsame Unternehmung von einem schweren Unfall betroffen. Das Linienschiff, welches dem Prinzen zur Bedeckung mitgegeben war, gerieth nämlich, nachdem es kaum die Anker gelichtet hatte, mit einem englischen Kreuzer in einen Kampf, in

welchem es so übel zugerichtet wurde, daß es nach Frankreich zurückkehren mußte. Auch hierdurch ließ sich Karl Eduard nicht abschrecken; er setzte seine Fahrt fort, entging durch einen seltenen Glücksfall den im Kanal und in der irischen See kreuzenden Feinden und landete an der Westküste von Schottland, wo sich schon einige Häuptlinge des Hochlands eingefunden hatten, um sich an ihn anzuschließen. Während er an ihrer Spitze in das Innere des Landes vordrang, kamen die Jakobiten von allen Seiten herbei, um unter seinen Fahnen zu fechten, und nach wenigen Tagen stand er an der Spitze von fast zweitausend Bewaffneten.

Ganz Europa erstaunte, als es die Kunde von diesem tollkühnen Zuge vernahm, und alle Verständigen weissagten ihm ein trauriges Ende. Die Engländer waren einmüthig entschlossen, sich auf das kräftigste einem Unternehmen zu widersetzen, welches, wenn es gelang, die bürgerliche und kirchliche Freiheit, die sie sich durch so harte Kämpfe errungen hatten, wieder vernichten mußte. Der König befand sich damals in Deutschland; sein Sohn, der Herzog von Cumberland, war mit dem größten Theil des Heeres in den Niederlanden, und die Minister konnten daher den Feinden nur einige Regimenter entgegenstellen. Sie vertrauten aber auf den gesunden Sinn des Volks, der sich denn auch in der vollkommenen Ruhe aussprach, die während der ganzen Unternehmung in England herrschte.

Karl Eduard war inzwischen bis Edinburgh vorgedrungen, welches ihm, ohne Widerstand zu leisten, die Thore öffnete, hatte hier den Palast seiner Vorfahren bezogen und seinen Vater zum König ausrufen lassen. Nach einigen Wochen brach er wieder auf und zog den englischen Truppen entgegen. Seine Streitkräfte waren diesen an Zahl überlegen; dagegen fehlte es ihm an Geschütz und an Reiterei. Als es zum Treffen kam, schlugen die Hochländer mit ihren großen Schlachtschwertern so wacker drein, daß die Engländer nicht Stand halten

konnten. Nach Verlauf einer Stunde war die Reiterei entflohen, das Fußvolk niedergemacht oder gefangen genommen, das Geschütz und das Gepäck in den Händen des Siegers.

Nun herrschte unter den Jakobiten große Freude; statt aber die Bestürzung der Feinde zu benutzen und unverzüglich in England einzurücken, ging der Prinz nach Edinburgh zurück, während die englische Regierung zu den kräftigsten Rüstungen Zeit gewann.

---

b. Die Schlacht bei Culloden.

Als die Streitkräfte des Prinzen auf fünftausend Mann angewachsen waren, beschloß er sein Glück in England zu versuchen. In der Tracht eines Hochländers rückte er an der Spitze seiner Getreuen über die Grenze, wurde in Manchester und einigen kleineren Städten mit Jubel empfangen und gelangte, ohne auf ein feindliches Heer zu stoßen, bis in die Gegend von London. Plötzlich hörte er mit Schrecken, daß die englischen Truppen sich bisher nur in der Absicht nicht gezeigt hätten, um ihn desto sicherer zu fangen, und daß sich zwei feindliche Heerhaufen unter dem Oberbefehl des Herzogs von Cumberland, der inzwischen aus den Niederlanden zurückgekehrt war, in seinem Rücken befänden. Er suchte daher in größter Eile das schottische Hochland zu erreichen, erzwang sich auch durch die Tapferkeit seiner kleinen Schaar bei Falkirk den Durchzug, sah sich aber plötzlich bei Culloden von der Hauptmacht des Feindes angegriffen. Die Schlacht währte, so blutig sie war, nur eine halbe Stunde, denn die Hochländer wurden trotz der tapfersten Gegenwehr durch das englische Geschütz reihenweis niedergeschmettert und, wenn sie sich zur Flucht wandten, von den

Reitern eingeholt und niedergehauen. Der Herzog hatte beim Beginn des Kampfes befohlen, keinen Pardon zu geben, und, da kein Papier bei der Hand war, den Befehl auf die Rückseite eines Kartenblatts geschrieben, welches ihm ein Offizier seines Gefolges aus einem Kartenspiel reichte. Das Blatt war die Carreau-Neune, und diese wird daher von den Schotten noch heutzutage der Fluch von Schottland genannt.

Der Befehl des Herzogs wurde von seinen Soldaten auf das genauste befolgt. Während des Kampfes wurden nicht nur diejenigen, welche Widerstand leisteten, sondern auch alle Flüchtlinge schonungslos niedergehauen, und nach Beendigung desselben wurden sogar die Verwundeten von den Siegern ermordet. Darauf rückte der Herzog in die Hochlande ein und gab ganze Grafschaften der Wuth seiner wilden Soldaten preis. Diese verbrannten die Häuser, verwüsteten die Aecker und mißhandelten oder ermordeten die Bewohner ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht. Diejenigen, welche sich der Empörung angeschlossen und sich dann durch die Flucht gerettet hatten, wurden ihrer sämmtlichen Güter beraubt und mußten in der Verbannung sterben; diejenigen aber, welche in die Hände der Engländer fielen, wurden, hundertundfünfzig an der Zahl, enthauptet.

Der Prinz selbst war nach der unglücklichen Schlacht bei Culloden in Begleitung eines Hauptmanns zu Pferde entflohen. Als die Thiere ermüdet waren, setzte er seine Flucht zu Fuße fort und hatte nun eine Reihe von Abenteuern zu bestehen, welche den Gefahren, unter denen sein Großoheim Karl II. nach der Schlacht bei Worcester seine Flucht bewerkstelligt hatte, sehr ähnlich waren. Eine Zeit lang mußte er, als Hirt verkleidet, in den Gegenden umherirren, welche kurz zuvor durch Cumberlands Schaaren verwüstet worden waren, und all den Jammer mit ansehen, den sein Ehrgeiz über das unglückliche Land gebracht hatte. Oft fand er in der Hütte eines Landmanns oder eines Hirten ein armseliges Obdach und wenigstens so viele Nahrungsmittel, um

seinen Hunger zu stillen; bisweilen aber mußte er auch in einer wilden Felsenschlucht oder in einem abgelegenen Walde die Nacht zubringen und mit Wurzeln oder Brombeeren sein Leben fristen. Mehrmals wurde er erkannt, aber obgleich ein Preis von dreißigtausend Pfund Sterling auf seinen Kopf gesetzt worden war, so wollte doch keiner jener armen Landleute zum Verräther werden. Einmal zwang ihn die Noth, in ein Haus zu treten, dessen Besitzer, wie er wußte, zu den Anhängern der Regierung gehörte. „Der Sohn Eures Königs,“ sagte er, „bittet Euch um Brot und Kleider. Ich weiß, daß Ihr einer meiner Gegner seid, aber ich bin überzeugt, daß Ihr aus meiner Bedrängniß keinen Vortheil werdet ziehen wollen. Darum vertraue ich mich Euch an und bitte um Euren Schutz. Die Lumpen, die ich trage, möget Ihr mir zustellen, wenn ich einst auf dem Thron von Großbritannien sitzen werde.“ Der Herr des Hauses hatte Mitleid mit der traurigen Lage des Prinzen; er gab ihm die nöthigen Kleider, ließ ihm eine Mahlzeit bereiten, beherbergte ihn die Nacht über und geleitete ihn am Morgen bis in den nächsten Wald.

In dieser Weise mußte der Prinz, von Spähern umringt und von Soldaten verfolgt, fünf Monate lang in der Wildniß umherirren, bis es ihm gelang, ein französisches Schiff zu erreichen, auf welchem er nach einer Abwesenheit von sechzehn Monaten wohlbehalten in Frankreich ankam. Von hier begab er sich nach Italien, wo er von einer päpstlichen Pension lebte. Mit ihm und seinem Bruder, dem Cardinal von York, starb das Haus Stuart aus. Es gehörte zu denjenigen Familien, welche nur Unheil über die von ihnen beherrschten Völker gebracht und zugleich durch ihre Unduldsamkeit und ihren Despotismus sich selbst ein unrühmliches Ende bereitet haben.

c. Die Eroberung von Quebeck.

Kaum war der östreichische Erbfolgekrieg beendet, so entstanden zwischen den englischen und französischen Kolonien in Nord-Amerika Grenzstreitigkeiten, welche folgende Veranlassung hatten. Die Engländer beanspruchten schon seit längerer Zeit den Besitz des ganzen Landstrichs, welcher später das Gebiet der nordamerikanischen Freistaaten ausmachte; die Franzosen dagegen, welche im Norden der englischen Kolonien Canada und im Süden derselben Louisiana besaßen, wollten den Engländern nur das Land bis zum Alleghany-Gebirge zugestehen und suchten ihre weitere Ausbreitung nach Westen durch eine Reihe von Festungen zu hindern, welche Canada mit Louisiana in Verbindung bringen sollten. So entbrannte zwischen den beiden Völkern ein Krieg, welcher um dieselbe Zeit, als die wichtigsten europäischen Staaten in den siebenjährigen Krieg verwickelt waren, fast in allen Meeren geführt wurde.

Eine der glänzendsten Waffenthaten der Engländer in diesem Kriege war die Eroberung von Quebeck, der Hauptstadt von Canada, einer schön gebauten, volkreichen und durch ihren ausgebreiteten Handel wohlhabenden Stadt. Ihre Lage am Ufer des breiten und reißenden Lorenzstroms, die schwimmenden Batterien, welche die Franzosen auf dem Flusse angelegt hatten, und die starken Festungswerke, welche die Stadt auf der Landseite schützten, machten das Unternehmen zu einem der schwierigsten, von denen die Kriegsgeschichte erzählt. Außerdem standen die wilden Indianerstämme, welche damals noch den größten Theil des Landes inne hatten, auf der Seite der Franzosen, umschwärmten in großen Schaaren die englischen Heere, überfielen die einzelnen Abtheilungen und schnitten ihnen die Zufuhr ab. In

Betracht aller dieser Schwierigkeiten hatte das englische Ministerium drei Heerhaufen abgesandt, welche sich von verschiedenen Seiten der Stadt nähern sollten. Aber nur einer derselben, der von dem General Wolfe befehligt wurde, erreichte das Ziel seiner Bestimmung; die beiden anderen wurden durch verschiedene Hindernisse auf ihrem Marsch aufgehalten.

Wolfe war entschlossen, auch mit den geringen Streitkräften, die ihm zu Gebote standen, die Stadt anzugreifen. Er hatte sich durch kriegerische Talente, Tapferkeit und Umsicht so ausgezeichnet, daß er schon in seinem dreißigsten Jahre zum General ernannt worden war, und war damals vierunddreißig Jahre alt. Nachdem er bei Tage mehrere vergebliche Versuche gemacht hatte, seine Trnppen, mit denen er den Lorenzstrom heraufgesegelt war, ans Land zu setzen, beschloß er, den Versuch in einer finsteren Nacht zu wiederholen. Mehrere Offiziere machten ihn auf die Schwierigkeit eines solchen Unternehmens aufmerksam, und allerdings war es keine leichte Sache, ein steiles Ufer, welches man bei vollem Tageslicht nur mit Lebensgefahr ersteigen konnte, in der Finsterniß zu erklettern. Wolfe ließ sich jedoch von seinem Vorhaben nicht abbringen, und in der nächsten Nacht gelang es einem Theil seiner Infanterie und den unter seinem Befehl stehenden Bergschotten, die Landung zu bewerkstelligen und eine Anhöhe zu besetzen, von welcher aus die Stadt mit Erfolg angegriffen werden konnte.

Als der französische Commandant am andern Morgen von dem Geschehenen Kunde erhielt, beschloß er den Engländern mit allen seinen Streitkräften entgegenzugehen. Wolfe hatte unterdessen auch seine Reiterei und sein Geschütz ans Land gebracht und seine Truppen in Schlachtordnung aufgestellt. Auf der ganzen Linie entbrannte nun ein heftiger Kampf, indem von beiden Seiten mit gleicher Tapferkeit und Erbitterung gefochten wurde. Gleich nach dem Beginn der Schlacht wurde der französische Commandant durch eine Kanonenkugel getödtet,

und bald darauf fiel auch der General, der an seiner Stelle den Oberbefehl übernommen hatte. Dasselbe Schicksal traf die Engländer. Wolfe hatte schon beim Anfang des Kampfes einen Schuß in das Faustgelenk bekommen, sich aber dadurch nicht abhalten lassen, die Schlacht noch weiter zu leiten. Er wickelte ein Schnupftuch um die verwundete Hand, nahm den Degen in die Linke und führte seine Grenadiere den Feinden entgegen. Plötzlich durchbohrte eine zweite Kugel seine Brust; er lehnte sich auf die Schulter des ihm zunächst stehenden Soldaten und sank zu Boden. Im Todeskampf hörte er einen seiner Adjutanten sagen: „Sie laufen davon!" Mit äußerster Anstrengung seiner letzten Kräfte richtete er sich empor und fragte, von wem die Rede wäre. „Die Franzosen sind in die Flucht geschlagen," antwortete der Offizier. „So sterbe ich glücklich!" sagte Wolfe, sank zurück und gab seinen Geist auf.

Wolfe war einer der ersten Feldherren aller Zeiten, weil er mit einer heldenmüthigen Tapferkeit und einem schnellen, durchdringenden Geist eine seltene Menschlichkeit gegen seine Untergebenen und Großmuth und Milde gegen die Feinde vereinigte. Der glänzende Sieg, den er mit seinem Leben erkaufte, war von den wichtigsten Folgen, denn die Ueberreste des französischen Heeres zogen sich in das Innere des Landes zurück und überließen die Hauptstadt ihrem Schicksal; diese aber ergab sich vier Tage später den Siegern, welche bald darauf ganz Canada in ihrer Gewalt hatten.

3. Georg III.

a. Die Eroberung von Havannah.

Auf Georg II. folgte im Jahre 1760 sein Enkel Georg III., ein junger Mann von sanftem und leutseligem Charakter, der dem üppigen, sittenlosen Treiben, das unter seinen Vorgängern am englischen Hofe geherrscht hatte, ein Ende machte und wie ein einfacher Privatmann im Schooße seiner Familie lebte. Den Krieg gegen Frankreich, den er von seinem Großvater überkommen hatte, setzte er mit Nachdruck fort, und da inzwischen Spanien mit Frankreich einen Bundesvertrag geschlossen hatte, so erklärte er auch an Spanien den Krieg. Es handelte sich wieder hauptsächlich um den Besitz der Kolonien, namentlich der reichen westindischen Inseln. Nachdem mehrere derselben von den Engländern ohne Schwierigkeit genommen worden waren, beschloß das Ministerium, auch auf Havannah, die Hauptstadt der Insel Cuba und den Mittelpunkt des spanisch-amerikanischen Handels, einen Angriff ausführen zu lassen. Die Unternehmung bot wegen des ungesunden Klimas, der bedeutenden Festungswerke und der den Spaniern zu Gebote stehenden Truppenzahl große Schwierigkeiten dar; es wurden daher die großartigsten Vorbereitungen getroffen. Die zu dem Angriff bestimmte Flotte bestand aus neunzehn Linienschiffen, achtzehn Fregatten und kleineren Kriegsfahrzeugen und hundertundfünfzig Transportschiffen, und hatte gegen zwanzigtausend Mann an Bord. Um die Feinde durch seine Ankunft zu überraschen, versuchte der Admiral, einen kürzeren als den gewöhnlichen Weg aufzufinden, und segelte durch die alte Bahama-Straße, welche bei einer Länge von hundertunddreißig Meilen auf beiden Seiten von Untiefen und Sandbänken eingeschlossen

ist und an den meisten Stellen nur einen schmalen Durchgang gewährt. Die Flotte legte diesen gefahrvollen Weg ohne den geringsten Unfall zurück, und ehe die Spanier sich dessen versahen, waren die sämmtlichen Truppen nebst dem Belagerungsgeschütz ans Land gesetzt. Hier theilten sie sich in zwei Abtheilungen; die erste blieb in der Nähe des Ufers und begann sogleich ihre Arbeiten, die zweite drang in das Innere des Landes vor, um auf einem Umwege die andere Seite der Stadt zu gewinnen und von dort aus ihr Feuer zu eröffnen.

Die Stadt Havannah wird durch ein Fort geschützt, welches den Zugang zum Hafen beherrscht und bis dahin für uneinnehmbar gehalten wurde. Gegen dieses richteten die Engländer zuerst ihren Angriff. Sie hatten dabei ganz außerordentliche Schwierigkeiten zu überwinden. Die den Boden bedeckende Erdschicht war so dünn, daß sie, um den Feinden ihre Arbeiten zu verbergen und sich bei ihrer Annäherung an die Festung gegen das Feuer derselben zu decken, viele tausend Säcke voll Baumwolle aus Jamaika herbeischaffen mußten. Noch größere Noth verursachte ihnen der Wassermangel, denn da es weit und breit weder einen Fluß noch eine Quelle gab, so mußte jeder Tropfen Wasser von der Flotte herbeigeholt werden. Täglich wurden Hunderte von Soldaten durch die Kanonen des Forts niedergeschmettert, und mehrmals wurden die Batterien, die man aus Mangel an Erde aus Holz hatte errichten müssen, in Brand geschossen.

Anderer Art waren die Schwierigkeiten, welche die zweite Abtheilung der Engländer auf ihrem Marsch zu überwinden hatte. Hier galt es, durch dichte Waldungen einen Weg zu bahnen und die Kanonen und Pulverwagen durch tiefe Sümpfe und dichtes Gebüsch fortzuschaffen. Da die Zahl der Pferde nicht ausreichte, so mußten die Soldaten zum Ziehen verwendet werden. Oft war der Boden so uneben oder so aufgeweicht, daß hundert Menschen vor eine Kanone gespannt wurden, und manche Geschütze versanken so tief in den Sumpf,

daß sie nicht wieder herausgeholt werden konnten. Ein nicht geringer Theil der Soldaten erlag diesen ungewohnten Anstrengungen, während Andere aus Mangel an Wasser und an nahrhaften Lebensmitteln erkrankten.

Als endlich die beiden Abtheilungen ihr Feuer gegen das Fort eröffneten, gesellte sich zu den bisherigen Leiden noch ein neues. Es brachen nämlich hitzige Fieber aus, an denen nach einigen Wochen die halbe Armee und der dritte Theil der Matrosen erkrankte. Die Generale baten dringend um Verstärkung, aber die Ankunft der Truppen, die ihnen nachgeschickt wurden, verspätete sich in Folge widriger Winde um mehrere Monate.

Ungeachtet aller dieser Uebelstände wurde unter den wackeren Soldaten nicht ein Wort des Mißmuths laut. So oft die Belagerten einen Ausfall versuchten, wurden sie mit großem Verlust zurückgeschlagen, und dabei kamen die Engländer der Festung immer näher. Endlich wurde eine Bresche geschossen, durch welche die Belagerer hoffen konnten, in die Festung einzudringen, und es wurde daher Befehl zum Sturm ertheilt. Die Soldaten nahmen diese Nachricht mit lautem Frohlocken auf, denn sie waren überzeugt, daß nun das Ende ihrer Leiden und Entbehrungen gekommen wäre. Am andern Morgen vor Tagesanbruch rückten die Sturmkolonnen gegen die Bresche vor, und hatten nach einem kurzen aber blutigen Kampfe den Wall erstiegen. Die Spanier, welche bisher den muthigsten Widerstand geleistet hatten, geriethen jetzt in die größte Bestürzung, warfen die Waffen weg und eilten in wilder Flucht in die Stadt. Nur der Gouverneur, der Graf Velasco, wollte den Platz, den er so lange tapfer vertheidigt hatte, nicht verlassen; er warf sich mit hundert Mann in einen der festen Thürme und vertheidigte sich hier noch so lange, bis er, von einer Kanonenkugel getroffen, leblos niedersank.

Acht Tage nach der Erstürmung des Forts langten die Verstär-

kungen der Engländer an, und diese konnten jetzt die Belagerung der Stadt selbst beginnen. Sie hatten indeß kaum ihr Feuer eröffnet, als die Bürger durch eine weiße Fahne ihren Wunsch, wegen Uebergabe der Stadt zu unterhandeln, zu erkennen gaben. Der Besatzung wurde freier Abzug, doch ohne Waffen, gewährt; die Stadt selbst ergab sich unter der Bedingung, daß den Bewohnern Sicherheit der Personen und des Eigenthums gewährt wurde. An Geld, Taback und anderen der spanischen Regierung gehörenden Handels-Artikeln machten die Sieger eine Beute, welche auf drei Millionen Pfund Sterling geschätzt wurde, und außerdem fanden sie in dem Hafen eine aus neun Linienschiffen und vier Fregatten bestehende Flotte.

Zwei Monate später eroberten die Engländer Manilla, die Hauptstadt der Philippinen, und machten hier eine Beute von zwei Millionen Pfund Sterling.

---

b. Robert Clive.

Während die Engländer in Amerika so glänzende Siege erfochten, machten sie sich auch in Asien durch den Muth und den Unternehmungsgeist eines Mannes zu Herren eines Reiches, welches ihr eigenes Land an Umfang und Volksmenge weit übertraf.

Das einst so mächtige Reich des Groß-Moguls in Ostindien hatte sich schon längst in viele kleine Staaten aufgelöst, da aus den von ihm eingesetzten Statthaltern oder Nabobs und den ihm zinspflichtigen indischen Rajahs unabhängige Fürsten geworden waren. Die Uneinigkeit unter diesen verschiedenen Regenten hatte es darauf den europäischen Seemächten möglich gemacht, in dem stark bevölkerten

Lande festen Fuß zu fassen. Anfangs waren die Besitzungen der Portugiesen die ausgedehntesten; der größte Theil derselben kam später in die Hände der Holländer, und zur Zeit des siebenjährigen Krieges waren die Franzosen die mächtigsten unter den Europäern in Ostindien. Die Engländer besaßen damals außer den Städten Madras und Bombay nur einige Niederlassungen in Bengalen; allmählich aber dehnten sich ihre Besitzungen in diesem reichen Lande immer weiter aus und erregten die Eifersucht des Nabobs Surajah Dowla. Durch die Franzosen aufgehetzt, beschloß dieser, alle englischen Niederlassungen in seinem Lande zu zerstören und mit Calcutta, wo er die meisten Reichthümer vermuthete, den Anfang zu machen. Da die Stadt nur schwach befestigt war, begaben sich der Gouverneur und die angesehensten Einwohner mit allen ihren Schätzen auf die Schiffe und überließen die Vertheidigung des Platzes dem Major Hollwell. Einen Monat lang vertheidigte sich dieser wackere Offizier mit dem größten Muth; dann mußte er, durch Hunger gezwungen, die Stadt dem Nabob übergeben. Die Besatzung war während der Belagerung auf hundertundfünfzig Mann zusammengeschmolzen, von denen ein großer Theil krank oder verwundet war. Diese wurden vor den Nabob geführt und nach dem Orte gefragt, wo die Schätze verborgen lägen, und als sie der Wahrheit gemäß versicherten, daß alles Gold und Silber auf die Schiffe geschafft worden wäre, wurden sie von dem unmenschlichen Sieger in die sogenannte schwarze Höhle, ein finsteres Gefängniß von achtzehn Fuß Länge und elf Fuß Breite, gesperrt. Hier erlitten die Unglücklichen durch die unerträgliche Hitze, den Durst und die Ausdünstungen so furchtbare Qualen, daß am zweiten Tage nur noch dreiundzwanzig, unter ihnen der heldenmüthige Major Hollwell, am Leben waren.

Als die Verwaltung der englisch-ostindischen Compagnie von dieser Greuelthat Nachricht erhielt, schickte sie alle Truppen, über die sie

in dem Augenblicke zu verfügen hatte, unter Anführung des Generals Clive nach Bengalen. Dieser große Mann hatte sich, obgleich er damals erst dreißig Jahre alt war, durch eine Reihe der kühnsten Thaten unter den indischen Fürsten schon einen furchtbaren Namen gemacht. Er war der Sohn eines englischen Rechtsgelehrten und hatte früh die Schule verlassen, weil er, wie die Lehrer meinten, zum Lernen zu unruhig war; dagegen gaben sie ihm das Zeugniß, daß er ein ungewöhnlich beherzter und verwegener Knabe wäre. In seinem achtzehnten Jahre trat er als Schreiber in die Dienste der ostindischen Compagnie, vertauschte aber bald die Feder mit dem Schwerte und zeichnete sich in allen Kämpfen, an denen er theilnahm, durch Kühnheit und Kaltblütigkeit aus. Ein Nervenfieber, welches seine Gesundheit zerrüttete und eine auch später oft wiederkehrende Schwermuth zur Folge hatte, zwang ihn, auf einige Jahre nach England zurückzugehen; doch kurz vor dem Ausbruch des siebenjährigen Krieges begab er sich als Oberst wieder nach Ostindien. Hier wandte er sich zuerst gegen den Seeräuber Angria, der sich in der Nähe von Bombay einen unabhängigen Staat gegründet und darauf den schwachen Groß-Mogul gezwungen hatte, ihn zu seinem Admiral zu ernennen. Clive griff den wilden Räuber in seiner bisher für unüberwindlich gehaltenen Felsenburg an, verbrannte seine Flotte, zerstreute seine Soldaten, so daß der ganze Raubstaat an einem Tage vernichtet wurde, und brach dann nach Bengalen auf, um den Nabob Surajah Dowla zu züchtigen.

Nach einem Monat hatte Clive Calcutta wieder genommen, die beiden stärksten Festungen des Nabobs erobert, seine Magazine und Zeughäuser verbrannt, seine Heere in mehreren Treffen geschlagen und ihn zum vollständigen Ersatz des von ihm angerichteten Schadens gezwungen. Kaum hatten sich jedoch die Engländer in ihre Factoreien zurückgezogen, so verband sich der Nabob mit den Franzosen und begann die Feindseligkeiten von neuem. Jetzt beschloß Clive, den treu-

losen Fürsten zu entthronen. Er zog ihm mit dreitausend Mann, unter denen sich nur neunhundert Europäer befanden, entgegen und schlug ihn bei Plassey dermaßen aufs Haupt, daß seine ganze, fünfzigtausend Mann starke Armee sich auflöste. Dieser glänzende Sieg, welcher das Schicksal eines Reichs von dreißig Millionen Einwohnern entschied, kostete den Engländern nicht mehr als zwanzig Todte und Verwundete. Clive rückte nun gegen Murshadabad, die Hauptstadt von Bengalen, vor, vertrieb den Nabob Surajah Dowla und ernannte dessen Feldherrn Mir Jaffir zum König von Bengalen. Surahja Dowla entfloh, ward aber auf der Flucht ergriffen, vor Mir Jaffir gebracht und von dem Sohne desselben getödtet.

Die Franzosen hatten unterdessen einen eben so tapfern wie umsichtigen Mann, den General Lally, als Gouverneur nach Indien geschickt. Dieser machte vergebliche Versuche, eine geordnete Verwaltung herzustellen und seine Landsleute zu einträchtigem Handeln zu bestimmen. Er schrieb daher an einen Freund, er verfluche den Tag, der ihn in dieses Land des Zanks und der Zwietracht geführt habe, gab die übrigen Besitzungen den Engländern preis und schloß sich in Pondichery ein, um seinem Vaterlande wenigstens diese wichtige Festung zu erhalten. Doch auch diese Stadt ging im folgenden Jahre an die Engländer verloren, und Lally kehrte mit dem schwachen Ueberrest seiner Truppen nach Frankreich zurück. Hier erhob sich ein gewaltiges Geschrei gegen den Mann, der, wenn man seinen Rath befolgt hätte, die reiche Kolonie gerettet haben würde. Um die Schuld von sich abzuwälzen, machte ihm die Regierung den Prozeß, ließ ihn zum Tode verurtheilen und, damit er das Volk nicht anreden könne, mit einem Knebel im Munde auf den Richtplatz führen und enthaupten.

In dem Maße, als die Macht der Franzosen in Indien dahinsank, erhob sich die der Engländer, denn Clive wußte die Uneinigkeit der einheimischen Fürsten aufs trefflichste zu benutzen und alle diejenigen

zu beseitigen, welche seinen Unternehmungen im Wege standen. So setzte er Mir Jaffir wieder ab, als dieser mit den Holländern ein Bündniß geschlossen hatte, und auch der Nachfolger desselben wurde wieder verdrängt, nachdem er den Versuch gemacht hatte, sich dem englischen Einflusse zu entziehen. Mit Schätzen beladen — Mir Jaffir allein hatte für seine Erhebung zwei Millionen Thaler gezahlt — kehrte Clive, um seine angegriffene Gesundheit zu stärken, nach England zurück und erhielt vom König in Anerkennung seiner Dienste den Titel eines Barons von Plassey. Als aber unter seinem Nachfolger die Macht Englands in Indien wieder zu wanken begann, kehrte er nach drei Jahren dorthin zurück und bewirkte durch geschickte Unterhandlungen, daß der Großmogul die ostindische Compagnie mit den Provinzen Bengalen, Bahar und Orissa belehnte. Nach zwei Jahren ging er abermals nach England, nachdem er vergebliche Versuche gemacht hatte, den Bedrückungen der Eingeborenen durch die habgierigen englischen Beamten ein Ende zu machen. Seinen Feinden gelang es, eine Anklage gegen ihn vor das Parlament zu bringen, daß er seine Amtsgewalt gemißbraucht und sein ungeheures Vermögen unrechtmäßig erworben hätte; er wurde jedoch mit der Erklärung freigesprochen, daß er sich um das Vaterland wohl verdient gemacht habe. Das Urtheil seines eigenen Gewissens mochte freilich anders lauten, denn mit einer großen Tapferkeit und Geschicklichkeit hatte er allerdings eine grausame Härte gegen Alle, die sich seinem Willen widersetzten, verbunden und, wenn es sich um die Befriedigung seiner Leidenschaften handelte, auch die furchtbarsten Gewaltthaten nicht gescheut.

Ein Jahr nach seiner Freisprechung verfiel er in Schwermuth und machte seinem Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende.

---

c. Wilhelm Pitt, Graf von Chatam.

Die Seele aller der großartigen Unternehmungen, durch welche Englands Seeherrschaft begründet wurde, war der Minister Wilhelm Pitt, vielleicht der weiseste und redlichste Staatsmann, der je die Geschicke eines Volks gelenkt hat. Er war im Jahre 1708 in Cornwallis geboren und erwarb sich schon in seinem fünfundzwanzigsten Jahre als Mitglied des Parlaments solche Anerkennung, daß selbst seine Gegner erklärten, an seinem Charakter sei auch nicht der geringste Flecken zu finden. Bei Allem, was er that, leitete ihn nur die Liebe zum Vaterlande und der Wunsch, sein Volk groß und mächtig zu machen, denn Ehrgeiz und Herrschsucht lagen ihm eben so fern wie Parteilichkeit und Eigennutz. Mit diesem trefflichen Charakter verband er die glänzendsten Gaben des Geistes, namentlich einen durchdringenden Scharfblick und die größte Sicherheit und Schnelligkeit des Urtheils. Worin er aber alle Engländer seines Jahrhunderts übertraf, das war seine glänzende und hinreißende Beredtsamkeit. Die Klarheit seiner Gedanken, die Schärfe seiner Schlüsse und die edle Einfachheit seines von allem Schwulst und aller Geziertheit freien Vortrags wirkte eben so mächtig auf die Zuhörer, wie sein wohlklingendes Organ und sein vollendetes Mienenspiel, in welchem ihn selbst Garrick, der größte Schauspieler jener Zeit, als seinen Meister anerkannte.

Einen noch größeren Schauplatz für seine Thätigkeit erhielt er, als ihn Georg II. im Jahre 1746 zum Minister ernannte. Zwar wurde er in Folge der Kabalen seiner Feinde und Neider nach einiger Zeit von diesem Posten entlassen; das ganze Volk bestürmte aber den König so lange mit Bitten, bis dieser ihn 1757 wieder zum Minister machte. Jetzt zeigte sich sein großer Geist in seiner ganzen Stärke.

Um den Krieg gegen Frankreich mit aller Macht führen zu können, verstärkte er die Flotte und das Landheer, stiftete eine Landmiliz und fachte den Eifer des Parlaments und des ganzen Volks dermaßen an, daß Alle mit Freuden die größten Opfer zu einer kräftigen Führung des Krieges brachten. Durch geschickte Wahl der Feldherren und wohldurchdachte Pläne entriß er in wenigen Jahren den Franzosen das Uebergewicht, das sie bisher in Europa ausgeübt hatten, und verschaffte seinem Vaterlande die unumschränkte Herrschaft, die es bis auf die neueste Zeit in allen Meeren ausgeübt hat. So wurde er der Begründer der Größe Englands, und in diesem Sinne hat er auch noch lange nach seinem Tode fortgewirkt, da die von ihm aufgestellten Grundsätze noch von vielen anderen englischen Staatsmännern angewendet worden sind.

Pitts segensreiche Wirksamkeit wurde plötzlich durch den Tod Georgs II. unterbrochen, denn Georg III. übertrug die Leitung der Staatsgeschäfte einem seiner eifrigsten Gegner, dem Grafen Bute, einem beschränkten, charakterlosen Staatsmanne, der das Parlament und das ganze Volk gegen sich hatte. Das Abgehen von Pitts Grundsätzen führte schon nach kurzer Zeit die nachtheiligsten Folgen herbei; dennoch gestattete ihm die Abneigung des Königs den Wiedereintritt in das Ministerium nicht. Dagegen war sein Einfluß auf das Parlament noch so groß wie zuvor, und er benutzte diesen hauptsächlich, um das Volk gegen jede Bedrückung und jede Beschränkung seiner Rechte zu schützen. Deshalb drang er auch beim Ausbruch des Krieges mit den nordamerikanischen Kolonien auf eine milde Behandlung derselben, konnte jedoch mit dieser Ansicht nicht durchdringen. Obgleich von einer langen Krankheit aufs äußerste erschöpft, fuhr er fort, das ungerechte und verderbliche Verfahren der Minister gegen die Amerikaner eifrig zu bekämpfen. Am 8. April 1778 sank er im Parlament nach einer langen Rede, in welcher er die Minister bitter getadelt hatte,

ohnmächtig nieder; man brachte ihn nach Hause und dann auf sein Landgut; er erholte sich jedoch nicht wieder, sondern starb am 11. Mai desselben Jahres. Das ganze Volk war untröstlich, denn nie hatte es einen Staatsmann gegeben, dessen Verdienste schon bei seinen Lebzeiten so allgemeine Anerkennung gefunden hatten. Er wurde mit dem größten Pomp auf öffentliche Kosten begraben, und später wurden ihm in der Westminsterabtei und an mehreren anderen Orten prächtige Denkmäler gesetzt. Das schönste Ehrendenkmal aber setzte ihm ein Parlamentsmitglied durch die mit allgemeinem Beifall aufgenommenen Worte: „Ich fürchte, daß mit Pitts Tode die Sonne der britischen Herrlichkeit auf immer untergegangen ist.“

---

d. Jakob Cook.

Der schnelle Aufschwung der englischen Seemacht zur Zeit des siebenjährigen Krieges führte nicht allein zur Eroberung ausgedehnter und blühender Reiche; er hatte auch eine Reihe wichtiger Entdeckungsreisen zur Folge, durch welche ein großer, bisher unbekannter Theil der Erdoberfläche erforscht und die Bewohner vieler Inseln der Südsee ihrem rohen Naturzustande entrissen und allmählich einer menschlichen Bildung zugeführt wurden.

Unter den kühnen Männern, die sich auf diesem gefahrvollen Wege zu Wohlthätern des Menschengeschlechts machten, nimmt Jakob Cook die erste Stelle ein. Er war im Jahre 1728 in Yorkshire von armen Eltern geboren, die ihren vielen Kindern keine genügende Erziehung geben konnten. In seinem dreizehnten Jahre kam er zu einem Schiffer, welcher Kohlen nach London zu bringen pflegte, in die Lehre.

Bei diesem blieb er bis zu seinem zwanzigsten Jahre; dann aber mußte er, weil er keinen anderen Unterhalt fand, eine Zeit lang als Schiffskoch sein Brot verdienen. Später erhielt er einen Dienst als Steuermann, und machte nun größere Reisen nach Norwegen und Rußland, auf denen er sich durch Pünktlichkeit und Pflichttreue auszeichnete. Da er sich überzeugt hatte, wie unentbehrlich mathematische Kenntnisse einem Seemann wären, so verwandte er alles Geld, welches er erübrigen konnte, auf mathematischen Unterricht. Beim Ausbruch des siebenjährigen Krieges trat er in die königliche Marine ein, trug viel zur Eroberung von Quebeck bei und wurde, nachdem er die schwierige Vermessung der Insel New-Foundland mit großer Geschicklichkeit ausgeführt hatte, zum Schiffs-Lieutenant und bald darauf zum Kapitän befördert.

Jetzt wurde ihm die Führung des Schiffes übertragen, welches im Jahre 1769 zur Beobachtung des Durchgangs der Venus durch die Sonne in die Südsee geschickt wurde. Er entdeckte auf dieser Reise die zwischen den beiden Inseln von Neu-Seeland liegende Meerenge, so wie diejenige, welche Neu-Holland von Neu-Guinea trennt. Drei Jahre später segelte er in Begleitung Forsters mit zwei Schiffen zur Erforschung der Südsee-Inseln ab. Durch seine trefflichen Maßregeln zur Erhaltung der Gesundheit unter seinen Matrosen bewirkte er, daß auf der drei Jahre währenden Reise nur ein Mann an einer Krankheit starb. Nachdem er bis zum fünfundsechzigsten Grade südlicher Breite vorgedrungen war, zwangen ihn die Eisfelder umzukehren. Er überwinterte bei den friedlichen Bewohnern von Otaheiti und drang im folgenden Sommer bis zum einundsiebzigsten Grade südlicher Breite vor. Jetzt schwebten die Schiffe mehrere Monate hindurch in der größten Gefahr. Die mit furchtbaren Stürmen abwechselnden Nebel, welche oft wochenlang die Sonne verhüllten und alle Beobachtungen über den Gang des Schiffes unmöglich machten,

die schreckliche Kälte, welche Taue und Segel mit einer dicken Eisrinde überzog, die schwimmenden Eisberge, welche die Schiffe zu zertrümmern drohten, alles dies erfüllte die Mannschaft mit Schrecken und Entsetzen. Aber völlige Verzweiflung bemächtigte sich ihrer, als Cook, dessen Besonnenheit und Geistesgegenwart sie bisher noch aufrecht erhalten hatte, von dessen Umsicht allein noch Rettung aus den sie umdrohenden Gefahren zu hoffen war, in Folge der schlechten Nahrungsmittel erkrankte. In dieser Noth schlachtete Forster seinen Hund, das einzige lebende Thier, das sich noch an Bord befand, und stellte durch die aus dem Fleisch desselben gekochte Brühe den Kranken wieder her.

Cooks dritte große Reise hatte die Auffindung einer nördlichen Durchfahrt aus dem atlantischen in den stillen Ocean zum Ziel. Er umsegelte Amerika, entdeckte die nach ihm benannte Meerenge, welche diesen Erdtheil von Asien trennt, und drang von hier aus in das nördliche Eismeer ein. Schon glaubte er das Ziel seiner Wünsche erreicht zu haben, als er sich plötzlich dergestalt vom Eise eingeschlossen sah, daß er eiligst umkehren mußte. Ein zweiter Versuch, den er in einer andern Richtung unternahm, lief nicht glücklicher ab, und er segelte daher in den großen Ocean zurück, um auf den Sandwich-Inseln zu überwintern und im nächsten Sommer eine neue Entdeckungsreise nach dem nördlichen Eismeer zu unternehmen.

Hier aber sollte der unermüdliche Forscher das Ende seiner Anstrengungen finden. Cook hatte jene Inselgruppe schon früher besucht und daselbst die freundlichste Aufnahme gefunden. Auch diesmal kamen ihm die Eingebornen mit Geschenken entgegen, fielen vor ihm, wie vor einem Gotte, auf die Knie, und der König tauschte mit ihm als Zeichen der innigsten Freundschaft den Namen aus. Bald aber änderten sich die Gesinnungen der Wilden; sie bestahlen ihre Gäste, wo sich nur eine Gelegenheit dazu darbot, und zertrümmerten endlich eins der größten Boote, um sich des daran befindlichen Eisens zu be-

mächtigen. Cook glaubte jetzt mit Strenge verfahren zu müssen und begab sich mit neun Soldaten ans Land, um die Bestrafung der Schuldigen zu verlangen. Hier fand er aber das bisher so friedliche Volk in großer Aufregung, und diese steigerte sich zur äußersten Wuth, als einer der Häuptlinge, der sich den Engländern trotzig in den Weg stellte, von diesen erschossen wurde. Jetzt griffen alle Insulaner zu den Waffen und drangen mit Speeren, Streitkolben und Steinwürfen auf die Engländer ein, welche sich langsam an das Ufer zurückzogen.

Unterdessen hatten sich die englischen Matrosen in mehreren Booten dem Lande genähert, um ihrem Kapitän Hülfe zu bringen. Um die Wilden zu schrecken und von weiteren Angriffen abzuhalten, eröffneten sie ein lebhaftes Feuer auf die dichten Schaaren derselben, steigerten aber dadurch die Wuth der Feinde nur noch mehr. Als Cook dies bemerkte, wandte er sich um und gab seinen Leuten durch Zeichen zu verstehen, daß sie ihr Feuern einstellen sollten; in dem Augenblick aber sprang einer der Insulaner herzu und stieß ihm einen Dolch in den Rücken. Durch diesen Erfolg ermuthigt, stürzten nun die Wilden von allen Seiten herbei, rissen den Verwundeten zu Boden, schleppten ihn ungeachtet des heftigen Feuers aus allen Booten unter lautem Jubelgeschrei vom Ufer fort, und tödteten ihn mit zahllosen Dolchstichen.

Cook hatte ein Alter von einundfünfzig Jahren erreicht. Er war ein hagerer, breitschulteriger Mann von fast sechs Fuß Höhe, starkem Körperbau und finsteren Gesichtszügen. Auch in seinem Benehmen war er mürrisch und zurückhaltend, so daß er selbst mit seinen Offizieren nur dasjenige sprach, was der Dienst verlangte, und kaum am Sonnabend Abend, wenn er bei einem Glase Punsch von den Mühseligkeiten der Woche ausruhte, etwas gesprächig wurde. Ein heller Verstand, ein unbeugsamer Muth und eine unerschütterliche Beharrlichkeit waren seine hervorstechenden Eigenschaften; unter seinen Fehlern aber ist besonders sein Geiz zu nennen, der mit den Jahren dermaßen

zunahm, daß er als Kapitän statt der Talglichte immer eine Thranlampe brannte und seinen Thee nicht mit Zucker, sondern mit Syrup süßte. So kam es, daß er seiner Frau und seinen sechs Kindern ein Vermögen von siebzigtausend Thalern hinterließ, welches er in den letzten zehn Jahren seines Lebens gesammelt hatte. Er ist der Erste, der über den südlichen Polarkreis vorgedrungen ist; auch hat es weder vor noch nach ihm einen Seefahrer gegeben, der so viele neue Länder entdeckt und die Astronomie, die Naturbeschreibung und die Menschen- und Völkerkunde so bedeutend erweitert hat. Man hat berechnet, daß seine Reisen in gerader Linie eine Ausdehnung von vierzigtausend Meilen erreicht haben.

---

e. Der nordamerikanische Freiheitskampf.

Das freundliche Verhältniß, in welchem die nordamerikanischen Kolonien bisher zum Mutterlande gestanden hatten, wurde plötzlich dadurch getrübt, daß die englische Regierung von den Kolonien eine Beisteuer zur Verzinsung der Staatsschuld verlangte, welche durch die langjährigen Kriege mit Frankreich außerordentlich angewachsen war. Die Amerikaner beantworteten die Forderung der Regierung mit der Erklärung, daß sie einem Parlament, in welchem sie nicht vertreten wären, nicht das Recht zugestehen könnten, sie zu besteuern. Dessen ungeachtet bestimmte das Parlament im Jahre 1765, daß sich die Amerikaner bei allen kaufmännischen und gerichtlichen Verhandlungen des Stempelpapiers bedienen sollten. Als dies bekannt wurde, läutete man in mehreren Städten die Trauerglocken und trug Särge mit der Aufschrift „Freiheit" nach den Begräbnißplätzen, während in anderen

das Stempelpapier vom Volke verbrannt und die Verkäufer desselben gemißhandelt wurden. Die englische Regierung hatte einen so allgemeinen Widerstand nicht erwartet; sie hob das Stempelgesetz wieder auf und führte statt dessen eine unbedeutende Steuer auf den Thee ein. Aber auch dies war den Amerikanern zu viel; sie erklärten jeden für ehrlos, der seinen Thee aus einem englischen Magazin beziehen würde, und kauften ihn lieber zu einem weit höheren Preise von den Schleichhändlern. Und als im Jahre 1773 drei englische mit Thee beladene Schiffe im Hafen von Boston erschienen, wurden diese von vermummten Männern überfallen und dreihundertundvierzig Kisten Thee unter dem lauten Jubel des am Ufer versammelten Volkes ins Meer geworfen.

Diese Gewaltthat war die Losung zum Kriege, denn während die englische Regierung eine Flotte absandte, um die amerikanischen Häfen zu sperren, versammelten sich die Abgeordneten der Kolonien in Philadelphia, erklärten sich für unabhängig und übertrugen die Vertheidigung des Landes dem General Washington. Dieser hatte in kurzer Zeit eine Armee von vierzigtausend Mann beisammen, da von allen Seiten Männer und Jünglinge herbeieilten, um an dem Kampfe für die Freiheit theilzunehmen. Anfangs fehlte es ihm an allen Kriegsbedürfnissen, an Geld, Flinten, Kanonen und Pulver; er wußte indeß mit seltener Beharrlichkeit das Nothwendige herbeizuschaffen und zugleich Kriegszucht und Gehorsam in die ungeordneten Schaaren zu bringen. Auch waren seine ersten Unternehmungen mit dem zwar muthigen, aber wenig geübten Heere von keinem günstigen Erfolg begleitet, denn er konnte es nicht hindern, daß die Engländer New-York besetzten und überall, wo er mit ihnen zusammentraf, das Feld behaupteten. Bald aber wandte sich das Kriegsglück. Washington überfiel im December 1776 die Engländer am Delaware, nahm mehrere tausend derselben gefangen und zwang im folgenden Jahre den General Bourgoyne,

mit seinem ganzen Heere bei Saratoga die Waffen zu strecken. Diese glänzende Waffenthat trug wesentlich dazu bei, das Vertrauen der Amerikaner zu ihrer Sache zu stärken, und zugleich erweckte sie ihnen bei den europäischen Völkern lebhafte Theilnahme, indem nun aus den verschiedensten Ländern, besonders aber aus Frankreich, tapfere Männer nach Amerika kamen, um sich an dem Freiheitskampfe zu betheiligen. Vergebens erklärte sich jetzt die englische Regierung bereit, den Abgeordneten der Kolonien Sitz und Stimme im englischen Parlament einzuräumen; die Amerikaner waren entschlossen, nur unter der Bedingung völliger Unabhängigkeit Frieden zu schließen, zumal da es um diese Zeit ihrem Gesandten Franklin gelang, mit den Königen von Frankreich und Spanien ein Schutz- und Trutzbündniß abzuschließen, in Folge dessen wieder in allen Meeren ein blutiger Krieg entbrannte.

Um diese Zeit geriethen die Amerikaner durch den Verrath eines ihrer Anführer in große Gefahr. Der General Arnold, bisher einer der unermüdlichsten Kämpfer für die Sache der Freiheit, hatte sich durch seine verschwenderische Lebensweise in Schulden gestürzt und sich dann durch Erpressungen und Unterschleif öffentlicher Gelder zu retten gesucht. Ein Verweis, den er deshalb von dem Oberfeldherrn erhielt, reizte seinen Zorn; um sich zu rächen, trat er mit den Engländern in Verbindung und versprach, ihnen gegen eine Summe von dreißigtausend Pfund Sterling eine der wichtigsten Festungen, die unter seinem Befehl stand, zu überliefern. Der Plan wurde jedoch verrathen, und Arnold mußte, ehe er ihn ausführen konnte, zu den Engländern entfliehen, die ihn zwar zum General ernannten, die allgemeine Verachtung aber nicht von ihm abwenden konnten.

Die Feldzüge der nächsten Jahre waren für die Engländer sehr glücklich, denn da sich die amerikanische Armee aus Mangel an Geld, Kleidern und Lebensmitteln fast aufgelöst hatte, so eroberten sie, fast ohne Widerstand zu finden, Virginien, Carolina und Florida. Im

Jahre 1781 aber führte Washington durch eine der glänzendsten Waffenthaten eine abermalige Wendung des Kriegsglücks und zugleich das Ende des ganzen Kampfes herbei. Er nahm nämlich bei Yorktown den General Cornwallis mit seiner ganzen, achttausend Mann starken Armee gefangen, und da zugleich im englischen Parlament die Friedenspartei das Uebergewicht erlangte, so wurde zwei Jahre später zu Versailles ein Friede geschlossen, durch welchen England die Unabhängigkeit der nordamerikanischen Freistaaten anerkannte.

In dem Seekriege mit Frankreich und Spanien, der durch denselben Frieden beendet wurde, hatte die englische Flagge, trotz der großen Anzahl ihrer Gegner, ihren alten Ruhm bewährt. Ihre glorreichste That in diesem Kriege war die Vertheidigung von Gibraltar gegen die schwimmenden Batterien der Franzosen und Spanier. Nachdem der eben so menschenfreundliche wie tapfere General Elliot die feindlichen Fahrzeuge, welche die Bomben-Batterien trugen, durch viertausend glühende Kugeln in Brand gesteckt hatte, ließ er alle seine Schiffe und Boote in Bewegung setzen, um die Matrosen und Soldaten, welche von den brennenden Fahrzeugen ins Meer springen mußten, den Wogen zu entreißen, und rettete auf diese Weise vielen hundert Feinden das Leben.

---

f. Warren Hastings.

Während die Engländer in Amerika den schönsten Theil ihrer Besitzungen verloren, dehnte sich in Ostindien ihre Herrschaft über einen Landstrich aus, der die abgefallenen Kolonien zwar nicht an Ausdehnung, wohl aber an Volksmenge und Reichthum weit übertraf.

Der Mann, welcher das von Clive begonnene Werk mit so ausgezeichnetem Erfolge weiterführte, hieß Warren Hastings. Er war, wie jener, zuerst Schreiber im Dienst der ostindischen Compagnie, und schwang sich allmählich durch seine ausgezeichneten Talente zum Gouverneur von Bengalen und endlich zum General-Gouverneur aller englischen Besitzungen in Ostindien empor. Wie Clive verband er mit einer seltenen Umsicht und Thatkraft eine bis zur Grausamkeit strenge Sinnesart und tyrannische Herrschsucht und Willkür. Als er die Verwaltung der ostindischen Besitzungen antrat, befanden sich diese in der traurigsten Lage, denn der Sultan Hyder Ali von Mysore, ein tapferer und erfahrener Krieger, hatte einen Theil derselben an sich gerissen und die meisten indischen Fürsten zu einem Bündniß gegen die verhaßten Engländer vereinigt. Von den Franzosen mit Waffen und Kriegsschiffen unterstützt, drang er immer weiter in das englische Gebiet ein und bedrohte selbst Madras. In dieser Noth entwickelte Hastings eine unermüdliche Thätigkeit und die glänzendsten Eigenschaften eines Regenten. Durch geschickte Unterhandlungen wußte er mehrere indische Fürsten von dem Bündniß mit dem gefährlichen Feinde abzuziehen und auf seine Seite zu bringen, und durch schleunige Vermehrung der Land- und Seemacht und die Wahl geschickter Feldherren die Fortschritte der Feinde zu hindern. Als Hyder Ali in seinem achtzigsten Jahre starb, setzte zwar sein Sohn und Nachfolger, Tippo Saib, mit einem Heere von hunderttausend Mann den Krieg fort; doch auch dieser gefährliche Feind mußte sich vor dem schwachen englischen Heere zurückziehen und endlich gegen Zurückgabe aller von seinem Vater gemachten Eroberungen Frieden schließen.

Jetzt konnte Hastings daran denken, die durch den verderblichen Krieg zerrüttete Verwaltung des Landes zu ordnen. Es gelang ihm dies in dem Grade, daß sich die Einkünfte der ostindischen Compagnie in kurzer Zeit von drei auf fünf Millionen Pfund Sterling erhöhten.

Zugleich brachte er mehrere bisher unabhängige Fürsten unter englische Botmäßigkeit, so daß, als er nach dreizehnjähriger Verwaltung nach England zurückkehrte, die Herrschaft der Engländer in Ostindien fester als je begründet war.

Gleich nach seiner Ankunft in London wurde er vor dem Parlament angeklagt, englische Unterthanen grausam bedrückt und beraubt, unermeßliche Summen erpreßt und den Untergang mehrerer mit England befreundeter Fürsten herbeigeführt zu haben. Die Menge der Zeugen, welche verhört wurden und welche zum größten Theil aus Ostindien herbeigeholt werden mußten, machte, daß der Prozeß gegen acht Jahre währte. Die öffentliche Meinung sprach sich inzwischen immer günstiger für den Angeklagten aus, denn wenn man auch seine despotische Willkür tadelte, so wußte man doch auch, daß man die Erhaltung der reichen Besitzung nur seiner Thatkraft und Kühnheit verdankte. Endlich wurde Hastings von der Mehrzahl der Lords freigesprochen, jedoch zur Tragung der Prozeßkosten verurtheilt, welche sich nach unserem Gelde auf eine halbe Million Thaler beliefen. Die ostindische Compagnie entschädigte ihn indeß durch reiche Schenkungen.

Tippo Saib erneuerte noch zweimal den Krieg mit den Engländern, wurde aber stets geschlagen und fiel endlich bei der Vertheidigung seiner Hauptstadt Seringapatnam. Seitdem gab es keine Macht mehr, die sich der englischen Herrschaft in Ostindien widersetzen konnte, und jetzt sind ihnen in diesem Lande über achtzig Millionen Menschen unterworfen, während dreißig Millionen von einheimischen Fürsten, doch unter englischer Oberhoheit, regiert werden.

g. Die Schlacht bei Abukir.

England hatte anfangs der Entwickelung der französischen Revolution ruhig zugesehen; als aber der unglückliche Ludwig XVI. sein Leben auf dem Blutgerüst geendet hatte, war es auf die Seite der Alliirten getreten, indem es Frankreichs Flotten in allen Meeren angriff, seine Kolonien eroberte und die Regierungen des Festlandes durch Hülfsgelder unterstützte. An der Spitze der Staatsverwaltung stand damals der jüngere Wilhelm Pitt, der zweite Sohn des Grafen Chatam, seinem Vater an staatsmännischer Weisheit, Vaterlandsliebe und glänzender Beredtsamkeit gleich und seit seinem fünfundzwanzigsten Jahre Minister und erster Lord der Schatzkammer. Als die übrigen Mächte mit der französischen Republik Frieden schlossen, setzte er den Krieg ohne Bundesgenossen fort, und im Sommer des Jahres 1798 schickte er eine vom Admiral Nelson befehligte Flotte von dreizehn Linienschiffen ab, um das französische Geschwader, auf welchem Bonaparte nach Aegypten gesegelt war, anzugreifen.

Als Nelson vor Alexandrien ankam, wimmelte der Hafen dieser Stadt von Schiffen und Barken; die größeren Kriegsschiffe der Franzosen aber lagen längs dem Ufer östlich von Abukir vor Anker, und waren durch Batterien, welche sowohl am Ufer als auf einer vor ihnen liegenden Insel aufgeworfen waren, so wie durch eine große Anzahl von Kanonenbooten geschützt. Außerdem befand sich eine lange Reihe von Sandbänken zwischen ihnen und dem Lande, so daß die Flotte vor jedem feindlichen Angriff gesichert schien. So vortheilhaft aber diese Stellung des Feindes auch war, so beschloß Nelson doch einen Angriff zu unternehmen, und zwar von der Seite des Landes, indem er seine Flotte in das schmale Fahrwasser zwischen der französischen

Flotte und den Sandbänken längs der Küste einlaufen ließ. Da gleich das erste seiner Schiffe, der Culloden von vierundsiebzig Kanonen, auf einer Sandbank scheiterte, so blieben ihm nur zwölf Linienschiffe übrig, welchen dreizehn französische Linienschiffe von gleicher Größe, die ihm überdies an Zahl und Schwere des Geschützes überlegen waren, gegenüberstanden. Ungeachtet dieses Mißverhältnisses rückten die englischen Seeleute mit der ihnen eigenthümlichen Todesverachtung ins Gefecht, und die Mehrzahl ihrer Schiffe war bald in den Kanal eingedrungen und hatte hier ein furchtbares Feuer eröffnet. Die übrigen, unter ihnen das Admiralschiff, griffen von der Seeseite an, so daß sich die französische Flotte zwischen zwei Feuern befand.

Eine Zeit lang wüthete die Schlacht, ohne daß von irgend einer Seite ein wesentlicher Erfolg errungen wurde. Auch als Nelson, von einer Kugel am Kopfe verwundet, vom Verdeck getragen werden mußte, und der französische Admiral Brueys von einer Kanonenkugel getödtet wurde, setzten Engländer und Franzosen den Kampf mit zunehmender Erbitterung fort. Beim Einbruch der Nacht steigerte sich die Verwirrung, während das Feuer mit gleicher Heftigkeit fortwährte. Endlich führte ein unglückliches Ereigniß die Niederlage der französischen Flotte herbei. Das Admiralschiff L'Orient, ein Schiff von hundertundzwanzig Kanonen und mehr als tausend Mann Besatzung, gerieth nämlich in Brand; ein Oelgefäß, welches man bei Seite zu räumen vergessen hatte, verbreitete die Flammen mit großer Schnelligkeit über das ganze Verdeck, und bald überzeugte sich die Mannschaft, daß alle Versuche, das Feuer zu überwältigen, vergeblich wären. Einige warfen sich in die Boote und suchten das Ufer zu erreichen; Andere sprangen in das Meer, um sich durch Schwimmen zu retten; noch Andere setzten das Feuern aus den unteren Batterien fort, bis der ganze Riesenkörper, weithin die Nacht erleuchtend, in Flammen stand. Freund und Feind zogen sich, um nicht bei der zu erwartenden Explosion durch

herabfallende Trümmer zerschmettert zu werden, in ehrerbietige Entfernung zurück. Endlich erreichte das Feuer die Pulverkammer, und unter furchtbarem Krachen flog die ungeheure Masse mit mehr als fünfhundert Menschen in die Luft. Einige Minuten schwieg der Donner der Schlacht, begann aber bald wieder mit vermehrter Wuth, bis die Franzosen gegen drei Uhr Morgens ihr Feuern einstellten.

Beim Anbruch des Tages konnten die Engländer die Früchte ihrer heldenmüthigen Anstrengungen überblicken. Von der ganzen französischen Flotte waren nur zwei Linienschiffe und zwei Fregatten im Stande, sich durch die Flucht zu retten; alle übrigen Schiffe waren in den Grund geschossen oder hatten die Flagge streichen müssen. Der Verlust der Engländer an Todten und Verwundeten betrug nur neunhundert Mann, während von den Franzosen fast achttausend geblieben waren. Die erbeuteten Schiffe gewährten übrigens den Engländern keinen großen Nutzen, denn sie waren so zerschossen, daß man, wie Nelson an das Ministerium schrieb, mit einem vierspännigen Wagen hindurchfahren konnte.

---

h. Nelsons Tod in der Schlacht bei Trafalgar.

Der Friede, welchen England und Frankreich im Jahre 1802 zu Amiens schlossen, war nicht von langer Dauer, denn schon im folgenden Jahre brach zwischen beiden Ländern ein neuer Krieg aus, den England mit der Eroberung mehrerer französischer Kolonien, Frankreich mit der Besetzung Hannovers begann. Bonaparte hatte inzwischen mit allem Eifer an der Wiederherstellung der französischen Seemacht gearbeitet und mit bedeutendem Aufwande eine ansehnliche Flotte zu

Stande gebracht. Diese sollte jedoch durch denselben Helden, der schon einmal die französische Seemacht zerstört hatte, mit einem Schlage vernichtet werden.

Es war am 21. October 1805, als Nelson mit siebenundzwanzig Linienschiffen die vereinigte französische und spanische Flotte, welche aus dreiunddreißig Linienschiffen bestand, beim Vorgebirge Trafalgar unweit Cadix angriff. Als die Vorbereitungen zur Schlacht getroffen waren, zog sich Nelson in seine Kajüte zurück und schrieb, von Todesahnungen ergriffen, folgende Worte nieder: „Möge der große Gott, zu dem ich bete, meinem Vaterlande am heutigen Tage einen glorreichen Sieg verleihen! Mögen alle Engländer, die an dem heutigen Kampfe theilnehmen, sich ihres Vaterlandes würdig zeigen und nach dem Siege die Großmuth und Milde bewähren, die meinen Landsleuten eigen ist! Was mich betrifft, so empfehle ich meine Seele dem, der mich erschaffen hat, und erkenne es als eine große Gnade, daß er mir die Vertheidigung einer gerechten Sache anvertraut hat. Er möge mein Bemühen, meinem Vaterlande zu dienen, mit seinem Segen begleiten! Amen."

Als Nelson in seiner Admirals-Uniform und mit allen ihm verliehenen Sternen und Ehrenzeichen wieder auf dem Verdeck erschien, waren seine Freunde in Sorge, daß die vielen Orden die Aufmerksamkeit der französischen Scharfschützen auf sich ziehen könnten; es wagte aber keiner ihm dies vorzustellen, weil er einst eine ähnliche Bemerkung mit den Worten zurückgewiesen hatte: „Ich habe sie mit Ehren erworben und will sie mit Ehren tragen bis an mein Ende." Der Erfolg bewies, daß die Besorgnisse seiner Freunde wohl begründet waren, und daß es wahrscheinlich jene seltsame Schwäche war, die seinen Tod herbeiführte.

In dem Augenblick, als die Schlacht beginnen sollte, ließ Nelson auf seinem Admiralschiff das Signal aufstecken: „England erwartet,

daß ein Jeder seine Pflicht thue!" Diese kernigen Worte gingen wie ein Lauffeuer von Schiff zu Schiff, von Mann zu Mann; Offiziere, Soldaten und Matrosen schienen von Einem Geiste beseelt, und Alle waren entschlossen, zu siegen oder zu sterben. Die Kapitäne standen auf den Hinterdecken, die Hochbootsmänner auf den Vorderkastellen, um ihre Befehle zu ertheilen; die Artilleristen stellten sich mit brennenden Lunten neben die Geschütze; die Zimmerleute schichteten ihre Holzkeile auf, um die durch die feindlichen Kugeln verursachten Schäden augenblicklich ausbessern zu können, und die Matrosen und Seesoldaten erwarteten schweigend das Zeichen zum Beginn der Schlacht.

Die französische und spanische Flotte unter dem Befehl des Admirals Villeneuve, eines tapferen und erfahrenen Seemanns, hatte sich in Gestalt eines Halbmondes aufgestellt, während die Engländer in zwei gleichlaufenden Linien vorrückten. Als die ersten englischen Schiffe in Schußweite gekommen waren, eröffnete die ganze französische Linie ein so furchtbares Feuer, daß man nichts mehr hörte, als den Donner der Kanonen und der die Schiffswände durchbohrenden Kugeln und das Krachen der herabstürzenden Raaen und Masten. In diesen betäubenden Lärm mischte sich das Jauchzen der Sieger, das Jammern der Verwundeten und der Hülferuf der Versinkenden. Das Meer war weithin mit einer undurchdringlichen Rauchwolke bedeckt, die an einigen Stellen durch die Flammen der brennenden Schiffe schauerlich geröthet war.

In dieser Weise hatte der Kampf schon mehrere Stunden mit gleicher Heftigkeit gewährt und der Sieg neigte sich entschieden auf die Seite der Engländer, als die Kanonen des französischen Schiffes Redoutable, welches dem englischen Admiralschiff gegenüberstand, plötzlich verstummten. Nelson glaubte, daß es seine Flagge gestrichen habe, und um unnützes Blutvergießen zu vermeiden, befahl er, auf das Schiff nicht mehr Feuer zu geben, sondern an dasselbe heranzusteuern

und es zu entern. Kaum aber war sein Befehl ausgeführt worden, so traf ihn aus eben dem Schiffe, welches seine Menschlichkeit verschonen wollte, eine tödtliche Kugel. Die Mastkörbe desselben waren nämlich, wie auf der ganzen französischen Flotte, mit Scharfschützen besetzt, welche in dem Augenblick, als das englische Admiralschiff sich näherte, ein lebhaftes Feuer auf die Stelle eröffneten, wo sie den feindlichen Anführer erblickten. Von einer Kugel in die linke Schulter getroffen, stürzte Nelson zu Boden; man trug ihn in die Kajüte hinab und wollte ihn verbinden; er aber lehnte, da er den Tod herannahen fühlte, alle ärztliche Hülfe ab und verlangte nur ab und zu etwas Limonade, um seinen brennenden Durst zu stillen. So lag er unter heftigen Schmerzen noch eine Stunde, indem er sich von Zeit zu Zeit nach dem Gang des Gefechts erkundigte. Endlich verkündigte das Hurrahrufen der englischen Matrosen, daß die feindlichen Schiffe, welche bisher noch Widerstand geleistet hatten, ihre Flaggen strichen. „Wie viel Schiffe haben wir genommen?“ fragte der Held mit Anstrengung seiner letzten Kräfte. „Vierzehn bis fünfzehn,“ lautete die Antwort. „Das ist gut,“ sagte er, „aber ich hatte auf zwanzig gerechnet.“ Einige Augenblicke später gab er mit den Worten: „Gott sei Dank, ich habe meine Pflicht gethan!“ den Geist auf.

Die Schlacht bei Trafalgar war nicht nur eine der blutigsten, die zur See geliefert worden sind, sie hatte auch die wichtigsten Folgen. Von den vierzehn französischen und spanischen Schiffen, welche sich gerettet hatten, fielen an den folgenden Tagen noch vier in die Hände der Engländer, so daß von der ganzen Flotte, an deren Erbauung die Franzosen sechs Jahre lang mit äußerster Anstrengung gearbeitet hatten, nur zehn Schiffe übrig blieben, die überdies alle mehr oder weniger beschädigt waren. Auch der Verlust an Mannschaft war für die beiden verbündeten Mächte unverhältnißmäßig groß, denn während die Engländer noch nicht zweitausend Mann an Todten und Verwun-

deten hatten, betrug der Verlust der Franzosen und Spanier gegen fünfzehntausend Mann.

Der Jubel über den herrlichen Sieg wurde in England durch die Trauer um den Verlust des Helden getrübt, der einer Liebe und Verehrung genoß, wie sie noch keinem Feldherrn zu Theil geworden war. Sein Leichnam wurde unter der Theilnahme des ganzen Volks mit dem größten Pomp in einem Sarge, den einer seiner Waffengefährten nach der Schlacht bei Abukir aus dem großen Mast des französischen Admiralschiffes L'Orient hatte anfertigen lassen, in der Paulskirche bestattet. An den verschiedensten Orten wurden ihm prächtige Denkmäler errichtet, seine Familie aber durch reiche Nationalbelohnungen geehrt.

Nelson hatte, als er zwölf Jahre alt war, seine erste Seereise gemacht, und war in seinem achtzehnten Jahre schon ein erfahrener Seemann. In seinem zwanzigsten Jahre wurde er erster Lieutenant und ein Jahr später Kapitän. Bei Corsica verlor er in einem Treffen ein Auge, in Teneriffa den rechten Arm; dessen ungeachtet zeichnete er sich nachher noch in vielen Gefechten durch kühne Thaten aus. Mit einer so ausgezeichneten Tapferkeit verband er eine fromme, menschenfreundliche Gesinnung, und nur einmal befleckte er seinen Ruhm durch Grausamkeit gegen die Besiegten, als er nämlich den mit den Republikanern in Neapel geschlossenen Vertrag vernichtete und viele angesehene Männer, die sich an die Franzosen angeschlossen hatten, an den Masten seines Schiffes aufhängen ließ.

I. Das Bombardement von Kopenhagen.

Wenige Monate nach dem gefeierten Helden starb Englands großer Staatsmann, Wilhelm Pitt, aus Kummer über die Siege, welche Napoleon auf dem Festlande erfocht. Aber wenn auch mit ihm der unversöhnlichste Feind der Revolution und der Franzosen ins Grab sank, so hörte deshalb der Krieg doch nicht auf, da das neue Ministerium entschlossen war, die Waffen nicht eher niederzulegen, bis Frankreichs Uebermacht gebrochen und das europäische Gleichgewicht wieder hergestellt wäre. Napoleon hatte, um den englischen Handel zu vernichten, die meisten Mächte des Festlands durch die sogenannte Continentalsperre gezwungen, ihre Häfen den Schiffen und den Manufactur- und Kolonialwaaren der Engländer zu verschließen. Als nun der König von Dänemark sich weigerte, dem Continentalsystem beizutreten, und Napoleon Anstalten traf, ihn durch einen Angriff auf Kopenhagen und die dort befindliche Flotte zum Beitritt zu nöthigen, beschloß das englische Ministerium, dem Feinde zuvorzukommen und die Auslieferung der sämmtlichen dänischen Kriegsschiffe, von denen ein erfolgreicher Widerstand gegen die französische Flotte nicht zu erwarten war, zu erzwingen. Zu diesem Ende ging im Juli 1807 eine Flotte von siebenundzwanzig Linien- und fünfhundert Transportschiffen, welche zwanzigtausend Mann Landungstruppen an Bord hatten, aus den englischen Häfen unter Segel, und erschien am 12. August am Eingang des Sundes. Die Forderung einer freiwilligen Auslieferung ihrer Flotte wurde von der dänischen Regierung mit Unwillen verworfen, obgleich sich die ganze Armee in Holstein befand und Kopenhagen von Truppen gänzlich entblößt war. Sogleich wurden die Batterien, welche die Hauptstadt schützten, mit Kanonen besetzt; der

Hafen wurde durch Versenkung eines großen Schiffes gesperrt; die Bürger und die Studenten bewaffneten sich, und die Weiber und Kinder arbeiteten an den Schanzen, welche zum Schutz der Stadt nach der Landseite hin aufgeworfen wurden.

Die englischen Truppen hatten unterdessen in einiger Entfernung ihre Landung bewerkstelligt und rückten vor, um die Stadt von der Landseite zu stürmen. Da auf eine abermalige Aufforderung des englischen Admirals die frühere Antwort erfolgte, so begann nun eine furchtbare Beschießung der Stadt, bei welcher die kurz zuvor erfundenen Congreveschen Raketen zum ersten Male ihre verheerende Wirkung thaten. Die dänischen Batterien und die Kanonen der den Hafen beherrschenden Festung erwiderten das Feuer mit großer Lebhaftigkeit, konnten aber den Schiffen wegen der zu großen Entfernung keinen bedeutenden Schaden zufügen, während fast jede aus den Schiffen geworfene Bombe oder Rakete ein Haus in Brand steckte. Am ersten Tage gelang es den außerordentlichen Anstrengungen der Einwohner, das Feuer an allen Punkten, wo es ausgebrochen war, zu löschen. Am zweiten Tage aber versagten die Spritzen, von denen einige durch Bomben zertrümmert, andere durch den anhaltenden Gebrauch untauglich geworden waren, fast überall den Dienst, und nun griff das Feuer mit solcher Gewalt um sich, daß am Abend fünfundzwanzig Straßen mit mehr als vierhundert Häusern in Asche lagen. Von Entsetzen ergriffen, flohen die Einwohner nach der nahegelegenen Insel Amack. Die Straße, die nach dieser Insel führt, bot einen jammervollen Anblick dar, denn da die Zahl der an jenem Tage durch Bomben und Brandraketen getödteten Männer, Frauen und Kinder sich auf mehr als sechshundert belief, so war fast keiner unter den Flüchtlingen, der nicht den Tod eines Verwandten oder Freundes zu beklagen gehabt hätte. Endlich beschloß der Commandant und der von ihm zusammenberufene Kriegsrath, lieber die Flotte auszuliefern als die ganze Haupt-

stadt der Zerstörung preiszugeben, und schloß mit dem englischen Admiral einen Vertrag, nach welchem dieser die Festung von Kopenhagen auf sechs Wochen besetzen sollte, um inzwischen alle dänischen Kriegsschiffe, bewaffneten Fahrzeuge und Schiffsvorräthe in Besitz zu nehmen und wegzuführen.

Auf diese Weise fielen achtzehn Linienschiffe, fünfzehn Fregatten und dreißig kleinere Kriegsschiffe in die Hände der Engländer. Die gewaltsame That erregte beim ganzen dänischen Volke eine grenzenlose Erbitterung; die Regieruug aber schloß sogleich mit Frankreich ein Bündniß und befahl, alle in ihrem Lande befindlichen Engländer zu verhaften. Auch im Auslande fand das Verfahren der Engländer die lauteste Mißbilligung, und der Kaiser von Rußland wurde durch dasselbe veranlaßt, an England den Krieg zu erklären.

---

k. Wellingtons Feldzug in Spanien.

Verleitet durch die Schnelligkeit, mit der ein großer Theil von Deutschland und Italien unterworfen worden war, beschloß Napoleon im Jahre 1807, sich auch zum Herrn der Pyrenäen-Halbinsel zu machen. Die portugiesische Königsfamilie entfloh bei der Annäherung eines französischen Heeres nach Brasilien, ohne auch nur einen Versuch zur Vertheidigung ihres Throns zu machen, und der schwache Karl IV. von Spanien und sein Sohn Ferdinand ließen sich sogar durch die Ränke des Kaisers bestimmen, freiwillig der Krone zu entsagen. Anders handelte das spanische Volk. Als Napoleon ihm seinen Bruder Joseph als König aufdrängen wollte, erhob es sich wie ein Mann gegen die verhaßte Fremdherrschaft und begann, begün-

stigt durch die Berge und Schluchten seines Landes, ohne gemeinsames Oberhaupt einen Guerillas- oder Bandenkrieg, indem jede Stadt und jedes Dorf auf eigene Hand unter einem selbstgewählten Führer gegen die einzelnen Abtheilungen des französischen Heeres kämpfte, ihnen die Zufuhr abschnitt und sie in Hinterhalte lockte. Anfangs schien es, als sollte die kampfgewohnte französische Armee über die Begeisterung des Volks den Sieg davontragen; als aber zwanzigtausend Franzosen bei Baylen in Gefangenschaft geriethen, wurde das Volk von neuem Muthe beseelt und setzte nun den Kampf mit solchem Glücke fort, daß Joseph Madrid verlassen mußte.

Unterdessen hatte die englische Regierung eine Armee unter Arthur Wellesley, dem nachmaligen Herzog von Wellington, nach Portugal geschickt. Dieser eben so tapfere wie umsichtige Feldherr hatte sich schon in Indien im Kampfe gegen Tippo Saib ausgezeichnet, hatte dann an dem Bombardement von Kopenhagen theilgenommen und erfocht nun in der Pyrenäen-Halbinsel eine Reihe der glänzendsten Siege. Er eroberte mit den vereinigten englischen und portugiesischen Truppen Oporto, schlug im Jahre 1810 die Franzosen unter dem Marschall Soult bei Talavera und ward nun auch zum Generalissimus der spanischen Armee ernannt. Da er nicht stark genug war, um gegen die neuen Truppenmassen, welche Napoleon selbst nach Spanien geführt hatte, das Feld zu behaupten, so wandte er ein Mittel an, welches allerdings das Vorrücken des Feindes erschwerte, aber auch dem Lande, das er vertheidigte, den größten Schaden zufügte und daher von vielen Seiten hart getadelt worden ist. Er verwandelte nämlich jeden Schritt Landes, den er räumen mußte, in eine Wüste, indem alle Einwohner bei Todesstrafe ihre Häuser verlassen und in Brand stecken, ihr Hausgeräth vernichten, ihre Heerden und alle ihre Vorräthe an Lebensmitteln mitnehmen mußten. Erst einige Meilen vor Lissabon machte er Halt und verschanzte sich auf einem Berge,

fest entschlossen, die unter Mortier nachrückenden Franzosen durch Hunger zu besiegen, während sein eigenes Heer durch die reichliche Zufuhr, die vom Meere her und auf dem Tajo ohne Unterbrechung herankam, an allen Lebensbedürfnissen Ueberfluß hatte. Endlich mußten die Franzosen, nachdem sie fünf Wochen lang der Noth und dem Elend Trotz geboten hatten, den Rückzug antreten, auf dem sie noch so bedeutende Verluste erlitten, daß Martier von den achtzigtausend Mann, welche er ins Feld geführt hatte, nur vierzigtausend zurückbrachte. Im Jahre 1812 nahm Wellington Ciudad Rodrigo mit Sturm, eroberte Badajoz und siegte in der großen Schlacht bei Salamanca, in welcher der französische Feldherr Marmont schwer verwundet wurde. Zum Dank für diesen Sieg ernannte ihn die spanische Reichsversammlung zum Herzog von Ciudad Rodrigo, und das englische Parlament schenkte ihm Landgüter im Werth von hunderttausend Pfund Sterling.

Da Napoleon im folgenden Jahre seine besten Feldherren und Truppen nach Deutschland schicken mußte, um die in Rußland erlittenen Unfälle wieder gut zu machen, so entschloß sich sein Bruder Joseph, alles Land jenseit des Ebro zu räumen, um wenigstens in den nördlichen Provinzen von Spanien seine Herrschaft aufrecht zu erhalten. Indessen wurde er auch aus diesen durch Wellingtons Sieg bei Vittoria vertrieben, und zugleich verlor er hier seinen ganzen Schatz und sein sämmtliches, aus hundertundfünzig Kanonen bestehendes Geschütz. Jetzt drang Wellington über die Pyrenäen in Frankreich ein, siegte über die entmuthigten französischen Truppen, die sich unter dem Befehl des kriegserfahrenen Marschalls Soult wieder gesammelt hatten, in mehreren Schlachten und besetzte Bordeaux und Toulouse. Hier bekam er die Nachricht, daß Paris von den Alliirten genommen wäre. Da hierdurch der Feldzug beendet war, so begab sich Wellington in die Hauptstadt und wurde hier von den verbündeten Monarchen mit

der größten Auszeichnung aufgenommen. Noch größere Ehre wurde ihm in Madrid zu Theil, wohin er von Paris aus reiste; in London aber empfing ihn das Volk mit einem Jubel, der kein Ende nehmen wollte, während das Parlament zu den früheren Geschenken noch Landgüter im Werth von zwei Millionen Thalern hinzufügte.

---

l. Die Schlacht bei Waterloo.

Als Napoleon, dem durch den ersten Pariser Frieden die Insel Elba überwiesen worden war, am 1. März 1815 in Frankreich landete, erklärten ihn die im Wiener Congreß versammelten Mächte für einen Feind und Störer des Weltfriedens und ließen ihre noch versammelten Armeen abermals gegen die französischen Grenzen vorrücken. Wellington, der sich als englischer Gesandter in Wien befand, wurde an die Spitze eines aus Engländern, Holländern und Hannoveranern bestehenden Heeres gestellt, während Blücher den Oberbefehl über die preußische Armee wieder übernahm. Napoleon warf sich zuerst mit seiner ganzen Macht auf die Preußen und drängte diese bei Ligny zurück, während der Marschall Ney mit einem Theil des englischen Heeres bei Quatrebras kämpfte. Zwei Tage später, am 18. Juni, traf er auf die Hauptmacht der Engländer, und so entspann sich die verhängnißvolle Schlacht, welche von den Franzosen nach der Höhe von Mont St. Jean, von den Engländern nach dem Dorfe Waterloo, von den Preußen nach dem Vorwerk Belle Alliance benannt wird.

Die Nacht vor der Schlacht war so stürmisch, daß es schien, als wollten die Elemente den Kampf verhindern, auf welchen sich gegen dreimalhunderttausend Menschen vorbereiteten. Auch der Morgen des

denkwürdigen Tages war kalt und trübe, und bis neun Uhr fiel der Regen in Strömen; dann aber klärte sich der Himmel so weit auf, daß man auf beiden Seiten die feindlichen Schaaren erblicken konnte. Als Napoleon die Engländer in Schlachtordnung aufgestellt sah, konnte er einen Ausruf der Freude nicht unterdrücken, denn er glaubte den Sieg schon in Händen zu haben, da er die Preußen weit entfernt wähnte. Es vergingen indeß noch zwei Stunden, ehe Alles zum Angriff geordnet war; dann aber entbrannte auf dem ganzen Schlachtfelde ein blutiger Kampf. Auf beiden Seiten wurde mit der größten Erbitterung gefochten; auch schienen selbst die gemeinen Soldaten zu wissen, wie viel von der Entscheidung dieses Tages abhing.

Während der Kampf am heftigsten wüthete, hatte sich Blücher mit dem Bülowschen Corps vereinigt und eilte nun, seinen Verbündeten die versprochene Hülfe zu bringen. Er wurde indeß durch zahllose Hindernisse auf seinem Marsch aufgehalten, so daß sich seine Ankunft um mehrere Stunden verzögerte. Der Boden war von dem anhaltenden Regen dermaßen aufgeweicht, daß die Kanonen oft bis an die Achsen in den Morast versanken und von den erschöpften Soldaten nur mit unsäglicher Mühe fortgeschafft werden konnten; unbedeutende Bäche waren zu reißenden Strömen angeschwollen und mußten, da das Wasser die Brücken fortgerissen hatte, durchwatet werden, und dabei hatten die Soldaten nicht einmal Zeit, sich durch Speise und Trank von den Anstrengungen eines so mühsamen Marsches zu erholen. „Wir kommen zu spät!“ riefen sie ein Mal über das andere; „unsere Mühe ist vergeblich!“ „Wir dürfen nicht zu spät kommen!“ rief der alte Blücher ihnen dann zu; „ich habe Wellington mein Wort gegeben, und Ihr werdet nicht wollen, daß ich wortbrüchig werde. Darum Muth, Kinder, Muth! Noch einige Stunden, und der Sieg ist unser!“

Unterdessen hatte Napoleon, um eine Entscheidung herbeizuführen, sich an die Spitze seiner Garden gestellt, und führte diese selbst gegen

den Feind. „Dort ist der Weg nach Brüssel!“ rief er ihnen zu, indem er auf die Mitte der feindlichen Schlachtreihe zeigte. Sie antworteten ihm mit lauten Jubelrufen, und drangen, von einem furchtbaren Feuer ihres Geschützes unterstützt, mit gewaltigem Ungestüm auf die Engländer ein. Diese hielten eine Zeit lang muthig aus, mußten sich aber endlich zurückziehen, so daß Wellington, um seine Schlachtreihe nicht durchbrechen zu lassen, seine ganze Nachhut heranziehen und ins Feuer schicken mußte. Schon füllte sich die Straße nach Brüssel mit Flüchtlingen, schon zeigten sich auch an anderen Stellen bedenkliche Vorzeichen des Rückzuges, und Wellington selbst sagte zu seinen Umgebungen: „Ich wollte, es wäre Nacht oder die Preußen wären da!“ Da erschien, gerade im entscheidenden Augenblick, der preußische Vortrab auf der rechten Seite der Franzosen, und bald waren die Anhöhen, so weit das Auge reichte, mit preußischen Truppen besetzt, welche sich sofort auf den Feind warfen und die größte Verwirrung in seine Reihen brachten. Durch diesen Anblick zu neuen Anstrengungen ermuthigt, drangen auch die Engländer wieder vor, und nun kamen alle Schrecken einer völligen Niederlage über das französische Heer. In dem Augenblick, als die beiden verbündeten Heere zum letzten, entscheidenden Angriff vorrückten, strömte die untergehende Sonne, welche den ganzen Tag hindurch von schwarzen Wolken umhüllt gewesen war, ein rothes Lichtmeer aus, und ihre letzten Strahlen fielen auf eine fliehende Masse, welche über das Schlachtfeld dahineilte. Die einbrechende Finsterniß vermehrte noch die Verwirrung, und bald war die ganze französische Armee nur noch ein ungeordneter Haufe, in welchen die Sieger ungehindert einhieben. Umsonst versuchte Napoleon, die Fliehenden aufzuhalten; seine Bitten wurden eben so wenig beachtet wie seine Befehle und seine Drohungen, und endlich wurde er selbst von den Flüchtlingen mit fortgerissen.

Die unmittelbare Folge der Schlacht bei Waterloo war der zweite

Pariser Friede und die Fortführung Napoleons auf die Insel St. Helena, wo er im Jahre 1821 als Gefangener starb. England gewann durch den Krieg, den es mit geringer Unterbrechung dreiundzwanzig Jahre lang gegen Frankreich geführt hatte, viele reiche Kolonien, namentlich Ceylon, das Vorgebirge der guten Hoffnung, Malta und mehrere westindische Inseln; wichtiger aber, als diese Erwerbungen, war die unbestrittene Herrschaft der Meere, die es sich errungen hatte. Dagegen waren aber auch die Staatsschulden auf die ungeheure Summe von fünftausend Millionen Thalern gestiegen.

---

4. Georg IV., Wilhelm IV. und Victoria.

Georg IV. bestieg, nachdem er schon als Prinz-Regent während einer Gemüthskrankheit seines Vaters die Regierung geführt hatte, beim Tode desselben im Jahre 1820 den Thron. Unter ihm wirkte der Minister Canning, ein Schüler Pitts, im Sinne seines großen Lehrers, indem er die Befreiung Griechenlands von der türkischen Herrschaft förderte, die südamerikanischen Freistaaten bei ihrem Kampfe gegen Spanien unterstützte und den katholischen Irländern den Zutritt in das englische Parlament eröffnete. Unter Wilhelm IV., der 1830 auf seinen Bruder Georg IV. folgte, wurde durch die Parlaments-Reform die Volksvertretung in zeitgemäßer Weise umgestaltet, die Sklaverei in den englischen Kolonien aufgehoben und gegen den Sklavenhandel strenge Gesetze erlassen. Seine Nichte Victoria, die ihm 1837 folgte und sich 1840 mit dem Prinzen Albert von Sachsen-Koburg

vermählte, gab durch Ermäßigung der Zölle und durch glückliche Kriege in Indien und China dem Handel und dem Gewerbfleiß einen neuen Aufschwung. Jetzt nimmt England durch seine staatlichen Einrichtungen, seine Seemacht, seine Reichthümer, seinen Handel und sein allseitiges, reges Leben eine der ersten Stellen unter den gebildetsten Ländern der Welt ein. Zwar fehlt es ihm nicht an wunden Stellen, unter denen namentlich der schroffe Gegensatz zwischen den unermeßlichen Reichthümern der höheren Klassen und der drückenden Armuth der großen Masse des Volks zu nennen ist. Indessen ist durch seine freie Verfassung, in welcher die Rechte der Krone und des Volks in den schönsten Einklang gebracht sind und deren Grundsätze von Regierenden und Regierten gewissenhafter beobachtet werden, als die geschriebenen Verfassungs-Urkunden vieler anderen Länder, ein Mittel zu einer gesetzmäßigen Beseitigung aller vorhandenen Uebel gegeben. Das englische Volk hat unter dieser Verfassung einen Grad politischer Reife erlangt, wie er bei keiner anderen Nation angetroffen wird; die ihm gewährte Freiheit gestattet ihm eine allseitige Entwickelung seiner Kräfte, die den Staat, trotz seiner ungeheuren Schuldenlast, zu einem der mächtigsten der neueren Zeit gemacht hat, und die sich namentlich in der mit jedem Tage zunehmenden Ausdehnung des Handels und des Kunstfleißes zeigt; endlich erfreut es sich einer Bildung, durch die es unter allen Völkern eine der ersten Stellen einnimmt. So erklärt es sich, daß jeder Engländer in die durch alle Schichten des Volks verbreiteten und von allen mit gleicher Begeisterung gesungenen Volkslieder „Gott erhalte die Königin" und „Herrsche, Britannien, über die Meere" jubelnd einstimmt.

Berlin, Druck von J. G. Brüschcke.